

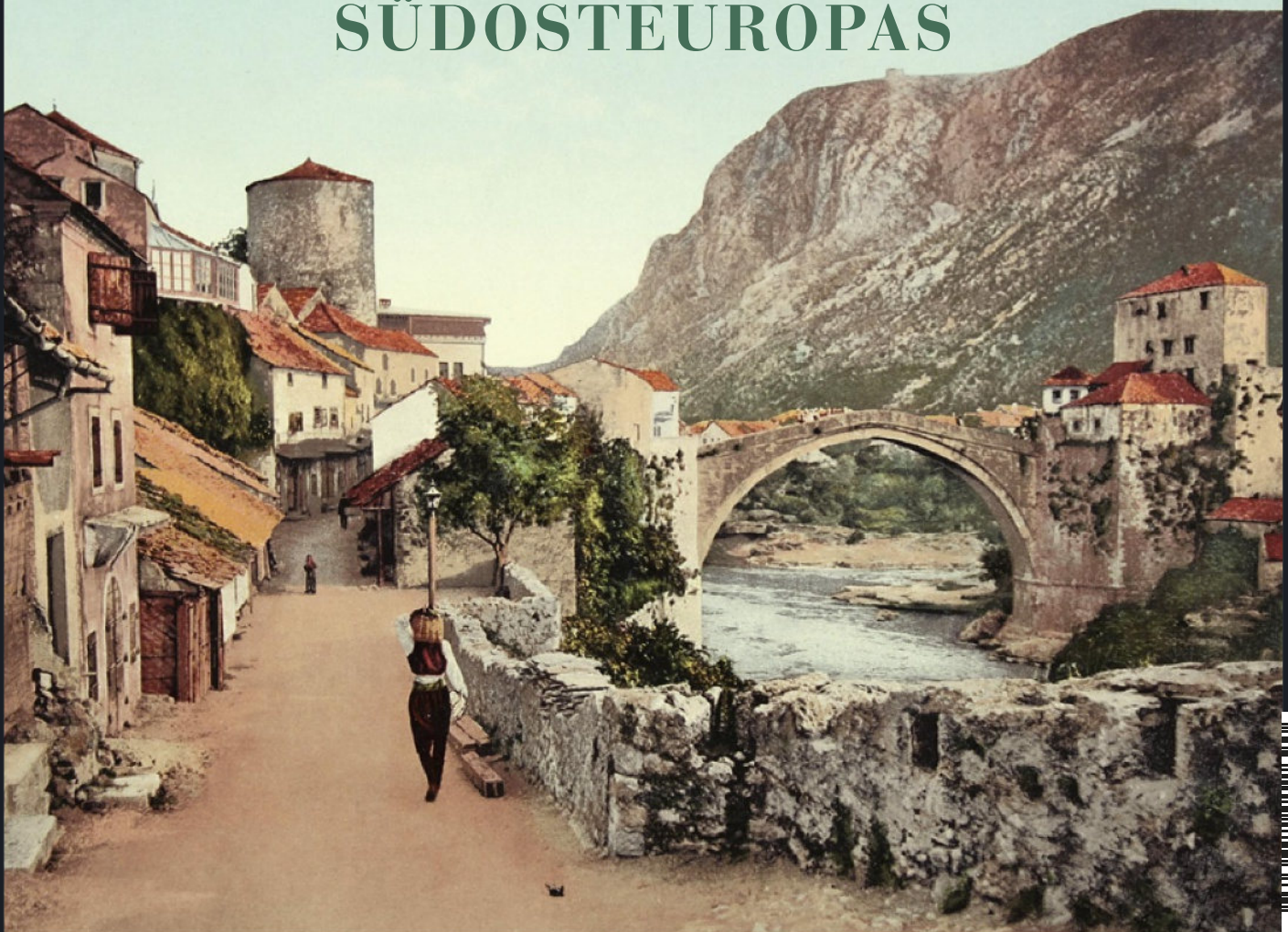
Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 122

Der BALKAN

Die Geschichte
SÜDOSTEUROPAS



Deutschland € 12,00 · Schweiz 19,00 sfr · Österreich € 13,50
Benelux € 14,00 · Dänemark dkr 145,- · Italien € 16,00



Völkerwanderung: Rätselhafte Slawen / **Bulgarien:** Im Reich des frommen Zaren / **Dracula:** Der Mann hinter dem Mythos / **Thessaloniki:** Jerusalem des Balkans / **Serbien:** Aufstand gegen den Sultan / **Tito:** Partisan und Präsident

DIE ERDE VON OBEN

© Yann Arthus-Bertrand



Dieses Buch wurde ressourcenschonend und umweltfreundlich produziert: keine Materialverschwendung, zertifiziertes Papier, pflanzenbasierte Druckfarbe, geringe Transportwege, optimierte Produktionsprozesse.

Maße: 22 x 28,5 cm, 432 Seiten
Best.-Nr.: G729350
Preise: € 39,90 (D)
€ 41,20 (A) | Fr. 43.90 (CH)

DIE ERDE VON OBEN

Ein neuer Blick auf die Welt

Mehr als 4 Millionen Mal verkaufte sich die erste Auflage von „Die Erde von oben“, das große Werk des Fotografen Yann Arthus-Bertrand, weltweit. Nun erscheint der Bestseller erstmals in neuem Format, durchgängig umweltfreundlich gedruckt, mit bisher unveröffentlichten Texten und mehr als 150 neuen Motiven. Mit einem ungewöhnlichen Blick auf unsere einzigartige Erde regt dieses fantastische Porträt aus der Vogelperspektive zur Besinnung und zum Nachdenken an. Eine Welt, die sich im ständigen Wandel befindet, gespiegelt in den großen aktuellen Themen unserer Zeit: Weltbevölkerung, Flucht, Nahrungsknappeit, neue Technologien, verantwortungsvolle Ökonomie, Biodiversität und den engagierten Einsatz der Jugend für den Klimaschutz.



**Jetzt bestellen unter geoshop.de/evo
oder +49 40 42236427**

(Bitte geben Sie immer den Aktionscode an: G00210)



JOACHIM TELGENBÜSCHER
Redaktionsleiter von GEOEPOCHÉ

Liebe Leserin, lieber Leser

Am 9. November 1993 meldete die deutsche „Tagesschau“, dass „eines der schönsten Kulturdenkmäler auf dem Balkan“ als Folge des Bosnienkrieges endgültig zerstört worden war: die Brücke von Mostar. Das Titelmotiv dieses Heftes und Sinnbild für die leidensreiche, aber auch ungemein vielfältige Geschichte einer ganzen Region, die wir Ihnen auf den folgenden Seiten näherbringen wollen.

Der Auftraggeber des kühnen Bogens über die Neretva war der osmanische Sultan Suleiman der Prächtige (1494–1566). Unter ihm marschierten die Türken bis nach Wien, blähte sich das Osmanische Reich immer weiter auf. Die Folgen seines beispiellosen Eroberungszuges bekamen auch die Bewohner von Mostar in der Herzegowina zu spüren: Ihre alte hölzerne Hängebrücke, die viele, die sie überwinden mussten, in Todesangst versetzte, passte nicht mehr zu einem aufstrebenden Verwaltungszentrum in Suleimans Reich. Also befahl der Sultan, eine neue Brücke zu bauen. 1566 war sie vollendet.

Sie sollte 427 Jahre stehen. Als die osmanische Herrschaft im 19. Jahrhundert bröckelte und immer mehr Untertanen des Sultans begannen, sich als Angehörige eigenständiger Nationen zu begreifen, verband der „Stari most“, die alte Brücke,

wie man sie nun nannte, weiterhin die unterschiedlichen Viertel der Vielvölkerstadt, in der Serben, Kroaten und Bosniaken relativ friedlich zusammenlebten. Selbst die Kriege des 20. Jahrhunderts konnten den kühnen Bogen nicht stürzen. Bis zu jenem 9. November.

Die Offiziere der Armee der Kroaten in Bosnien-Herzegowina, die für den Beschuss verantwortlich waren (und später unter anderem dafür verurteilt wurden), argumentierten, der Übergang sei als feindlicher Nachschubweg ein legitimes Ziel gewesen. Experten dagegen sehen darin auch einen bewussten Akt der Zerstörung, der das kulturelle Erbe der Muslime und die Erinnerung an die verhasste osmanische Herrschaft auslöschen sollte.

Heute, fast genau 30 Jahre später, ist die Brücke wieder aufgebaut, in Bosnien-Herzegowina herrscht Frieden. Ist der Krisenherd Balkan also auf dem Weg in eine bessere Zukunft? Darüber habe ich mit der Münchner Historikerin Prof. Dr. Marie-Janine Calic gesprochen. Ihr – verhalten – hoffnungsfrohes Fazit ist ein guter Abschluss für ein leider stellenweise sehr bedrückendes Heft über die ebenso schroffe wie vielfältige Halbinsel zwischen Ägäis, Adria und Schwarzem Meer.

Ich wünsche Ihnen eine erkenntnisreiche Lektüre.

Herzlich, Ihr

Joachim Telgenbüscher



DIE OSMANEN haben den Balkan geprägt. Ihre Geschichte erzählt GEOEPOCHÉ in der Ausgabe Nr. 56



DIE BYZANTINER waren lange regionale Vormacht. Mehr dazu in GEOEPOCHÉ Heft Nr. 78



Alle zwei Monate neu, GEOEPOCHÉ im Abo:
www.geo-epoche.de/abo

DER BALKAN Kaum eine Weltgegend hat eine bewegtere, facettenreichere Geschichte als die schroffe Halbinsel zwischen Ägäis, Adria und Schwarzem Meer. **SEITE 6**



HELD UND HEILIGER
1389 stellt sich der Serbe Lazar Hrebeljanović (l.) dem osmanischen Sultan auf dem Amselfeld entgegen. Und begründet einen Mythos. **SEITE 44**

JUDEN, CHRISTEN, MUSLIME Wohl nirgendwo sonst im Osmanischen Reich mischen sich die Religionen im 16. Jahrhundert so stark wie in der Hafenstadt Thessaloniki. **SEITE 60**



FRÜHE GROSSMACHT

Die Thraker gelten als trinkfest und todesverachtend – und gehören nicht zuletzt wegen ihrer Kunst zu den bedeutendsten antiken Völkern Südosteuropas.

SEITE 22



DÜSTERER FÜRST

Seine Grausamkeit kennt angeblich kaum Grenzen: Mit Schrecken und Angst regiert Vlad III., genannt Dracula, im 15. Jahrhundert die Walachei. **SEITE 46**



IN DIE UNABHÄNGIGKEIT!

Beeinflusst durch Ideen der Aufklärung, entbrennt 1804 der erste nationale Freiheitskampf auf dem Balkan: in Serbien. **SEITE 72**

Inhalt

Der Balkan



DIE FREIHEITSKÄMPFERIN Als sich 1821 auch die Griechen gegen den Sultan in Istanbul erheben, streitet die Reederwitwe Laskarina Bouboulina an vorderster Front. **SEITE 96**



VOM PARTISANENFÜHRER ZUM STAATSCHEF Josip Broz, genannt Tito, gelingt es ab 1941, die Volksgruppen Jugoslawiens im Kampf gegen die Deutschen zu einen und aus dem Königreich einen sozialistischen Staat zu schmieden. **SEITE 114**



EINE STADT ALS GEISEL 1990/91 zerbricht der Vielvölkerstaat Jugoslawien. Alte Ressentiments und der Landhunger der Nationalisten befeuern Kriege, in denen Bosnien-Herzegowinas Kapitale Sarajevo jahrelang belagert wird. **SEITE 138**

• Die mit diesem Symbol versehenen Beiträge sind links bebildert.	
• VIELER VÖLKER HEIMAT Bildessay	
Schon früh ist der Balkan eine Brücke zwischen Ost und West ...	6
KARTE Gemeinsame Geschichte	
Eine Region, zwölf Staaten	20
• THRAKER Das Gold der Barbaren <i>um 450 v. Chr.</i>	
Die rätselhaften Krieger erschaffen einzigartige Kostbarkeiten ...	22
SLAWEN Expansion der Unfassbaren <i>578 n. Chr.</i>	
Eine neue Kraft und wie sie den Balkan prägt	30
BULGARISCHES REICH Im Land des Geistes <i>um 900</i>	
Erst die Bulgaren erheben das Slawische zur Hochsprache	36
• LAZAR HREBELJANOVIĆ Der Märtyrer vom Amselfeld <i>1389</i>	
Ein Serbenfürst fällt im Kampf gegen die Osmanen	44
• DRACULA Fürst des Schreckens <i>1448</i>	
Vlad III. beherrscht die Walachei mit Grausamkeit	46
• THESSALONIKI Jerusalem des Balkans <i>1568</i>	
Die Hafenstadt bietet spanischen Juden eine Zuflucht	60
• SERBISCHER AUFSTAND Zeit der Nationen <i>1804</i>	
Wie die Serben die Fremdherrschaft abschütteln	72
DIE GESCHICHTE SÜDOSTEUROPAS Zeitleiste	83
• LASKARINA BOUBOULINA Der Kampf der Kapitänin <i>1821</i>	
Ihre Flotte verhilft der griechischen Rebellion zum Erfolg	96
BALKANKRIEGE Die Kriege vor dem Krieg <i>1912/13</i>	
Die Vertreibung der Osmanen vom Balkan	98
DRAGUTIN DIMITRIJEVIĆ Die Tat des Bullen <i>1914</i>	
Der Mann hinter dem Attentat von Sarajevo	112
• JUGOSLAWIEN Kampfname: Tito <i>1941</i>	
Die wundersame Karriere des Bauernsohns Josip Broz	114
ALBANIEN Im Nordkorea Europas <i>1980er Jahre</i>	
Stimmen aus einem abgeschotteten Land	128
NICOLAE GHEORGHE Wider das Unrecht <i>1982</i>	
Ein Soziologe kämpft gegen die Ausgrenzung der Roma	136
• JUGOSLAWIENKRIEGE Die 1425 Tage von Sarajevo <i>1991–1995</i>	
Die Geschichte der längsten Belagerung des 20. Jahrhunderts ...	138
INTERVIEW Der Balkan heute: Für immer Pulverfass?	
Was hinter aktuellen Konflikten und alten Klischees steckt	154
<i>Impressum, Bildnachweise</i>	82
<i>Lesezeichen</i>	95
<i>Werkstatt</i>	159
<i>Vorschau</i> »Die Bronzezeit – Eine Ära der Innovationen«	162

VIELER HEI

OST UND WEST treffen auf dem Balkan seit jeher aufeinander. Fast 430 Jahre lang verbindet die »Alte Brücke« von Mostar in der Herzegowina den muslimisch dominierten Ost- mit dem vorwiegend christlichen Westteil der Stadt, bevor sie 1993 im Bosnienkrieg zerstört wird. Erst mehr als zehn Jahre später überspannt sie wieder den Fluss Neretva

VÖLKER MAT

Wenige Weltregionen erleben eine so bewegte Geschichte wie der Balkan. Unterschiedlichste Gemeinschaften siedeln hier seit der Antike. Griechen, Bulgaren und Serben errichten frühe Großreiche, die Osmanen herrschen später mehrere Jahrhunderte lang über weite Teile der zerklüfteten Halbinsel zwischen Adria, Ägäis und Schwarzem Meer. Das Ergebnis ist ein Kosmos von bemerkenswerter ethnischer, kultureller und religiöser Vielfalt. Ein Ort von beispielloser Dynamik, aber auch von Spannungen und tiefen Zerwürfnissen. Bis heute

BILDTEXTE: *Kirsten Bertrand*





ALBANIEN

FREMDE HERRSCHER

Kein anderes Land auf dem Balkan ist stärker islamisch geprägt als Albanien. Zwar vermag der einheimische Adelige Skanderbeg mit seinen Kämpfern im 15. Jahrhundert zunächst die osmanischen Eroberer in großen Teilen der Region zurückzuschlagen. Doch nach dem Tod des späteren Nationalhelden verleibt sich das muslimische Imperium alle albanischen Territorien ein. Erst in den Balkankriegen um 1912 gelingt den Albanern der Schritt zur staatlichen Autonomie

DAS ANTIKE ANTIGONEIA
in Südalbanien: Im 3. Jahrhundert v. Chr. baut Pyrrhos, König der griechischen Molosser, dessen Herrschaftsgebiet zum Teil im heutigen Albanien liegt, die Stadt prachtvoll aus. Doch bereits rund 100 Jahre später wird sie von den Römern zerstört. Sie bleibt Ruine

BULGARIEN

ÜBERRAGENDE GRÖSSE

Gleich mehrfach erschaffen die Bulgaren im Mittelalter mächtige Reiche: Simeon I. etwa herrscht im 10. Jahrhundert über weite Teile der Balkanhalbinsel von der Schwarzmeerküste bis zur Adria. Damals leisten Geistliche in seinen Diensten Wegweisendes:

Sie erheben Bulgarien zum Zentrum der slawischen Literatur und Bildung – und entwickeln die kyrillische Schrift

BEREITS DIE RÖMER schätzen die natürliche Schutzwirkung der steilen Felswände von Belogradtschik im Westen des Balkangebirges. Von hier aus kontrollieren sie unter anderem den Warentransport aus ihrer Provinz Thrakien im Osten des Balkans. Bulgaren und Osmanen bauen die oft umkämpfte Festung im Schatten der Felsen bis ins 19. Jahrhundert immer weiter aus







SERBIEN

MACHT UND GLAUBE

Auf seinem Höhepunkt, Mitte des 14. Jahrhunderts, dehnt sich das Großserbische Reich von Belgrad bis weit nach Griechenland aus. Die Erinnerung an die eigene Größe überdauert fast fünf Jahrhunderte unter osmanischer Oberhoheit und führt dazu, dass nationalistische Kräfte auch im 20. Jahrhundert für eine serbische Vorherrschaft auf dem Balkan kämpfen. Vom zerfallenden Vielvölkerreich Jugoslawien bleibt Serbien zuletzt jedoch nur der Bund mit Montenegro – bevor sich auch das kleinere Land 2006 für unabhängig erklärt

ROT WIE DIE MAUERN eines Gotteshauses auf dem Berg Athos in Griechenland, einem spirituellen Zentrum der Orthodoxie, leuchten die Wände einer Kirche im Kloster Žiča. 1219 wird der Ort zum Sitz des ersten serbischen Erzbischofs – und zur Krönungsstätte der meisten Herrscher des Reiches

RUMÄNIEN

VOM KÖNIG ZUM DIKTATOR

Erst durch die Vereinigung der Fürstentümer Moldau und Walachei entsteht Rumänien. Ab 1881 ist das Land ein Königreich, bis 1947 der letzte Monarch abdanken muss und der Wandel zum kommunistischen Staat nach sowjetischem Vorbild beginnt. Nicolae Ceaușescu baut ab 1965 eine totalitäre Diktatur auf. Die rumänische Revolution von 1989 bringt ihn schließlich zu Fall – und läutet den schwierigen Weg zur Demokratie ein

ZEHNTAUSENDE ARBEITER

errichten auf Geheiß von Nicolae Ceaușescu ab 1984 das »Haus des Volkes« in Bukarest, offiziell Sitz des Parlaments, tatsächlich ein Symbol autokratischer Allmacht. Die Fertigstellung des Prunkbaus mit einer Geschossfläche von 365 000 Quadratmetern erlebt der im Dezember 1989 erschossene Diktator jedoch nicht mehr. Und ebenso nicht den Einzug der demokratisch gewählten Abgeordnetenversammlung









KROATIEN LAND DER GRENZGÄNGER

Anders als die anderen Balkanländer fallen große Gebiete Kroatiens – wie auch Slowenien – nie unter osmanische Herrschaft: Als Teil des österreichischen Habsburgerreiches sollen die Kroaten vielmehr dessen Ostgrenze gegen die Türken verteidigen. Kroaten und Slowenen sind zudem die Ersten, die im Juni 1991 ihre Unabhängigkeit erklären und so das Ende Jugoslawiens einläuten

MÄCHTIGE, MIT BASTIONEN
bewehrte mittelalterliche Mauern umschließen die Altstadt des heute kroatischen Dubrovnik. Über Jahrhunderte das Zentrum der Stadtrepublik Ragusa, ist die Siedlung vor allem durch den Mittelmeerhandel und den Warenaustausch mit den Osmanen im Hinterland erblüht

NORDMAZEDONIEN BEGEHRT VON VIELEN

Vom antiken Weltreich unter Alexander dem Großen zum krisengeplagten Binnenstaat, der gar um seinen Namen kämpfen muss: Makedonien wird im Mittelalter von Byzantinern, Bulgaren und Osmanen beherrscht, sein Gebiet später von den jungen Nationen Bulgarien, Serbien und Griechenland beansprucht. Im sozialistischen Jugoslawien gibt es später eine Teilrepublik Mazedonien, die sich schließlich 1991 friedlich aus dem Bund löst. Streit aber bleibt: Um den Konflikt mit Griechenland zu beenden, das den Namen »Mazedonien« für den Nachbarstaat ablehnt, führt das Land seit 2019 die Bezeichnung »Republik Nordmazedonien«

DIE BUNTE MOSCHEE in Tetovo vereint Barock und osmanische Architektur. Errichtet im Jahr 1495, umgebaut 1833, zeugt sie von der Strahlkraft des Islam in Nordmazedonien. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung sind heute Muslime





DER BALKAN

EINE REGION UND IHRE GRENZEN

Wer nach einer exakten geografischen Definition des Balkans sucht, der sucht vergebens. Schon jener Gelehrte, der den Begriff im 19. Jahrhundert vorschlug, saß einem Irrtum auf. Was die Region wirklich charakterisiert, ist nicht die Geografie, sondern ihre geteilte Geschichte

TEXT: *Joachim Telgenbüscher* KARTE: *Stefanie Peters*

Das Wort „Balkan“ löst viele Assoziationen aus: Gewalttätig, korrupt und zersplittert soll die Region dem gängigen Klischee nach sein, aber auch ursprünglich, bunt und gastfreundlich. Dabei ist der Gegenstand, den dieser so schillernde Ausdruck eigentlich beschreiben soll, erstaunlich schwierig zu definieren. Die Debatte, wo der Balkan beginnt und wo er endet, wer dazu gehört und wer nicht, dauert schon mindestens zwei Jahrhunderte an.

Eine allgemeingültige geografische Herleitung gibt es nicht. Schon der Begriff beruht auf einem Irrtum. Es war der deutsche Gelehrte Johann August Zeune, der im Jahr 1808 vorschlug, die zerklüftete, von der See umspülte Halbinsel im Südosten Europas Balkan zu nennen – nach dem gleichnamigen Gebirge im heutigen Bulgarien. Zeune ging davon aus, dass sich dieses von der Adria bis zum Schwarzen Meer erstreckt. Allein: Der Höhenzug endet schon im heutigen Ostserbien und taugt damit nicht als namensgebendes Charakteristikum.

Seit dem 19. Jahrhundert wird die geografische Nordgrenze des Balkans häufig entlang der Flüsse Save und Donau gezogen (siehe Karte). Doch auch das ist nicht ideal, weil sie sich nicht ganz mit der historisch-politischen Di-

mension des Wortes vereinbaren lässt. Um nur ein Problem zu nennen: Bei dieser Definition bleibt etwa die Walachei im Süden Rumäniens außen vor, die in vielerlei Hinsicht eng mit der Geschichte der Region verknüpft ist.

Ohnehin lässt sich der Balkan am besten als eine Weltgegend begreifen, die nicht durch die Geografie bestimmt wird, sondern durch eine gemeinsame Historie. Eine eigenständige politische Einheit hat sie allerdings nie gebildet. Was die Region bis heute prägt, ist das Erbe imperialer Herrschaft: Das Kerngebiet der Halbinsel stand lange unter dem Einfluss des Byzantinischen Reiches, bevor es ab dem 14. Jahrhundert nach und nach an die Osmanen fiel, die den Balkan ein halbes Jahrtausend lang regieren sollten. Beide Großmächte haben ihre Spuren hinterlassen, nicht zuletzt den orthodoxen und den muslimischen Glauben. Diese Vergangenheit verbindet die einzelnen Länder und unterscheidet sie zugleich vom Rest Europas.

Auf den folgenden Seiten widmen wir uns zwölf Staaten, von denen man alle ganz oder teilweise zum Balkan zählen kann, aber nicht muss. Griechenland, Albanien, Nordmazedonien, Bulgarien, Serbien, Kosovo, Montenegro, Bosnien-Herzegowina sowie

die europäische Türkei und der Süden Rumäniens sind als ehemalige Teile des Osmanischen Reiches unumstritten. Wir zählen zudem noch die katholisch geprägten und lange von den Habsburgern beherrschten Länder Slowenien und Kroatien hinzu. Den Ausschlag gibt, dass sie in entscheidenden Phasen ihrer modernen Geschichte zu einem Balkanstaat gehörten: Jugoslawien. Im Falle von Ungarn folgen wir dagegen jenen Experten, die das Land Mitteleuropa zurechnen.

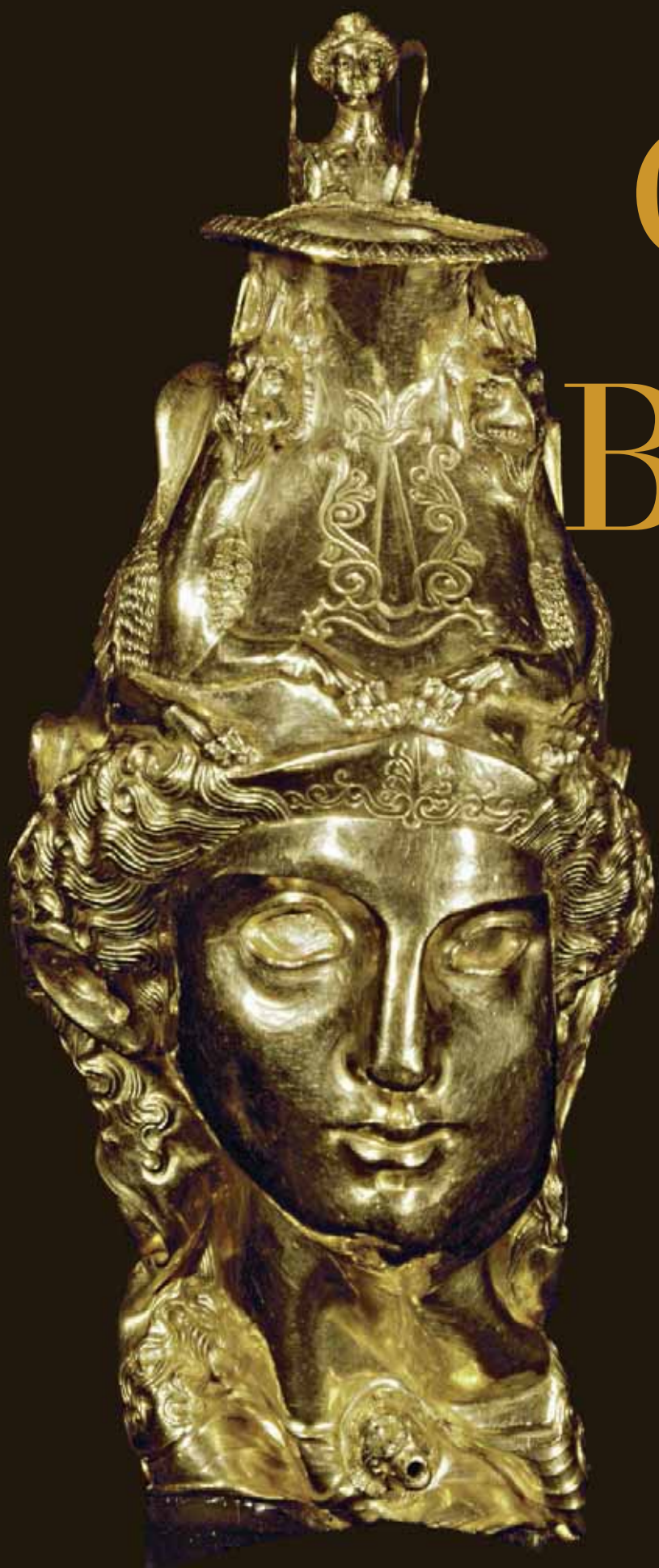
Viele der bei dieser Definition rund 60 Millionen Einwohner der Region betrachten den Balkan-Begriff als eine abwertende Zuschreibung von außen, gegen die sie sich abgrenzen, was gewiss auch dem Ursprung des Namens im 19. Jahrhundert geschuldet ist. Der Balkan, so hat der slowenische Philosoph Slavoj Žižek diese Haltung einmal pointiert zusammengefasst, sei immer der Andere.

In der deutschsprachigen Forschung wird angesichts der negativen Konnotationen des Wortes der Terminus „Südosteuropa“ verwendet, doch auch der ist weder geografisch klar definiert noch historisch unbelastet (er wurde im NS-Staat häufig benutzt). Wir verwenden die Bezeichnungen auf den folgenden Seiten synonym. ♦

Südosteuropa 2023 VIELFALT STATT IMPERIEN



DIE GEBIRGIGE HALBINSEL im Südosten Europas ist eine Gegend großer Vielfalt: Zwölf Staaten – Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Serbien, Montenegro, Albanien, Nordmazedonien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, die Türkei und Kosovo – liegen ganz oder teilweise auf dem Balkan, wobei das letztgenannte Land nicht von aller Welt anerkannt wird. Während die Region im Westen, Süden und Osten durch ihre zerklüftete Küstenlinie deutlich umrissen wird, ist die Nordgrenze weniger klar definiert. Heutzutage findet man oft den Hinweis auf eine Trennlinie, die auf den serbischen Geografen Jovan Cvijić (1865–1927) zurückgeht (in rot) und die vor allem zwei großen Flüssen folgt: Save und Donau



Das GOLD der BARB

Sie gelten als rau, trinkfest und todesverachtend: Die Thraker, die westlich des Schwarzen Meeres leben, beherrschen in der Antike weite Teile des Balkans. Eine Schrift kennen sie nicht. Doch sie erschaffen Goldschätze von betörender Schönheit, die vom Glanz einer großen Kultur zeugen

TEXT: Tobias Sauer

UM DEN GÖTTERN

zu huldigen, schmieden die Thraker Preziosen, die Statussymbol und Kultgegenstand zugleich sind. Darunter Goldgefäße, die heilige Tiere oder mythische Wesen zeigen (links: gelockter Frauenkopf mit Helm)

AREN

D

Der König muss sich als würdig erweisen. Haben die Götter ihn erwählt, zum neuen Herrscher über das Land, werden sie ihm ein Zeichen geben. Ihn führen zu jenem Schatz, der irgendwo in der Erde ruht. Suchend geht der Monarch umher und lässt den Blick über den Boden wandern.

Und tatsächlich: Die Götter weisen ihm den Weg, lenken seine Schritte. Hin zu der Stelle, an der er stehen bleibt und plötzlich zu graben beginnt. Wahrscheinlich haben die Untertanen sich versammelt, um diesem heiligen Ritual beizuwohnen. Sehen dem Herrscher zu, wie er sich tiefer und tiefer in den Grund wühlt, vielleicht mit einer Schaufel, vielleicht mit bloßen Händen.

Endlich erblickt er ein Schimmern in der dunklen Erde. Glänzendes Metall. Goldene Trinkhörner oder Krüge zieht er womöglich hervor, Amphoren oder Schalen aus Silber, über und über verziert mit Ornamenten und Figuren. Als er triumphierend den Fund in die Höhe reckt, gleißen die Oberflächen im Sonnenlicht. Vor aller Augen hat der König den Beweis erbracht: Wahrlich, die Götter sind ihm hold.

Es ist ein Schauspiel der Pracht und der Macht, das sich, wie manche Forscher vermuten, auf ähnliche Weise in den Jahrhunderten vor der Zeitenwende immer wieder abspielt. Im Land der Thraker, dessen Kerngebiet sich zu Füßen jenes Gebirges erstreckt, dem die riesige Halbinsel in Südosteuropa ihren späteren Namen verdankt: dem Balkan.

Und wie jedes Schauspiel ist auch die ritualisierte Schatzsuche nur eine Illusion: in Wahrheit lassen die Könige die

FEINGLIEDRIGER
Schmuck aus Dutzenden Goldelementen beweist eine hohe Kunstfertigkeit (Kette, 5. Jh. v. Chr.)

THRAKISCHE
Herrscher überreichen anderen Mächtigen beeindruckende Geschenke, so wohl auch dieses Silberhorn mit Sphinxfigur



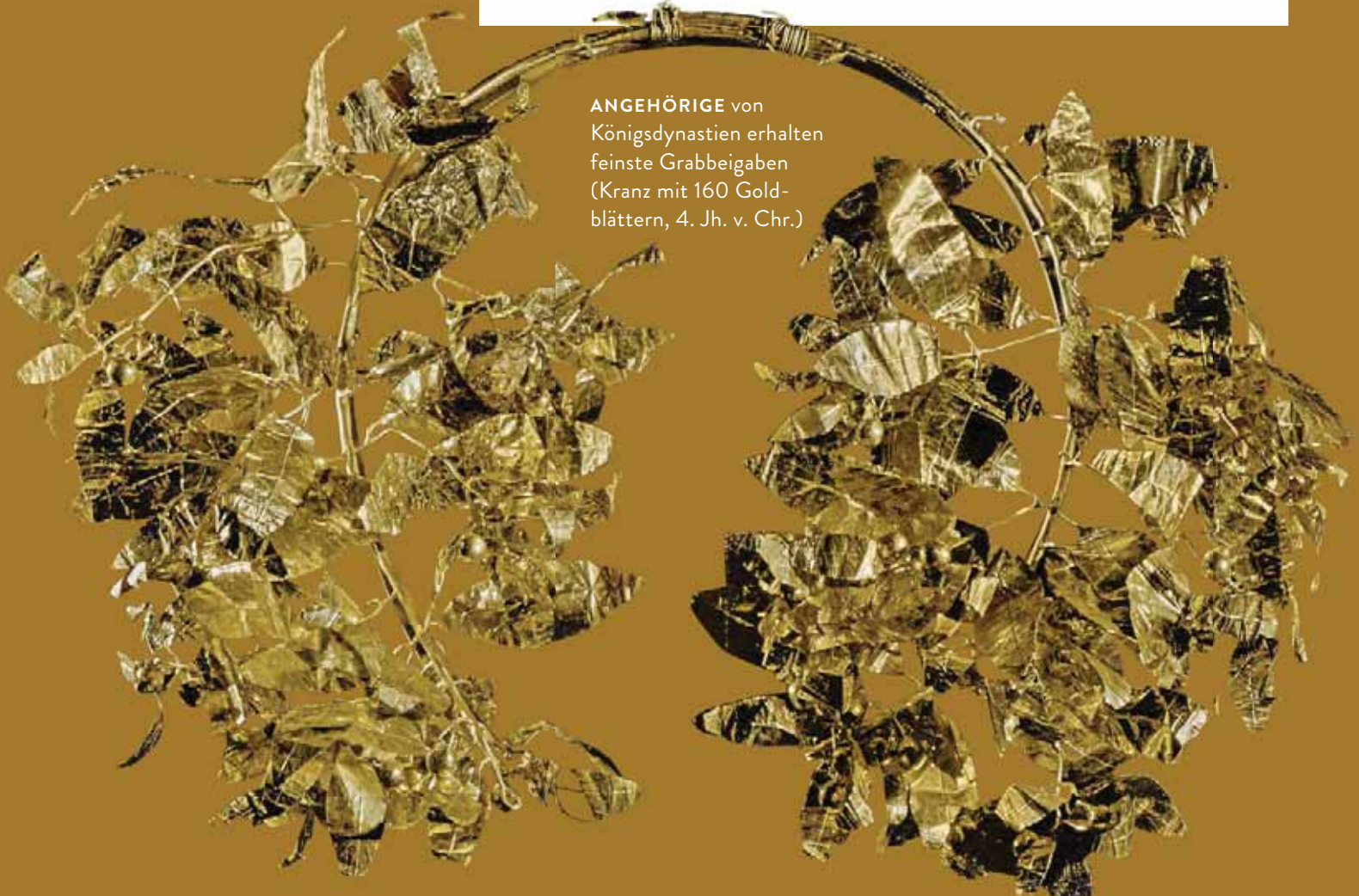
Sie lieben die KUNST und den KAMPF

Prunkgegenstände zuvor wohl selbst vergraben, um sie dann wie durch ein Wunder an der vorgesehenen Stelle zu finden. Ein Bühnenstück, das die Herrschaft des Monarchen öffentlich legitimieren soll – und dessen Ausgang von vornherein feststeht. Die Schätze aber, die sind echt. Kostbarkeiten von göttlich anmutender Schönheit – gefertigt von den Goldschmieden und Kunsthandwerkern der Thraker.

Die Angehörigen dieses Volkes sind Schöpfer betörender Pracht. Aber sie sind auch als Krieger furchtlos im Kampf, als Reiter ungemein geschickt im Sattel: So werden sie von ihren südwestlichen Nachbarn, den Griechen, beschrieben. Als Menschen, die kunstsinnig, gleichwohl rau und ungebändigt sind, trinkfest und lebenshungrig – und doch selbst den Tod mit einem Fest willkommen heißen.

Die Thraker sind eines der bedeutendsten frühen Völker des Balkans. Doch vieles an ihnen bleibt rätselhaft. Denn so hochentwickelt ihre Kultur auch sein mag, eine Schrift kennen sie nicht, hinterlassen keinerlei eigene Berichte. So scheint ihre Geschichte allein in den Beschreibungen anderer auf. Und im Glanz ihrer Schätze, die bis heute überdauern.

Der Balkan ist die erste Region Europas, die der *Homo sapiens* besiedelt: Über die Levante und Kleinasien erreicht er von seiner afrikanischen Urheimat aus vor rund 45 000 Jahren die von Meeren umspülte, von Gebirgen beherrschte Halbinsel.



ANGEHÖRIGE von
Königsdynastien erhalten
feinste Grabbeigaben
(Kranz mit 160 Gold-
blättern, 4. Jh. v. Chr.)

Doch erst mit der Zeit wird dort eine Vielzahl unterscheidbarer Völkerschaften erkennbar.

Um 1400 v. Chr. blüht im Süden der Region, an den Gestaden der Ägäis, die mykenische Kultur. Rund sechs Jahrhunderte später entsteht dort allmählich die Zivilisation der griechischen Stadtstaaten. Herausragende Philosophen und andere Gelehrte bringt diese hervor. Ihre Geschichtsschreiber und Geografen wagen sich mitunter selbst an die Grenzen der ihnen bekannten Welt und schreiben über ihre Nachbarn, die ihnen oft als unzivilisierte Barbaren erscheinen. Manchmal jedoch blicken sie auch mit Bewunderung auf deren urtümliche, vermeintlich unverfälschte Kulturen.

Auf die der Makedonen etwa, ihre unmittelbaren Nachbarn im Norden, die als Hirten und Bauern zwischen Pinien- und Tannenwäldern leben. Und die sich immer wieder in Kriege mit den Illyrern verstricken, deren Heimat auf dem Westbalkan liegt, an der Küste der Adria, und die später als Seeräuber gefürchtet werden. Nördlich des Schwarzen Meeres zieht indes ein nomadisches Reitervolk umher, die Skythen.

Und dann, vor allem südlich der Donau, die quer über die Halbinsel strömt und sich schließlich ins Schwarze Meer ergießt: die Lande der Thraker. Sie reichen im Osten bis zum Bosporus, der Meerenge zwischen Europa und Asien. Auf fast 3000 Meter erheben sich die höchsten Berge, zwischen denen im Winter eisige Winde fauchen.

D

Den Namen „Thraker“ haben die Griechen den Bewohnern gegeben – wie die Menschen dort sich selbst bezeichnen, ist nicht überliefert. Vielköpfig sind sie: „Nach den Indern ist kein Volk auf der Welt zahlreicher“, wird um 435 v. Chr. gar der hellenische Geschichtsschreiber Herodot notieren.

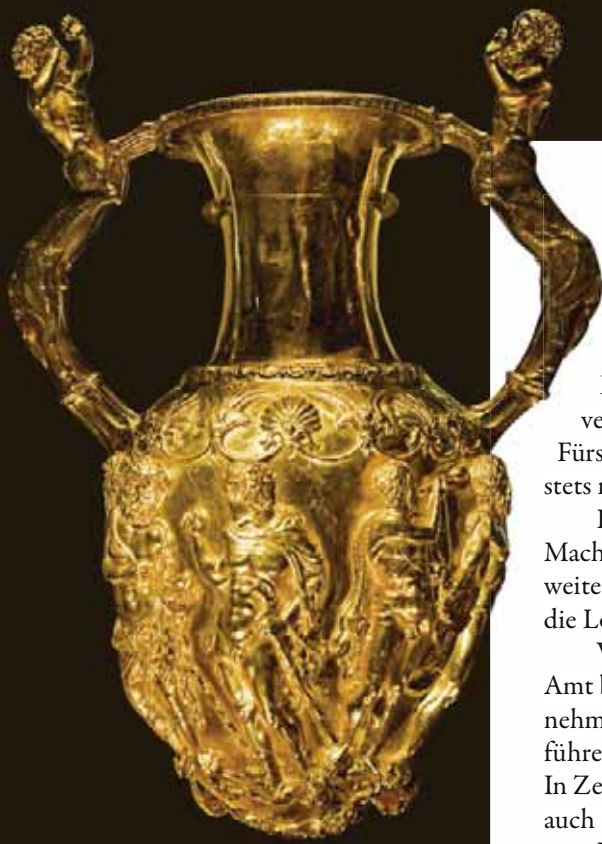
Das Volk ist gespalten in Dutzende Stämme, in denen oft jeweils mehrere Herrscher und Adelige um die Macht konkurrieren. Allerdings sprechen alle Thraker eine gemeinsame Sprache und ähneln sich in ihrer Lebensweise.

Sie wohnen überwiegend in verstreuten Dörfern und Weilern. Ihre Häuser errichten sie meist aus Holzpfehlern und Lehm, decken die Dächer mit Schilf oder Stroh. Die Ansiedlungen umgeben sie mit einem hölzernen Lattenzaun, der grasende Schafe und Ziegen am Weglaufen hindert. Mancherorts überragen turmartige Residenzen alle übrigen Bauten: Die regionalen Fürsten verfügen jeweils über mehrere solcher Herrschaftssitze und ziehen von Ort zu Ort. Denn nur durch persönliche Anwesenheit können sie ihre Macht gegen ihre zahlreichen Rivalen sichern.

In den fruchtbaren Ebenen ernten die Bauern Weizen und andere Getreidesorten. Vor allem aber ist das Land reich an Kupfer, Silber und an Gold. Bergleute – darunter vermutlich auf Kriegszügen erbeutete Sklaven – treiben Minen in die Felsen, um die Bodenschätze abzubauen.



KÖNIG SEUTHES III.
gründet im 4. Jahrhundert v. Chr. als erster thrakischer Herrscher eine feste Residenzstadt, Seuthopolis. Er führt sein Reich zu neuer Blüte. Sein bärtiges Bronzeantlitz schmückt später seine Grabstätte



FAST 1,7 KILOGRAMM
wiegt die reich verzierte
Goldamphore, aus der
thrakische Könige
während ihrer heiligen
Riten Wein trinken

ZUR AMPHORE (oben)
gehört ein weiteres
rituelles Trinkgefäß mit
Henkel in Löwenform
und dem Kopf eines
Damhirsches



Das gefundene Edelmetall ist Eigentum des örtlichen Herrschers: In seinem Auftrag gehen die Schmiede ans Werk, in mühseliger Kleinstarbeit, die Geduld und Fingerfertigkeit erfordert. So schaffen sie goldene Hörner, die am unteren Ende in kunstvoll geformte Frauenköpfe oder Tierfiguren münden. Sie stellen aus Silber Kelche oder Kannen her, dekoriert mit filigranen Streifen- und Blütenmustern. Oder verewigen mitunter in Masken und Skulpturen die Gesichtszüge der Fürsten, denen sie dienen. Die Geheimnisse ihres Faches geben die Meister stets nur innerhalb der Familie weiter, von Generation zu Generation.

Ihre Schöpfungen sind nicht bloßer Luxus, sondern Werkzeuge der Macht und der Diplomatie. Oft geben Herrscher die Schätze als Geschenke weiter – etwa an andere Könige, um Bündnisse zu festigen. Oder um sich die Loyalität der Adligen des eigenen Stammes zu sichern.

Vermutlich lassen sich die Könige mancher Thrakerstämme zudem im Amt bestätigen, indem sie rituell einen Becher aus reinem Silber entgegennehmen. Oder indem sie sich von den Göttern zu vergrabenen Schätzen führen lassen – um diese dann triumphal vor versammeltem Volk zu heben. In Zeiten von Gefahr verstecken die Thraker Kostbarkeiten wohl aber auch absichtlich in der Erde, damit sie nicht Feinden in die Hände fallen.

Und schließlich begleiten die Schätze sogar die Toten.

Die Thraker sind überzeugt, dass das Dasein im Jenseits bruchlos an das Leben im Diesseits anknüpft. Und dafür benötigen die Verstorbenen eine standesgemäße Ausstattung. Den Königen und Adligen bauen die Thraker deshalb ausladende Grabanlagen, die jeweils aus mehreren gemauerten Räumen bestehen. Steinerne Betten, Tische und Stühle platzieren sie darin. Und schmücken den Leichnam etwa mit fein gearbeiteten Lorbeerkränzen oder Eichenketten aus dünnem Gold, als Zeichen für den Status des Dahingegangenen. Manchmal erzählen zudem Wandgemälde von dessen militärischen Erfolgen. Diese Totenwohnungen überhäufen die Thraker mit Erde, sodass bis zu 90 Meter breite Hügel entstehen.

Doch bevor die Angehörigen das Grab schließen, organisieren sie ein großes Fest. Junge Krieger liefern sich Wettkämpfe um ein Preisgeld, das die Hinterbliebenen ausgesetzt haben. Zum Abschluss ehren die Gäste den Verstorbenen mit einem ausgiebigen Mahl.

Die Griechen irritiert zwar die fast erwartungsfrohe Gelassenheit, mit der die Thraker dem Jenseits entgegensehen. Doch umso mehr fasziniert sie die Feierlust ihrer Nachbarn. Trinkhörner, gefüllt mit schwerem thrakischem Wein, werden bei den Gelagen gereicht. Bei Festmählern in Königsresidenzen verteilen die Herrscher persönlich Fleisch und Brot an ihre Gäste. Die Feiernden singen, tanzen im Kreis zu den Melodien, die aus Hörnern erklingen. Die rauschhaften Feste lassen die Griechen gar glauben, dass Dionysos – ihr Gott des Weins und der Ekstase – aus Thrakien stammt. Ebenso wie Orpheus, der mythische „Vater der Musik“.

Und auch die Heimat von Ares, dem wilden Gott des Krieges, vermuten sie dort. Denn in diesem Feld tun die Thraker sich ebenfalls hervor. Angeblich eilen sie sogar dem legendären Helden Hektor bei der vergeblichen Verteidigung Trojas in Kleinasien gegen die Griechen zu Hilfe.

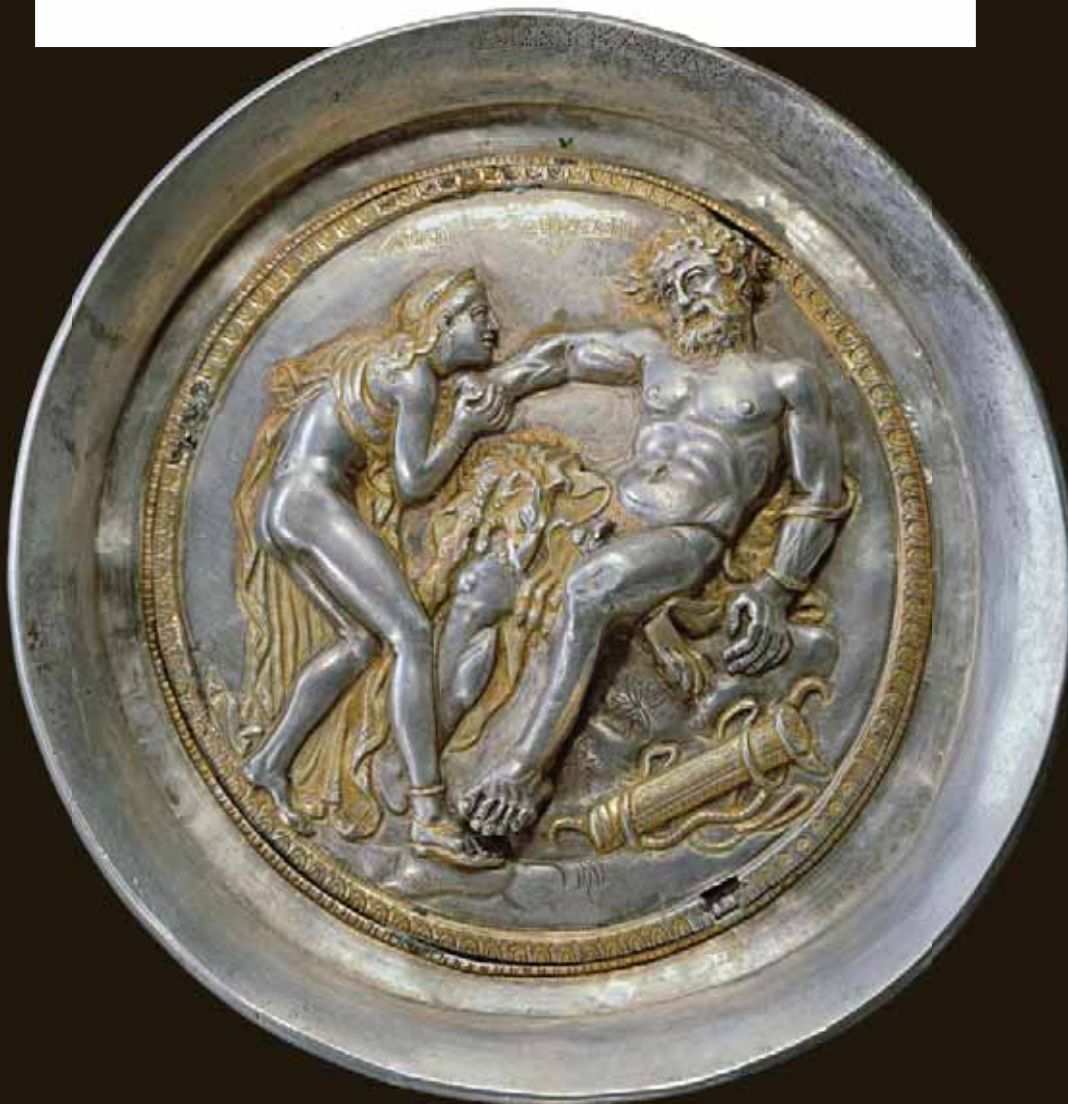
Nicht nur gegen Nachbarvölker führen die Stämme immer wieder Krieg, sondern auch untereinander, um Land, Macht und Beute. Und in einem solchen Konflikt entsteht schließlich auch das machtvollste Reich der thrakischen Geschichte.

M

Mehrfach sind die Perser im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. auf dem Balkan eingefallen. Dem persischen Vorbild eines starken, geeinten Staates eifert der König eines Thrakerstammes nach – Teres I., Herr der Odrysen, ein begabter Feldherr und kluger Strategie. Er und seine Nachfolger ziehen gegen andere thrakische Fürsten in die Schlacht und zwingen um 450 v. Chr. immer mehr Menschen unter ihre Macht.

Nur leicht gepanzert und bewaffnet kämpfen die Thraker, die Fußsoldaten mit Kurzschwert, Wurfspieß und Schild – doch darum sind sie umso beweglicher. Sie schlagen plötzlich zu und ziehen sich ebenso rasch wieder zurück. Häufig in kleinen Gruppen schleichen sich die Soldaten zum Feind,

Die Thraker feiern LEBEN und TOD



DER ENGE KONTAKT
der Thraker zu ihren griechischen Nachbarn schlägt sich auch in der Kunst nieder. Die reich vergoldete silberne Opferschale, 1985 als Teil eines Schatzes in Bulgarien entdeckt, zeigt Herakles und die Priesterin Auge

Laut HOMER tragen sie Waffen aus GOLD

nutzen geschickt jede Deckung, schleudern ihre Speere und verschwinden. Die Reiter indes sind Meister im Umgang mit Pfeil und Bogen, abgefeuert vom Rücken ihrer Pferde. Und was für Pferde! „Weißer als Schnee und so schnell wie eilende Winde“ seien die Tiere, weiß der griechische Dichter Homer schon um 700 v. Chr. zu berichten. Die Anführer der Thraker trügen zudem „gewaltige Waffen aus Gold“, derart edel, dass sie wirken, als seien sie „bestimmt für ewige Götter“.

Sieg um Sieg schmieden die Odrysen so ein Reich, das weite Teile des Thrakerlandes umfasst – fast das gesamte heutige Bulgarien. Knapp zwei Wochen braucht ein ausdauernder Mann angeblich, um es zu Fuß zu durchqueren. Immer wieder jedoch brechen Machtkämpfe aus, die die Thraker schwächen, und so unterliegen die Odrysen schließlich 340 v. Chr. den Makedonen unter Philipp II.

Zwar führt König Seuthes III. das Odrysenreich nach dem Tod Alexanders des Großen, Philipps Sohn und Nachfolger, zu einer letzten Blüte. Eine Bronzestatue zeigt ihn als entschlossenen Herrscher mit durchdringendem Blick und wildem, wallendem Bart. Als erster thrakischer Monarch gründet er einen Hauptort als festen Regierungssitz, den er nach sich selbst Seuthopolis nennt. Aber er kann nicht verhindern, dass das Reich erneut zerfällt.

„Wenn das thrakische Volk nur von einem beherrscht würde, wäre es unbesiegbar“, schreibt Herodot. Doch nie gelingt es einem König, alle Stämme zu einer Macht zu einen. Und gespalten können sie nicht bestehen gegen die Legionen Roms, die ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. immer größere

DER STAMM der Odrysen rühmt sich seiner geschickten Kämpfer. Im vollen Galopp schleudern Reiter auf schnellen Pferden den Feinden ihre Waffen entgegen (Zierbeschlag aus Letniza, Bulgarien, 4. Jh. v. Chr.)





TERES I. gilt als geschickter Stratege. Der Odryse vereint um 450 v. Chr. zahlreiche thrakische Stämme (lebensgroße Maske)

Gebiete der Balkanhalbinsel erobern. Schließlich gliedern die Angreifer 46 n. Chr. auch Thrakien als Provinz in ihr Imperium ein. Nach den Feldzügen verkaufen die Römer ihre Kriegsgefangenen in die Sklaverei – oder verschiffen sie als Gladiatoren nach Italien.

Die gerühmten Kriegskünste der Thraker sollen nun das Publikum unterhalten. So beliebt sind sie bei den Zuschauern, dass sogar eine eigene Gladiatorenart nach ihnen benannt wird: der leicht bewaffnete Thraex, der mit kaum mehr als Kurzsword, Schild und Beinschienen gegen andere Kämpfer antreten muss.

A

Als Teil des römischen Weltreiches öffnen sich den Besiegten zugleich neue Aufstiegschancen. Die Aussicht auf Karrieren und Macht, wie sie zuvor unerreichbar gewesen wären. Viele Thraker dienen fortan in den Armeen Roms, auch in der Eliteeinheit der Prätorianer, erlangen hohe Offiziersränge.

Einen General mutmaßlich thrakischer Herkunft, Maximinus Thrax, erheben die Soldaten 235 n. Chr. durch einen Militärputsch sogar zum Kaiser. Und er ist nicht der letzte Sohn des Balkans in diesem Amt. Eine ganze Reihe von Herrschern bringt die Region hervor – oft Abkömmlinge einfacher Familien aus Illyrien, die, als Krieger begehrt, in der Armee aufsteigen und schließlich den Thron erobern. Zu ihnen zählen auch zwei der bedeutendsten römischen Herrscher überhaupt: Diokletian, der das Imperium mit mutigen Reformen vor dem Zerfall bewahrt, und Konstantin, der um 330 n. Chr. Byzantion, eine griechische Siedlung mit möglicherweise thrakischen Wurzeln, zur neuen Hauptstadt Konstantinopel ausbauen lässt.

Seit sie jedoch ihre politische Unabhängigkeit eingebüßt haben, verblassen die Thraker mit der Zeit als eigenständiges Volk. Nach und nach verlieren sich ihre Spuren. Viele ihrer Schätze aber überdauern im Verborgenen. Etliche Amphoren und Trinkschalen, Schalen und Masken ruhen für Jahrtausende unter dem Land, das einst Thrakien war, in Erdverstecken oder Hügelgräbern. Bis sie schließlich gefunden werden, von Archäologen auf der Fährte der Vergangenheit etwa, von Bauern beim Pflügen ihrer Äcker. Und die verloren geglaubte Pracht wieder an die Oberfläche gelangt.

Das goldene Vermächtnis der Thraker. ♦

LITERATURTIPP

»Die Thraker – Das goldene Reich des Orpheus«

Opulenter Bildband, der das Kunsthandwerk der Thraker erstrahlen lässt, begleitet von ausführlichen Fachtexten (Hg.: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland).



Lesen Sie auch » Aufstieg Makedoniens: Philipp II.«

(aus GEOEPOCHE Nr. 63) über den Vater Alexanders des Großen und den Balkan in der Antike auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Neben Illyrern, Griechen und Makedonen zählen die Thraker zu den bedeutendsten antiken Völkern Südosteuropas. Ihre Herrscher verfügen über große Goldvorräte, die sie zu Kultobjekten verarbeiten lassen. Auf Dauer können die zersplitterten thrakischen Stämme zwar nicht gegen Mächte wie Rom bestehen – aber unter den Römern nutzen sie neue Aufstiegschancen. Das Volk der Thraker jedoch verschwindet.

EXPANSION DER UNFASSBAREN

Im 6. Jahrhundert tauchen mysteriöse Gruppen an der Nordflanke der Großmacht Byzanz auf, die einander in Sprache und Lebensstil ähneln. Während sich die Kaiser in Konstantinopel in zahlreiche Kämpfe verstricken, siedeln diese Bauern und Räuber bald überall auf dem Balkan. Als »Slawen« bezeichnet, werden sie die Region bedeutend beeinflussen

TEXT: *Frederik Seeler*

Die Invasion beginnt im Sommer 578. Hunderte Frachtschiffe aus Byzanz gleiten über die Donau, zwischen dem heutigen Bulgarien und Rumänien. Die Segel stehen im Wind, byzantinische Matrosen steuern auf das Nordufer zu. An Bord transportieren sie eine ungewöhnliche Armee. Die Männer haben ihr Haar zu Zöpfen geflochten, die Hälse mit Wolle und Filz umwickelt und Kettenhemden übergezogen. Es sind Awaren, Reiterkrieger, die ursprünglich aus den Steppen Asiens nach Europa gezogen sind. Und sie haben ihre Pferde dabei. Die Tiere stehen dicht an dicht nebeneinander an Bord der Schiffe, die Brust mit Eisenplatten gepanzert, an den Flanken hängen Steigbügel. Weder Reiter noch Pferde sind Fahrten zu Wasser gewöhnt.

Byzanz, eines der mächtigsten Reiche seiner Zeit, hat die Steppenkrieger angeheuert, um einen jahrzehntealten Konflikt zu lösen. Ein Chronist schreibt

später von 60 000 Awaren und wohl ebenso vielen Schlachtrössern, die mithilfe der byzantinischen Flotte 578 über die Donau setzen. Auf der anderen Seite des Flusses wartet ein gemeinsamer Feind: die Slawen – zumindest glauben die Invasoren das.

Unzählige kleine Dörfer bewohnt diese Völkerschaft am Nordufer des Stroms und in der Walachei, dem weiten Gebiet dahinter. Nur aus ein paar Dutzend Blockhütten, halb in der Erde vergraben, bestehen die Siedlungen, an deren Rändern Schafe und Rinder weiden, Schweine im Erdreich wühlen; auf den Feldern steht der Roggen, prall und fast erntereif. Doch niemand ist hier, um das ländliche Idyll zu verteidigen. Die Bewohner der Dörfer, die slawischen Familien und Krieger, haben den Aufmarsch des übermächtigen Gegners offenbar bemerkt und sich in die Wälder der Region zurückgezogen, dorthin, wo ihnen die schweren Panzerreiter der Awaren nicht folgen können.

Als die Angreifer das Ufer erreichen, haben sie nichts als verwaistes Land vor sich. Sie ziehen am Fluss entlang, fallen in die Weiler ein, verwüsten Felder, rauben Vieh, setzen Holzhütten in Brand. Aber den Feind bekommen sie nicht zu fassen. Geduldig verbergen sich die Geflüchteten, bis die Fremden wieder verschwinden. Sie lassen die gewaltige Invasion zweier Großmächte, von Byzantinern und Awaren, einfach ins Leere laufen.

Die Slawen sind schwer zu greifen.

Das gilt für spätere Historikerinnen und Historiker, die ihre Geschichte ergründen wollen und

mitunter nur schlecht zu deutende Quellen und Überbleibsel vorfinden. Aber es gilt nach allem, was man rekonstruieren kann, auch für die Mächte ihrer Zeit: Die Slawen führen zwar ein erdverbundenes bäuerliches Leben, aber sie können ihre Siedlungen in kürzester Zeit verlegen. Sie haben keine Städte, in denen man sie aufsuchen, keine Regierung, an die man sich wenden könnte, kein Reich, kaum große Anführer. Sie sind in unzählige Gruppen zersplittert, verfolgen unterschiedliche Interessen. Sie sind durchaus kriegerisch, aber wenn sie zu den Waffen greifen, schlagen sie schnell zu und verschwinden ebenso schnell wieder. Sie strahlen keinen weithin sichtbaren kulturellen Glanz aus.

Und doch: Die Slawen werden den Balkan prägen wie nur wenige Völkerschaften. Mit der Kraft der Einfachheit, der Anpassungsfähigkeit, mit kultureller Offenheit. Und, wie 578 an der Donau, manchmal auch mit dem Gespür, wann es sich lohnt zu kämpfen – und wann nicht.

•

IM 6. JAHRHUNDERT ist Südosteuropa eine unruhige, gebeutelte Gegend. Seit zwei Jahrhunderte zuvor der Ansturm der Hunnen aus den Steppen Asiens weitere Züge von Heeres- und Stammesverbänden durch ganz Europa



DIE GEMEINSCHAFTEN der Slawen huldigen eigenen Gottheiten. Solchen Wesen widmet sich um 1920 auch der Maler Alfons Mucha in seinem fantasieträchtigen Bilderzyklus über die slawische Geschichte

ausgelöst hat, ist der Balkan nicht zur Ruhe gekommen. In den Wirren dieser so genannten Völkerwanderung kollabierte der Westen Roms. Im Osten hält sich das Imperium zwar weiterhin, doch dessen Herrschaft über die Balkanprovinzen südlich der Donau, verheert durch Tod und Zerstörung, bleibt schwierig.

Das Oströmische Reich, das Historiker später auch Byzanz nennen, wird von Konstantinopel aus regiert. Seit 527 herrscht Kaiser Justinian I. über ein Ge-

biet, das zeitweise von Mesopotamien bis nach Spanien reicht. Dessen nördliche Außengrenze auf dem Balkan verläuft größtenteils entlang der Donau. Genau von dort gelangen im Verlauf des Jahrhunderts immer wieder Nachrichten von Überfällen in die Hauptstadt, die byzantinische Chronisten einem zuvor unbekannten Volkstamm zuschreiben. Dessen Angehörige nennen sich selbst manchmal *slověne*, was möglicherweise „die Sprechenden“ bedeutet. Die Byzantiner benutzen bald davon abgeleitete Bezeichnungen wie *sklaboi* oder *sklavenoi*.

Doch wahrscheinlich gibt es diese „Slawen“ damals so gar nicht, existiert zumindest keine einheitliche Gemeinschaft mit diesem Namen, der sich Menschen zugehörig fühlen. Wie bei vielen anderen vermeintlichen Völkern jener Zeit, entstehen diese Großgruppen erst nach und nach, sind auch dann erstaunlich lose geknüpft und ständigem Wandel unterworfen. Was die „Slawen“ Genannten



DER RING soll die Einheit unter den Slawen versinnbildlichen. Historisch aber gibt es lange kein gemeinsames Bewusstsein der Völkerschaft


aber wohl verbindet, sind eine verwandte Sprache sowie Ähnlichkeiten im Lebensstil.

Mit einfachen Werkzeugen beackern diese Menschen die schwarze, fruchtbare Erde im heutigen Rumänien und Moldawien nördlich der Donau. Sie bauen Roggen, Weizen, Hafer und Gerste an. In den Flüssen fangen sie Fische, sammeln in den Wäldern Beeren. Bis zu 60 Menschen leben in kleinen Dörfern zusammen, in ihren Blockhütten kochen und heizen sie mit einem Ofen in der Ecke, genießen ihre Mahlzeiten aus meist unverziertem getöpferem Geschirr.

Die Slawen glauben an einen Donnergott, so berichten es

Chronisten, verehren Nymphen und Flussgottheiten. Sie kennen keine Schrift und auch keine zentrale Gewalt, einen König etwa oder eine adelige Elite haben sie nicht. Wichtige Entscheidungen treffen die männlichen Dorfbewohner in Versammlungen. Ab und zu schließen sich Krieger für einige Monate hinter Anführern zusammen und machen sich auf die Suche nach Beute, entweder bei verfeindeten slawischen Dörfern oder bei ihren Nachbarn südlich der Donau, den Byzantinern.

Fast jedes Jahr überqueren slawische Krieger um die Mitte des 6. Jahrhunderts so den Fluss, wahrscheinlich in kleinen Ruderbooten. Ein zeitgenössischer Autor berichtet, dass die Männer teilweise mit nakedem Oberkörper ohne Rüstung kämpfen. Sie tragen Holzschilde und Wurfspere, verschießen wohl auch



vergiftete Pfeile. Die Mauern der byzantinischen Städte können die Krieger nicht überwinden, dafür fallen sie in Dörfer ein, nehmen mit, was sie finden, verschleppen Menschen und setzen zurück über die Donau, bevor die Truppen des Imperiums anrücken.

Für die Byzantiner sind diese Attacken keine existenzielle Gefahr – sie stören aber die Herrschaft des Reiches auf dem Balkan empfindlich. Und trotz zahlreicher neuer Befestigungsanlagen und Garnisonen lassen sich die Überfälle nur schwerlich einhegen. Bei anderen barbarischen Gruppen würde sich Byzanz den Frieden mit Goldzahlungen erkaufen oder versuchen, die Unruhestifter als Hilfstuppen anzuwerben. Bei den Slawen aber entscheidet fast jedes Dorf selbst über Krieg und Frieden. Die Byzantiner wissen nicht, mit wem sie verhandeln sollen. Dann jedoch zeichnet sich eine andere Lösung ab.

U

Um 560 drängt eine neue Macht auf den Balkan. Von den Steppen nördlich des Schwarzen Meeres zieht ein gewaltiger Verband von Reiterkriegern heran: die Awaren. Hinter dem gemeinsamen Namen verbirgt sich ebenfalls eine vielfältige Truppe, doch ist dieser Name an einigen Herrscherhöfen Europas bereits bekannt und gefürchtet: Wohl als erste Völkerschaft verwenden die Awaren Steigbügel. Die Fußstütze aus Eisen ermöglicht es ihnen, sich schnell in den Sattel zu schwingen, zudem können sie dank der Steigbügel im Ritt mit ihren Bögen Pfeile verschießen. Sie reiten in geschlossenen Formationen, halten dabei ihre Lanzen an Lederriemen fest und preschen so in tödlichem Sturm in die Reihen des Gegners.

Unter ihrem Anführer, dem Khagan Baian, fallen die Awaren zunächst in die Ungarische Tiefebene ein. Doch die Reiter beanspruchen bald auch die Region nördlich der Donau – das Siedlungsgebiet der Slawen, die als Fußkämpfer den Berittenen wenig entgegensetzen haben.

Einige Dörfer unterwerfen sich daher schnell und zahlen Tribut an die Invasoren. Doch die Slawen, die weiter flussabwärts leben, fühlen sich offenbar sicherer. Einer ihrer wenigen bekannten Anführer namens Daurentius weigert sich offen, die Herrschaft von Baian anzuerkennen, vielleicht auch, weil zwischen ihm und dem Hauptquartier der Awaren die bis zu 2600 Meter hohen Karpaten sowie dichte Buchen- und Eichenwälder liegen. Für die awarischen Panzerreiter ein schwer zu bewältigendes Hindernis.

577 geht Daurentius wohl sogar so weit, eine Delegation awarischer Unterhändler zu ermorden. Ein Fehler. Denn nun will nicht nur Byzanz die räuberischen Slawen an der unteren Donau loswerden. Auch die Awaren sind auf Rache aus.

Kurz darauf nimmt der byzantinische Kaiser Tiberios, seit 574 an der Macht, Kontakt mit dem Khagan Baian auf. Unterhändler reisen an den Hof des Awarenherrschers wohl im heutigen Ungarn oder in Nordserbien: Inmitten einer Ansammlung aus runden Jurten, Pferdegattern und Holzwagen empfängt der Khagan die Gesandtschaft, so lassen es Berichte über ähnliche Ereignisse vermuten, in einem Zelt aus Seide, sitzt auf einem goldenen Thron, umgeben von Silberschmuck und einem mit Gold geschmückten Sattel.

Und die Botschafter aus Byzanz versprechen weitere Reichtümer – mindestens 80 000 Goldmünzen pro Jahr sollen die Awaren erhalten, wenn sie für die Byzantiner an der Grenze für Ordnung sorgen. Baian willigt ein.

Daraufhin beauftragt Kaiser Tiberios einen seiner Kommandeure auf dem Balkan, mit Frachtschiffen die Donau hinaufzusegeln und die Awaren im heutigen Serbien an Bord zu nehmen. Ob es wirklich 60 000 Krieger sind, wie der byzantinische Chronist Menander schreibt, ist fraglich. Es muss jedenfalls eine enorme Streitmacht sein – und eine ebenso große logistische Herausforderung.

Die Krieger setzen zunächst von der Nordseite ans Südufer über. Denn dort ist der Weg entlang des Ufers Richtung Schwarzes Meer für sie leichter zu bewältigen, zudem befinden sie sich hier auf

dem Gebiet des Reiches. Mit einer byzantinischen Eskorte gelangt die Armee bis ins heutige Bulgarien. Im Spätsommer 578 setzen die Awaren dann das zweite Mal über den Strom: Der Angriff auf die Slawen beginnt.

•

NACHDEM DIE Attackierten aus ihrem Versteck in den Wäldern zurückgekehrt sind, finden sie vielfach nur noch rauchende Ruinen vor. Sie haben den Angriff überlebt, aber die Heftigkeit, mit der die Gegner vorgegangen sind, schüchtert viele Siedler dennoch ein. Fast überall in der Region akzeptieren in den folgenden Wochen und Monaten slawische Gruppen die awarische Oberhoheit.

Und es dauert nicht lange, bis sich daraus vielerorts eine gedeihliche Zusammenarbeit entwickelt. Der Khagan sichert den slawischen Bauern seinen Schutz zu; im Gegenzug versorgen diese die Reiterkrieger mit Getreide und Fleisch. Einige slawische Krieger heuern nun auch im Heer des Khagans an und zeichnen sich schnell als robuste Fußsoldaten und als Spezialisten für Hinterhalte aus.

Der Khagan braucht eine schlagkräftige Truppe, denn als Anführer eines Steppenverbands muss er traditionell immer wieder für Beute sorgen, um sich die Loyalität seiner Gefolgsleute zu erhalten – er muss kämpfen. Und da die Slawen nun größtenteils unter seiner Herrschaft stehen, wagt sich Baian an einen stärkeren Gegner, an den mächtigsten überhaupt – seinen vormaligen Auftraggeber Byzanz.

Bereits im Jahr 579 führt der Khagan seine Truppen erneut an die Donau im heutigen Serbien. An der Grenze des Byzantinischen Reichs liegt die Festungsstadt Sirmium, ein strategisch wichtiger Außenposten

Ostroms. Baian befiehlt seinen Reitern, den Ort zu umzingeln.

Der Angriff trifft die Byzantiner unvorbereitet. Kaiser Tiberios kämpft gerade 1000 Kilometer weiter östlich gegen die Perser. Dennoch gibt er die Order, Sirmium zu halten. Für die Eingeschlossenen beginnt schon bald der Hunger. „Christus, Herr“, ritzt ein Verzweifelter in einen Ziegel, „hilf der Stadt und wehre die Awaren ab, und schütze den, der dies geschrieben hat. Amen.“ Drei Jahre dauert die Belagerung an, dann muss die Stadt kapitulieren.

Baian lässt die Garnison zwar unbehelligt nach Konstantinopel abziehen. Er ist nicht mehr daran interessiert, zu plündern, sondern versucht mit der Stadt als Pfand wohl seine Verhandlungsposition zu stärken, um noch höhere Goldzahlungen aus Konstantinopel zu erzielen.

Doch die Zeiten für Verständigung sind bald darauf endgültig vorbei: Der Sohn des plötzlich verstorbenen Baian will sich als Erbe militärisch beweisen und dringt mit einer Streitmacht aus awarischen Kriegen und den neuen slawischen Infanteristen weit auf byzantinisches Gebiet vor. Kurz verliert die alte Großmacht die Kontrolle auf dem Balkan, schlägt dann aber umso härter zurück. Persönlich führt der neue, überaus energische Kaiser Maurikios im Jahr 592 eine Armee Richtung Donau, nachdem er zuvor mit Persien Frieden geschlossen hat. Jenseits der Donau richten die Soldaten ein Blutbad an, sie fallen in Dörfer ein, massakrieren Hunderte, vielleicht Tausende Kämpfer und ihre Familien.

Noch ein weiteres Mal geht es hin und her: Auf einen Vorstoß der Awaren folgt eine blutige Antwort der Byzantiner. Im Jahr 602 jedoch wächst sich eine Meuterei unter erschöpften oströmischen Soldaten zu einem

Aufstand aus. Die Rebellen nehmen Kaiser Maurikios gefangen und enthaupten ihn. Phokas, der Anführer der Aufständischen, wird neuer Herrscher. Es ist das Ende der byzantinischen Offensive auf dem Balkan – und der entscheidende Impuls für eine bemerkenswerte Expansion.

S

Seit den 580er Jahren, vielleicht auch schon früher, hatten sich offenbar kleinere slawische Gruppen Richtung Süden aufgemacht. Teils, um wie gehabt auf Raubzügen Kostbarkeiten zu ergattern, immer häufiger aber auch, um in den byzantinischen Provinzen des Balkans neue Siedlungen zu errichten. Viele Regionen weiter im Süden lagen durch die jahrelangen Feldzüge entvölkert da, fruchtbares Land war unbestellt. Im Schatten der Konflikte zwischen den Awaren und Byzanz begaben sich diese Slawen so auf hoffnungsvolle Trecks, mit Familien, Vieh, Werkzeug.

Als nun Phokas 602 die Macht übernimmt, sich in einen weiteren Krieg mit Persien verstrickt und sich notgedrungen weitgehend vom Balkan zurückzieht, nehmen diese Wanderungen beträchtlich zu, entsteht Siedlung um Siedlung.

Bis an die Adriaküste sind bald slawische Dörfer zu finden, in den heutigen Staaten Bulgarien und Serbien ebenso wie etwa in Nordmazedonien und Griechenland. Die Fremden kommen nicht als Eroberer. Sanft sickern sie in die neuen Gebiete ein, können ihre Landwirtschaft an die veränderten Bedingungen anpassen. Auch in ihrem Lebensstil sind sie offen für Neues, übernehmen zum Teil byzantinische Moden oder Umgangsformen.

Weil diese Menschen immer noch in kleinen, untereinander selten verbundenen Gemeinschaf-

ten leben, weil es weiterhin bei ihnen kaum Eliten und Anführer gibt, passen sie sich auch politisch meist problemlos ein.

Einfluss üben die slawischen Siedler dennoch aus. Ihre einfache, robuste, ländliche Lebensweise erweist sich in den noch immer unruhigen Zeiten als besonders krisenfest und dadurch attraktiv. Einheimische Bauern, vielerorts sicherlich froh, die byzantinische Oberherrschaft mit ihren strikten Hierarchien und Steuern los zu sein, schließen sich ihnen an oder lassen sich von ihnen inspirieren. Zusammenarbeit auf den Feldern, Nachbarschaft, manchmal auch Verschmelzung von ganzen Clans, schlagen sich in der Sprache nieder. Bald schon nutzen etwa griechische Byzantiner und Slawen die gleichen Wörter für Sense, Pflug und Fischernetz.

Die Oberschichten von Byzanz betrachten die Entwicklung zum Teil mit Argwohn, beklagen Kulturverfall. Tatsächlich ist Vorsicht durchaus begründet, denn noch einmal stehen Slawen in einer Koalition, angeführt von Awaren und Persern, 626 vor den Toren Konstantinopels. Ein gewaltiger Angriff, der dennoch erneut an den riesigen Verteidigungsanlagen der Stadt scheitert. Die Awaren ziehen sich anschließend dauerhaft hinter die Donau zurück. Nach einem energischen Vorstoß der Franken um 800 hört der Staat der Khagane auf zu existieren. Das wohl größte Vermächtnis, das sie hinterlassen: der Steigbügel. Die Byzantiner sind so beeindruckt von der Erfindung, dass sie Kopien für die eigene Kavallerie anfertigen lassen. Bald werden sie zum Standard bei berittenen Einheiten in ganz Europa.

Der Einfluss der Slawen aber ist weit größer – und ihre Kraft dauert an. Nicht als große politische Macht, sondern als eher unscheinbare Träger eines





DAS EINFACHE
Leben der Slawen
als Bauern (links
unten) erweist
sich in Krisenzei-
ten immer wieder
als besonders
widerstandsfähig
(kraftstrotzende
Priesterfigur)

kulturellen Modells. Und wie sich zeigt, ist dieses Modell der vielen kleinen bäuerlichen Gemeinschaften, die wachsen, sich mit der Bevölkerung der Umgebung verbinden, ihre Nachbarn beeinflussen und selbst beeinflusst werden, weitaus zäher und langlebiger als etwa die nach der Völkerwanderung entstandenen Reiche der Langobarden oder Goten im Westen, oder eben auch das Fürstentum der Awaren im Osten. Große Teile des Balkans jedenfalls sind bald slawisch geprägt, die Sprachfamilie der Slawen verbreitet sich über weite Gebiete Osteuropas, slawische Siedlungen finden sich auch in Italien und Österreich, in Oberfranken und Holstein.

Dass diese Menschen je ein gemeinsames Bewusstsein, eine

übergreifende Identität entwickeln, ist unwahrscheinlich. Irgendwann werden auf dem Balkan Untergruppen erkennbar – Serben, Kroaten, Bulgaren etwa –, die sich um Fürsten scharen, erste Königtümer gründen, nachdem sie von den Byzantinern lernen konnten, wie ein Staat funktioniert, eine zentrale Herrschaft mit Adel, Militär und Steuern.

Sehr viel später, im 19. Jahrhundert, werden die Slawen zum Politikum. Mit einem verzerrten Blick auf die Vergangenheit, auf ein idealisiertes, freiheitsliebendes Urvolk, versuchen national gesinnte Denker auf dem zersplitterten Balkan eine Einheit zu stiften, die Unabhängigkeitsbewegung gegenüber der Fremdherrschaft Österreich-Ungarns, Preußens oder des Osmanischen Reiches zu befeuern. Tatsächlich ist die Prägung durch die frühen Slawen – außer bei der Sprache – in modernen Zeiten äußerst indirekt, durch die Jahrhunderte, durch unzählige Herrschaften und Kulturen verändert und gefiltert.

Trotzdem dient die Völkerschaft noch heute dazu, Identität zu schaffen. Allein auf dem Balkan sind es sieben Nationen, die sich auf die frühen Slawen als ihre Urahnen berufen. Sie schmücken sich mit der Erzählung, von zähen Bauern und geschickten Räubern abzustammen, die sich vor mehr als 1000 Jahren gegen gleich zwei Großmächte durchgesetzt haben.

Dabei war alles viel komplizierter. Und ist noch immer schwer zu fassen. ◇

LITERATURTIPPS

MISCHA MEIER

»Geschichte der Völkerwanderung«

Mit einem ausführlichen Abschnitt zu den frühen Slawen (C. H. Beck).

P. M. BARFORD

»The Early Slavs«

Detailreiche Kulturgeschichte (Cornell University Press).



Lesen Sie auch »Byzanz gegen Persien: Alles auf eine Karte« (aus GEOEPOCHE Nr. 78) auf

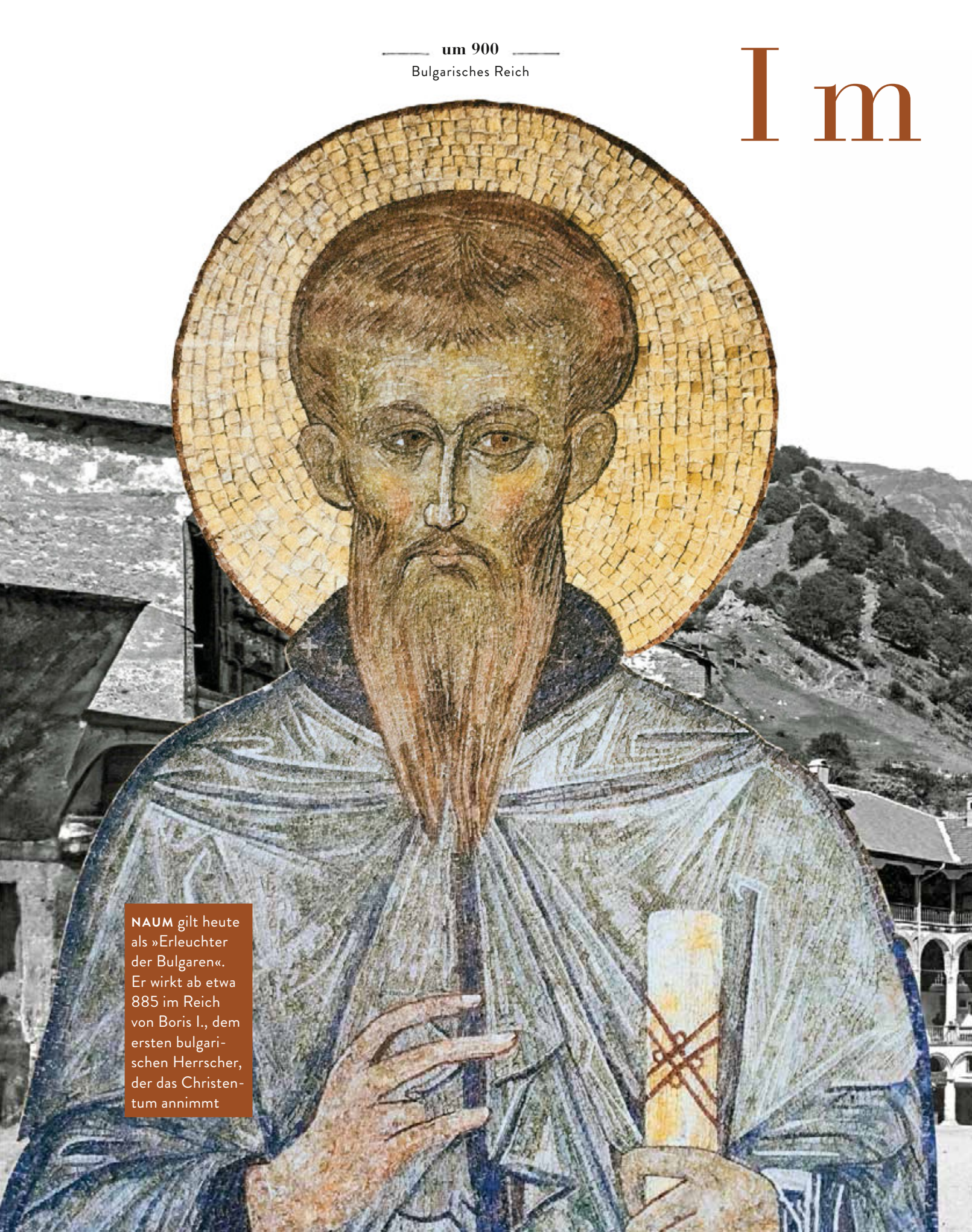
www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

In Dörfern nördlich der Donau leben jene Menschen zunächst, die Chronisten „Slawen“ nennen. Von Byzanz und den Awaren bekämpft, ziehen viele von ihnen ab etwa 580 bis an die Adria und nach Griechenland. Das Geheimnis ihrer bald großen Verbreitung ist nicht politische oder militärische Macht, sondern ein simples und offenes Gesellschaftsmodell, mit dem sie den Balkan langfristig prägen.

um 900
Bulgarisches Reich

I m

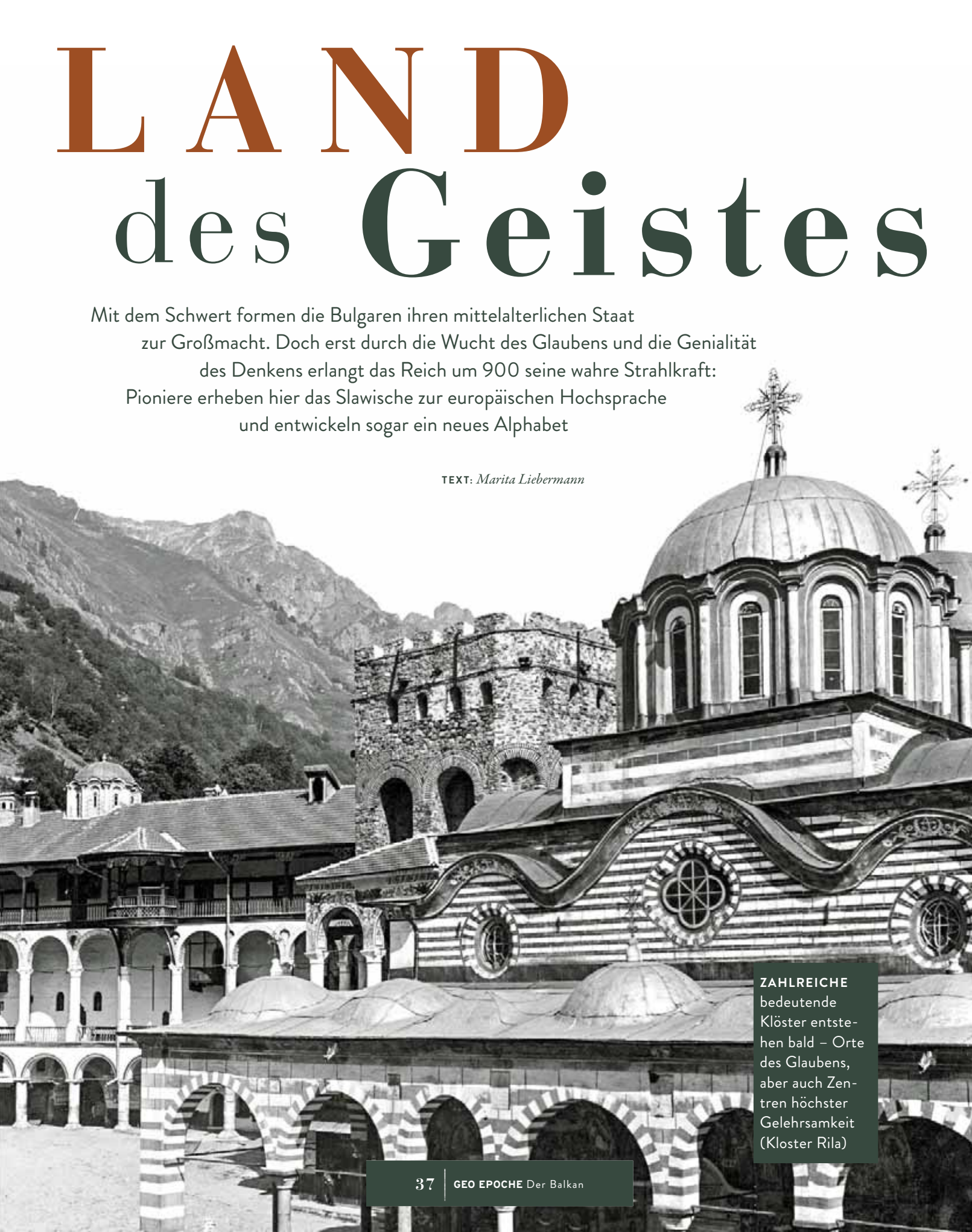


NAUM gilt heute als »Erleuchter der Bulgaren«. Er wirkt ab etwa 885 im Reich von Boris I., dem ersten bulgarischen Herrscher, der das Christentum annimmt

LAND des Geistes

Mit dem Schwert formen die Bulgaren ihren mittelalterlichen Staat zur Großmacht. Doch erst durch die Wucht des Glaubens und die Genialität des Denkens erlangt das Reich um 900 seine wahre Strahlkraft: Pioniere erheben hier das Slawische zur europäischen Hochsprache und entwickeln sogar ein neues Alphabet

TEXT: *Marita Liebermann*



ZAHLEICH
bedeutende
Klöster entste-
hen bald – Orte
des Glaubens,
aber auch Zen-
tren höchster
Gelehrsamkeit
(Kloster Rila)

W

Was für ein Wunderwesen ist doch der Mensch! Unglaubliches vollbringt er mit seinem Geist: Die ganze Erde schreitet er ab, dann wieder bereist er die Himmel, wandert bis zur Sonne, zum Mond und zu den Sternen. Doch wo ist „dieser Geist befestigt“? Und „wie geht er aus dem Körper hinaus“?

Solche Fragen erörtert um 900 der bulgarische Kirchenmann Johannes in seinem Werk „Schestodnev“ („Sechstagebuch“), einer Schrift über die Erschaffung der Welt. Das herrlichste unter den Geschöpfen des Allmächtigen, heißt es darin, sei der Mensch, fast möchte der Geistliche darüber „den Verstand verlieren vor Staunen“.

Die sagenhaften menschlichen Fähigkeiten zeigen sich für Johannes, der auch den Beinamen „der Exarch“ („der Vorsteher“) trägt, längst nicht nur in der Welt der Gedanken. Denn genauso von Sinnen vor Bewunderung wie angesichts von Gottes Werk sei ein Fremder, schreibt er, der die Hauptstadt von Johannes' Heimat erblicke: Preslaw, die Kapitale von Fürst Simeon I., dem Herrscher des Bulgarischen Reiches, eines der größten in Europa.

Hinter den schweren Toren begrüßen den staunenden Besucher in Johannes' Erzählung reich bemalte Häuser und Kirchen, mit Edelsteinen und Schnitzereien aus Holz verziert, daneben hoch aufragende Paläste. Üppig geschmückte Innenräume präsentieren sich dem ungläubigen Gast.

Vollends misstraut der Fremde seinen Augen, wenn er den Fürsten sieht. Zu beiden Seiten von seinen vornehmsten Adeligen umgeben, sitzt Simeon auf seinem Thron: „in einem perlenbestickten Kleid, eine Kette von Goldmünzen

um den Hals tragend, Ringe an den Händen, mit einem Purpurgürtel gegürtet, das goldene Schwert an der Seite“.

Johannes kennt die Pracht vermutlich genau, die er hier in Szene setzt. Der fromme Schriftsteller stammt aus einer bulgarischen Adelsfamilie. Mit dem Fürsten selbst, einem Mann mittleren Alters, ist er möglicherweise sogar befreundet: jenem außergewöhnlichen Herrscher, der über den mächtigsten Staat auf dem Balkan gebietet.

Dieser Simeon regiert nicht nur mit dem Schwert, und sein Hof glänzt nicht allein vor Gold und Juwelen. Er verhilft Bulgarien auch auf einem anderen Gebiet zu vollkommen neuer Stärke: Er verschafft seiner Heimat jenen unermesslichen geistigen Reichtum, den das Lesen und Lernen hervorbringt.

Seine Hauptstadt, früher ein militärischer Stützpunkt, verwandelt Simeon in ein Zentrum des Wissens. Dort vollbringen herausragende Denker unter seiner Obhut eine Meisterleistung, die bis heute nachwirkt: Sie erheben das Slawische, die lange kaum geschätzten Dialekte von Bauern, Jägern und Fischern, zur Hochsprache einer gelehrten Elite, die dem Griechischen und Lateinischen nahezu ebenbürtig sein wird.

Durch die Kraft der Bildung begründet der Bulgare ein Reich des Geistes – und legt so das Fundament für die Blüte des slawischen Christentums. Als erstem Balkanherrscher gelingt es ihm, sein Volk nicht allein auf dem Schlachtfeld, sondern auch in Kunst, Glauben und Kultur auf Augenhöhe mit Byzanz und Rom zu führen.

Die Ahnen des in Preslaw residierenden Fürsten sind einstmals aus der Gegend nördlich des Schwarzen Meeres eingewandert. Ursprünglich gehörten sie wohl zu einem jener nomadischen Turkvölker, die durch den eurasischen Steppengürtel ziehen. Um 680 siedeln sich Menschen, die in den Quellen als Bulgaren bezeichnet werden, im Gebiet zwischen der Donau und dem Balkan-



DIE MISSIONARE
Kyrill (links) und Method beginnen Revolutionäres: Sie predigen Gottes Wort auf Slawisch, dem Idiom des einfachen Volkes



IN DEN MAUERN
der geistlichen
Lehrstätten über-
setzen Mönche
heilige Bücher
ins Slawische
(Kloster Trojan)

gebirge an, errichten hier mit ansässigen Slawen und Awaren einen Staat.

Ein Mann aus dem Geschlecht, aus dem später Simeon I. hervorgehen wird, ist es wohl, der dieses Reich um 810 zu einer Großmacht ausbaut: ein unaufhalt-samer Heerführer namens Krum, der den turksprachigen Titel „Khan“ trägt. Immer wieder greift Khan Krum seine Nachbarn an, auch die Vormacht der Region attackiert er: das Oströmische Reich der griechischsprachigen Kaiser in Konstantinopel (von späteren Historikern „Byzanz“ genannt).

Im Hochsommer des Jahres 811 lockt der bulgarische Khan das byzantinische Heer im Balkangebirge in einen Hinterhalt, zahllose Soldaten sterben, und auch der Kaiser selbst fällt in der Schlacht. Weitere Siege folgen. Womöglich kann Krum zudem seinen Machtbereich im Norden um Gebiete des zerfallenen Awarenreichs erweitern.

So etablieren sich die Bulgaren erfolgreich als dritte Kraft zwischen den fränkischen Karolingern, die ihren Einfluss um die gleiche Zeit auch auf den Nordwesten der Balkanhalbinsel ausdehnen, und dem östlichen Imperium der Byzantiner – und bleiben doch in deren Augen Barbaren. Denn das Volk des Khans verehrt einen Himmelsgott mit dem Namen Tangra, die bulgarischen Adeligen opfern angeblich Hunde oder trinken aus den Schädeln besiegtter Gegner, wohl um deren Kräfte in sich aufzunehmen.

T

Trotzdem lernen die Bulgaren nach und nach das Christentum kennen. Denn ihre Expansion hat viele ehemalige byzantinische Untertanen unter ihre Herrschaft gebracht. Vielleicht erlauben die Khane auch deshalb, dass Geistliche in ihr Reich kommen und die Botschaft des Evangeliums dort verkünden.

Ein Ururenkel Krums macht um 865 dann den entscheidenden Schritt: Boris I. lässt sich taufen. Möglicherweise drängen ihn die Byzantiner dazu, nutzen eine Hungersnot in seinem Land, um ihn unter Druck zu setzen. Nicht ausgeschlossen auch, dass ihn wirklich Missionare vom Glauben an Jesus Christus überzeugen. In jedem Fall aber hat Boris reichlich machtpolitische Gründe dafür, sich bekehren zu lassen. Er will von den christlichen Herrschern als ihresgleichen anerkannt werden, um etwa Allianzen schmieden zu können. Zudem hofft er wohl, seine Adeligen besser kontrollieren zu können, ähnlich wie der Kaiser in Konstantinopel.

Wahrscheinlich sind es griechischsprachige Priester aus der byzantinischen Hauptstadt, die Boris das Sakrament der Taufe spenden. Sein Pate ist kein Geringerer als der Kaiser. Trotzdem lässt der bulgarische Herrscher die Mächtigen am Bosphorus im Unklaren, ob die Kirche seines Landes ihren Regeln oder aber jenen der Lateiner folgen wird. Er ruft sogar Geistliche der römischen Kirche ins Land, mit seinem Einverständnis setzen päpstliche Gesandte Priester ein, weihen neu erbaute Kirchen.

Geschickt spielt der frisch Bekehrte damit die geistlichen Führer in Konstantinopel und Rom gegeneinander aus. Es ist die Zeit, in der die östliche und westliche Kirche zunehmend miteinander in Konflikt geraten, die Christenheit sich spaltet. Die beiden Lager konkurrieren auch auf dem Balkan. Der Papst – und mit ihm der fränkische Kaiser – sieht die Chance, seinen Einfluss bis vor die Tore der byzantinischen Kapitale auszuweiten, der dortige Kaiser und der von ihm eingesetzte Patriarch wollen das um jeden Preis verhindern.

Am Ende entscheidet sich Boris für die kirchliche Ordnung und Lehre der Byzantiner. Doch mit seiner klugen Taktik hat er sich weitreichende Zugeständnisse gesichert. Der Patriarch entsendet

einen eigenen Erzbischof für die junge bulgarische Kirche, die besonders große Autonomie erhält – und entsprechend große Einflussmöglichkeiten für das weltliche Oberhaupt eröffnet. So besitzt Boris alle Macht in seinem Reich und muss nicht fürchten, dass der mächtige Nachbar sich mithilfe der Religion in die Belange seines Landes einmischt.

Gleichwohl orientiert sich das religiöse Leben im Bulgarischen Reich an Byzanz, die Mönche und Priester schreiben und sprechen Griechisch, mit dem unterdessen auch die gebildeten Bulgaren zumeist vertraut sind. Etwa 20 Jahre nach seinem Übertritt zum Christentum aber nimmt Fürst Boris Flüchtlinge in Bulgarien auf, die eine tiefgreifende Veränderung auslösen werden: darunter Kliment und Naum, hochgelehrte Geistliche slawischen Ursprungs.

Naum stammte wohl aus einer im Bulgarischen Reich ansässigen slawischen Familie, Kliment möglicherweise aus der Gegend um die byzantinische Stadt Thessaloniki, wo viele Slawen leben. In jedem Fall waren sie von hier um 863 mit ihren berühmten Lehrern, den Brüdern Kyrill und Method, im Auftrag des byzantinischen Kaisers nach Großmähren (ein vermutlich im heutigen Tschechien und der Slowakei gelegenes Reich) aufgebrochen. Der dortige slawische Fürst hatte den Herrscher in Konstantinopel um Beistand gebeten, wollte mit Hilfe von Geistlichen aus dem Osten den Einfluss der fränkischen Herrscher in seinem Staat zurückdrängen.

Anders als die von diesem entsandten lateinischen Missionare haben die Gelehrten aus Byzanz das Volk Großmährens auf Slawisch unterwiesen, Gottesdienste gefeiert und gepredigt. Wohl zu diesem Zweck haben sie auch ein erstes slawisches Alphabet erfunden, „Glagoliza“ genannt. Etwa zwei Jahrzehnte lang wirken sie in dem Reich, wo Method sogar Erzbischof wird.

Doch nun, um 885, ist der einflussreiche Mann gestorben, seine Getreuen

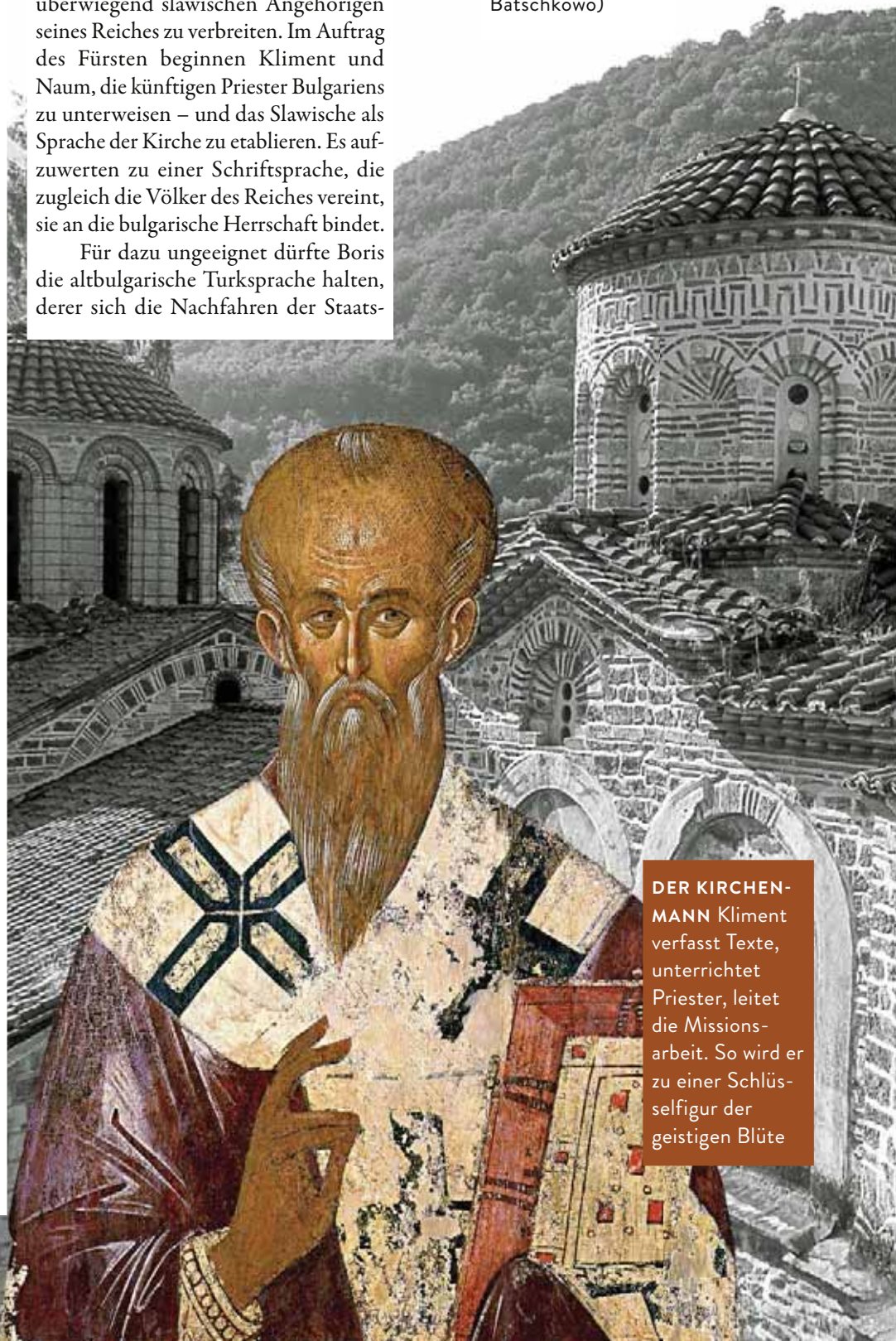
von Abgesandten des Papstes, eines Gegners des Slawischen als Kirchensprache, aus dem Land gejagt worden.

Boris I. ergreift die Gelegenheit, mit Hilfe der brillanten Schüler Methods das Christentum stärker unter den überwiegend slawischen Angehörigen seines Reiches zu verbreiten. Im Auftrag des Fürsten beginnen Kliment und Naum, die künftigen Priester Bulgariens zu unterweisen – und das Slawische als Sprache der Kirche zu etablieren. Es aufzuwerten zu einer Schriftsprache, die zugleich die Völker des Reiches vereint, sie an die bulgarische Herrschaft bindet.

Für dazu ungeeignet dürfte Boris die altbulgarische Turksprache halten, derer sich die Nachfahren der Staats-

GELEHRTE

Geistliche erfinden für die erblühende Schriftkultur ein eigenes Zeichensystem: die »Kyrilliza« (Kloster Batschkowo)



DER KIRCHEN-MANN Kliment verfasst Texte, unterrichtet Priester, leitet die Missionsarbeit. So wird er zu einer Schlüsselfigur der geistigen Blüte

gründer noch immer bedienen. Zwar stellen sie die Elite – sind aber gegenüber den Slawen in der Minderheit.

Vielleicht vertraut Boris zu sehr auf seinen Plan. Bald nach der Ankunft der beiden Geistlichen dankt er ab und zieht sich ins Kloster zurück. Den Thron überlässt er seinem ältesten Sohn. Doch als dieser die heidnischen Kulte wieder einführen will, sieht sich Boris I. gezwungen, seine Klausur zu verlassen und den Erben zu bekämpfen – mit Erfolg. Er setzt ihn ab und lässt ihn blenden.

K

Kurz darauf, wohl im Jahr 893, übernimmt ein jüngerer Bruder des Gestürzten die Macht: Simeon I. Ein Mann, der wohl gern auch Mönch oder Bibliothekar geworden wäre. In Konstantinopel hat der Fürstenson gemeinsam mit anderen jungen bulgarischen Adeligen eine ausgezeichnete Ausbildung genossen. Zehn Jahre lang hat er dort Griechisch gelernt, die Werke der großen Philosophen gelesen.

Vermutlich war unter seinen Mitstudenten auch Johannes, der spätere Gelehrte. Gut möglich, dass der kluge Mann dem künftigen Herrscher hier auch zum Freund wurde (Johannes wird mit Übersetzungen griechischer Schriften ins Slawische und eigenen Werken viel zur Verbreitung der Sprache beitragen, er stirbt um das Jahr 917).

Um 888 ist Simeon in seine Heimat zurückgekehrt – wohl mit etlichen griechischen Büchern im Gepäck. Diese Werke bilden vermutlich den Grundstock der Bibliothek, die er in Preslaw gründet. Hier im Nordosten des Reiches, zwischen Donau und Balkengebirge, will er aller Welt den Wohlstand seines Landes vor Augen führen.

Gleich nach seiner Thronbesteigung beginnt Simeon I., die ehemalige Festung zum Sitz seines Hofes umzu-

gestalten; seine Vorgänger hatten meist im nahe gelegenen Pliska residiert, die alte Hauptstadt ist aber wohl bei den Ausschreitungen um seinen abgesetzten Bruder weitgehend zerstört worden. Simeon vergrößert die Burg in Preslaw zu einem weitläufigen Palastareal, den ein steinerner Aquädukt stets mit sauberem Trinkwasser versorgt, darum entsteht eine gut geschützte Stadt.

Vor allem aber errichten die Untertanen Simeons im ganzen Land neue Gotteshäuser. Mindestens 25 Kirchen empfangen die Gläubigen allein in seiner neuen Hauptstadt. Simeon ist fromm, zugleich aber ist die Religion für ihn auch ein Mittel, der Welt seine Macht zu zeigen. Viele seiner Siegel zeigen Bilder von Christus oder der Gottesmutter. Sich selbst sieht er als von Gott eingesetztes Oberhaupt seines Volkes.

In Bulgarien wirkt die neue Religion wie ein Wundermittel, das den kulturellen Wandel beschleunigt. So wird der Ort Ohrid am gleichnamigen See, im Südwesten des Reichs im heutigen Nordmazedonien, zum Schauplatz einer geistigen Revolution.

Hier wirken die beiden Vertriebenen, zunächst Kliment und später Naum, der an dessen Stelle tritt und am Südufer des Sees ein bedeutendes Kloster errichten lässt, hier predigen und schreiben sie unermüdlich, instruieren Hunderte von Schülern, um die vielfach noch nicht bekehrten Slawen in diesem Teil des Reiches in deren eigener Sprache zu missionieren. Und sie lehren das dazu entworfene Alphabet. Hier vermutlich schreiben fromme Männer zum ersten Mal die vier Evangelien, übersetzt ins Slawische, in der Glagoliza-Schrift nie-

NEUES ZARENREICH UM 927



EINEN GEWALTIGEN TEIL des Balkans nimmt das Bulgarische Reich ein, hier zur Zeit des Todes seines Herrschers Simeon I. Der gibt sich um 913 einen besonderen Titel, der Glanz und Machtfülle widerspiegelt: »Zar«



der. Gemeinsam mit anderen Schriftstellern erheben die beiden Gelehrten das Slawische zur Kirchensprache.

Nicht allein die Gebildeten erfasst der Strudel einer neuen Zeit. Naum gilt anscheinend schon bald als Wunderheiler, die Menschen glauben, er könne etwa seelische Leiden und Augenkrankheiten kurieren. Wie Kliment wird er später heiliggesprochen, in die Geschichte als Erleuchter der Bulgaren eingehen.

Widerstand kommt, wie so häufig, aus Byzanz. Die Kirchenmänner in Konstantinopel wollen nicht akzeptieren, dass die bulgarischen Geistlichen Übersetzungen heiliger Bücher in einer ihrer Ansicht nach barbarischen Schrift abfassen – eine Haltung, die die Politik des Fürsten verkompliziert. Denn die Bulgaren wollen sich weiter im Kreis der europäischen Großmächte behaupten, gute Beziehungen zu ihrem mächtigen Nachbarn sind daher nützlich.

Zudem konzentrieren sich gerade im Osten des Bulgarischen Reiches, der am engsten mit den Byzantinern verbunden ist, die wirtschaftliche und politische Macht. Und für die bulgarische Elite sind die byzantinischen Kaiser nach wie vor ein prestigevolles Vorbild. Gleichzeitig ist es für den Fürsten undenkbar, auf die slawische Sprache als Herrschaftsinstrument zu verzichten.

Es ist vermutlich der Gelehrtenkreis, den Simeon I. in Preslaw um sich sammelt, der eine Lösung für den Konflikt mit den Byzantinern findet. Die Geistlichen sind gerade dabei, eine zukunftsweisende Vision Simeons Wirklichkeit werden zu lassen: die Überset-

zung der wichtigsten religiösen Texte – zentrale Bibelpassagen, Gebete, vor allem auch liturgische Texte für den Gottesdienst – vom Griechischen ins Slawische. Doch bald schon nutzen sie dafür nicht mehr die Glagoliza: Stattdessen greifen sie auf das griechische Alphabet zurück – und ergänzen es durch rund ein Dutzend Zeichen, mit denen sie im Griechischen nicht enthaltene Laute des Slawischen ausdrücken: Ein neues Alphabet, die später „Kyrilliza“ genannte Schrift, ist geboren.

Ein genialer Kompromiss und ein Höhepunkt des goldenen Zeitalters Simeons I. Mit der neuen Schrift wird das Slawische des Bulgarenreichs – neben dem Griechischen, dem Lateinischen und Hebräischen – zu einer Hoch- und Literatursprache in Europa.

S

Simeon I. bringt dem Land lange Zeiten des Friedens. Trotzdem ringt er immer wieder mit den Byzantinern. Als sich im Jahr 913 ein neuer Kaiser weigert, den bei einem Machtwechsel fälligen Tribut zu zahlen, den die Byzantiner den Bulgaren nach einer früheren Niederlage zugesagt hatten, nimmt der Fürst den Wortbruch nicht hin und zieht vor die Mauern Konstantinopels, wo man ihn mit einem Heiratsversprechen besänftigt: Simeons Tochter soll den byzantinischen Thronerben ehelichen. Doch auch dieses wird nicht eingehalten.

In der Folge treffen die Byzantiner mehrmals mit den Bulgaren aufeinander.

NACH SCHWEREN militärischen Niederlagen gegen Kaiser Basileios II. (oben) geht das alte Bulgarien um 1000 politisch unter. Sein Erbe aber wirkt fort

der – bis der Konflikt 917 in einer der größten Schlachten der Zeit gipfelt. Am Fluss Anchialos beim Schwarzen Meer schlagen die bulgarischen Truppen das Heer von Byzanz vernichtend.

Dieser spektakuläre Sieg bestärkt Simeon wohl noch in einem Schritt, zu dem ihn bereits die Ereignisse vier Jahre zuvor veranlasst haben und mit dem er sich gewissermaßen selbst ein Denkmal setzt. Ab 913 beginnt er einen Titel zu tragen, mit dem er den gleichen Rang einfordert wie der byzantinische Herrscher: Auf Griechisch nennt er sich genauso wie dieser nun „Basileus“. Als slawische Entsprechung kommt in seinem Reich hingegen der Titel „Zar“ auf, der auf die römischen Cäsaren zurückgeht. Den Größten unter den ruhmreichsten Männern der Geschichte fühlt sich dieser Bulgare offenbar ebenbürtig.

DIE BULGARISCHEN Klöster bleiben Horte des Wissens, der Bildung. Von hier aus verbreitet sich das kyrillische Alphabet in Europa und Asien (Kloster Drjanowo)

Der Konflikt mit den Byzantinern schwelt weiter. Sogar das für einen frommen Christen kaum zu Rechtfertigende tut Simeon: Er verbündet sich mit muslimischen Fürsten, will mit deren Hilfe Konstantinopel einnehmen. Doch die Byzantiner bekommen Wind davon und bestechen die Muslime, das bulgarische Heer greift nicht an. Unterdessen muss Simeon gegen die Serben kämpfen. Nach langem Ringen besiegt er den Serbenherrscher, über dessen Land er nun vollends die Macht übernimmt.

Im Jahr 927 stirbt der Mann, der den Aufstieg des Bulgarischen Reichs maßgeblich gelenkt hat. Unter der mehr als vier Jahrzehnte währenden Herrschaft seines Sohns blühen weiterhin Kultur und Wirtschaft, doch an militärischer Schlagkraft verliert der Staat offenbar zusehends. Die Byzantiner nutzen die Schwäche aus, marschieren gegen Bulgarien und erobern 971 Preslaw. Der amtierende Herrscher, ein Nachfahre von Khan Krum, Fürst Boris I. und Zar Simeon I., wird nach Konstantinopel geschafft und zum einfachen Adligen herabgestuft. Bis 1018 unterwerfen die Byzantiner das bulgarische Territorium vollständig. Damit hört das Bulgarien, das diese großen Herrscher geschaffen haben, auf zu existieren.

Doch das Vermächtnis Simeons I. bleibt. Allen Schwierigkeiten zum Trotz hat er das Bulgarische Reich zu einer christlichen Hochkultur erhoben – und dabei deren größter Errungenschaft, der eigenen Schrift für die Sprache der Slawen, zur Unsterblichkeit verholfen.

Denn andere Völker Europas und Asiens übernehmen die Erfindung der Gelehrten von Preslaw und entwickeln sie weiter. Heute benutzen rund 300 Millionen Menschen Varianten jenes Alphabets, das eine Gruppe von Geistlichen in Bulgarien geschaffen hat.

Angeichts des Fortlebens der kyrillischen Schrift ist man geneigt, Johannes den Exarchen zu zitieren: Was für ein Wunderwesen ist doch der Mensch! ◇

LITERATURTIPPS

DANIEL ZIEMANN
»Vom Wandervolk zur
Großmacht – Die
Entstehung Bulgariens
im frühen Mittelalter
(7.–9. Jahrhundert)«
Die Anfänge des
Reiches (Böhlau).

ULF BRUNNAUER,
KLAUS BUCHENAU
»Geschichte
Südosteuropas«
Standardwerk
(Reclam).

GEO+
EPOCHE
DOSSIER

Lesen Sie auch »Bulgarenkriege:
Mit Schwert und Kreuz«
(aus GEOEPOCHE Nr. 35) auf
www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Im Hochmittelalter fördern die Herrscher des zum politischen Schwerkewicht aufgestiegenen Bulgarischen Reiches nach Kräften die Verbreitung des christlichen Glaubens, geistliche Gelehrsamkeit und die Entwicklung einer slawischen Schriftsprache.

So führen sie ihr Reich nicht nur in eine beispiellose geistige Blüte, sondern legen auch das Fundament einer dauerhaften slawisch-christlichen Kultur.

NACH SEINEM TOD
auf dem »Feld der
Amseln« spricht die
serbisch-orthodoxe
Kirche Lazar heilig.
Bis heute verehren die
Serben den Feld-
herrn als Helden, der
sich für sein Volk
opferte



Es ist der 15. Juni 1389, Lazar Hrebeljanović führt Zehntausende Kämpfer auf eine Ebene im Herzen des Balkans, die auf Serbisch „Kosovo polje“ genannt wird, „Feld der Amseln“. Dort bringt sich ein Invasionsheer in Stellung: Der muslimische Sultan des Osmanischen Reiches, dessen Krieger von Anatolien aus immer tiefer auf dem Balkan vorgedrungen sind, ist gekommen, um ihn, den mächtigsten serbischen Fürsten, zu unterwerfen. Entschlossen treibt Lazar sein Pferd auf die gegnerischen Linien zu. Mit brutaler Wucht prallt seine Armee auf das Heer des Feindes. Lazar wird das Gemetzel nicht überleben – und gerade darum zum Helden. Dereinst werden die Serben ihn in Epen preisen, sein Bildnis anbeten. Lazar, der gefallene Feldherr, steigt zu einem Nationalheiligen der Serben auf.

Im Laufe des 6. Jahrhunderts wandern slawische Stämme auf den Balkan ein, bald siedeln einige von ihnen auch zwischen Dalmatien und dem heutigen Bulgarien. Dort setzt sich allmählich eine Bevölkerungsgruppe von den übrigen Slawen ab: die Serben. Ein serbisches Reich von Bestand erwächst jedoch erst ab 1170, als der Adelige Stefan Nemanja von seinen Stammlanden im Süden des heutigen Serbien aus weite Gebiete einnimmt. Als Lazar um 1329 geboren wird, sind die Nemanjiden dabei, zur mächtigsten Dynastie auf dem Balkan aufzusteigen.

Um 1350 dient Lazar am Hofe von Stefan Uroš IV. Dušan, der sich mit dem Segen der orthodoxen Kirche zum Zaren erhoben hat und dessen gewaltiges Territorium sich von der Donau im Norden bis tief in das heutige Griechenland hinein erstreckt. Der Nemanjide scheint Lazar zu schätzen, denn er gestattet ihm die Heirat mit einer Tochter aus einem Nebenzweig der Dynastie.

Als Dušan 1355 stirbt, ist die Stunde des Höflings gekommen. Denn dem neuen Zaren fehlt es an Durchsetzungskraft, Regionalfürsten streiten bald um das zerfallende Reich – und kaum einer schlägt sich dabei so erfolgreich wie Lazar.

Sein größter Triumph gelingt ihm 1373: Im Bund mit dem bosnischen König Tvrtko I. besiegt er den mächtigsten serbischen Fürsten und sichert sich weite Gebiete im Norden der Balkanhalbinsel. Dazu gehören auch Silberminen, die ihn reich machen. Lazar vergibt Land, um Anhänger zu gewinnen, und zieht auch den serbisch-orthodoxen Klerus durch groß-

zügige Gaben auf seine Seite. Um 1380 reicht seine Macht vom heutigen Südserbien und östlichen Kosovo nach Norden bis zu den Ufern von Save und Donau.

Doch von jenseits der Dardanellen stoßen die Osmanen in Südosteuropa vor. 1389 zieht Sultan Murad I. schließlich persönlich mit etwa 30 000 Kämpfern, darunter wohl auch Truppen der von ihm besiegten Balkanherrscher, gegen Lazar.

Wieder schmiedet der Serbenführer eine Allianz mit dem bosnischen Herrscher Tvrtko. Lazars Ruf zu den Waffen folgt auch sein Schwiegersohn und Lehnsmann Vuk Branković. Eine Armee von vielleicht 20 000 Mann kann Lazar so versammeln und sich am 15. Juni dem Sultan auf dem Amselfeld entgegenstemmen.

Was nun geschieht, darüber berichten vor allem Legenden. Sicher ist nur: Als der Tag sich neigt, ist Lazar tot – und auch der Sultan lebt nicht mehr. Wer auf dem Amselfeld den Sieg davonträgt? Ungewiss. Den gefallenen Lazar aber sprechen orthodoxe Geistliche wohl bereits um 1390 heilig, glorifizieren ihn als Märtyrer.

Doch die Serben haben ihre Kräfte auf dem Amselfeld weitgehend erschöpft, die Osmanen dagegen verfügen noch über Reserven, und so können sie Lazars Nachfolger schon bald dazu nöti-

gen, ihre Oberhoheit anzuerkennen. Dennoch kann Serbien noch für mehr als ein halbes Jahrhundert eine gewisse Unabhängigkeit wahren. Erst 1459 fällt das ehemalige Nemanjidenreich endgültig an die Osmanen.

Über die Jahrhunderte verweben Sänger und Dichter den Kult um den Heiligen Lazar mit Legenden über die Schlacht zu einem wirkmächtigen Mythos. Vuk Branković, so erzählen sie etwa, habe Lazar in der Schlacht im Stich gelassen und so die Niederlage der Serben mit herbeigeführt; der Sultan starb durch den Dolchstoß eines tapferen serbischen Recken namens Miloš Obilić. Für beides gibt es keine Belege.

Mit dem im 18. und 19. Jahrhundert aufkommenden serbischen Nationalbewusstsein wird der Kampf des Feudalfürsten Lazar und seiner Mitstreiter, unter denen tatsächlich ja auch Bosnier, Albaner, Bulgaren waren, zunehmend als heldenhafter Opfergang des serbischen Volkes gedeutet, als Ende eines glorreichen Zeitalters und des serbischen Großreiches – und das angeblich vom Blut der Märtyrer getränkte Kosovo polje als ihr heiliges Land. ♦

DER MÄRTYRER VOM AMSELFELD

Um den Vormarsch der Osmanen auf dem Balkan zu stoppen, stellt sich ihnen 1389 der mächtige Serbenfürst Lazar Hrebeljanović entgegen – in einer Schlacht, die eine ungeheure mythische Kraft entfalten wird

TEXT: *Svenja Muche*

HARTE GESICHTSZÜGE, eine Adlernase und weit aufgerissene Augen soll Vlad III. gehabt haben. Schon als Kind wird er Dracula genannt, »kleiner Drache«. Jahrhunderte nach seiner blutigen Herrschaft wird der irische Schriftsteller Bram Stoker dem vielleicht berühmtesten Ungeheuer der Literaturgeschichte diesen Namen leihen: Graf Dracula, der Vampir aus den Karpaten (Holzschnitt, 1491)



D

RACULA

DER FÜRST DES SCHRECKENS

Er lässt die Hirne seiner Gegner an Flusskrebse verfüttern, Schwangeren die Ungeborenen aus dem Bauch schneiden und vor allem, ungezählte Male, Menschen auf Pfähle spießen: Vlad III., genannt Dracula, im 15. Jahrhundert Herrscher über die Walachei, gilt als Inbegriff des grausamen Tyrannen. Sein Sadismus scheint so willkürlich wie grenzenlos – und dient doch auch zur Sicherung seiner Macht. Erst recht, als er um 1460 einen schier übermächtigen Gegner herausfordert: das Großreich der Osmanen

TEXT: Jörg-Uwe Albig

DAS ENDE DER GESCHICHTEN, die man sich von ihm erzählt, ist fast immer gleich: Zuletzt werden Menschen auf Pfähle gespießt. Manchmal, so heißt es, nimmt der Fürst seine Mahlzeiten im Angesicht der Gepfählten ein, plaudert mit ihnen, trinkt auf ihre Gesundheit. Manchmal findet er vorher noch Zeit für einen zynischen Spruch. Manchmal lässt er die Opfer kochen oder braten, zwingt ihre Leidensgenossen, von ihnen zu essen: Mütter ihre Kinder, Männer die Brust ihrer Frauen.

Wie auch immer: Adelige wie Bettler, Bauern wie Kaufleute, Botschafter fremder Mächte oder Untertanen, die auf eine Frage die falsche Antwort geben – alle enden sie schließlich auf dem Pfahl.

Es ist keine zimperliche Zeit, in der Vlad III. Dracula, der Mann mit der grimigen Miene, der Adlernase, den geblähten Nasenflügeln und den aufgerissenen, graublauen Augen, derartige Erzählungen inspiriert. Die Renaissance bringt Gewalt-herrscher hervor wie den englischen Frauenmörder Heinrich VIII. oder Ferdinand I. von Neapel, der seine Gegner nicht nur umgebracht, sondern auch mumifiziert und in Originalkleidung seinen Gästen präsentiert haben soll.

Auch das Pfählen ist nicht Draculas Erfindung. Schon die jahrtausendealten Gesetzbücher des babylonischen Herrschers Hammurabi sehen die Strafe für Gattenmörderinnen vor. Alexander der Große praktiziert sie ebenso wie osmanische Sultane und mitteleuropäische Stadtbere, die sie für Vergehen wie Ehebruch, Hochverrat oder Kindesmord verhängen. Häufig wird das Holz den Delinquenten im Liegen durch das Herz getrieben, oft aber werden auch abgestumpfte Pfähle durch untere Körperöffnungen den Opfern Millimeter für Millimeter durch die Eingeweide gebohrt, sodass die Qual Stunden oder gar Tage andauern kann. Noch 1800 wird ein französisches Kriegsgericht in Kairo den Mörder eines Generals zum Tod durch Pfählung verurteilen.

Doch kein Mächtiger hat einen derart blutbefleckten Ruf wie Vlad III., Woiwode des Fürstentums Walachei, jenes wilden, waldigen Landstrichs zwischen Donau und Südkarpaten im späteren Rumänien. Sein Beinamen ist Dracula; andere nennen ihn Țepeș, den Pfähler. „Dieser eine Mann“, bilanziert der zeitgenössische Geschichtsschreiber Laonikos Chalkokondyles, „verübte mehr Morde als jeder andere, von dem wir Kunde haben.“

Bedenkenlos lässt Dracula, so erzählt man sich, Gästen Krebse servieren, die mit den Gehirnen von deren Eltern und Freunden gemästet waren, lässt einer Frau das Ungeborene aus dem Bauch schneiden. Und die einzige Untat, die ihm die Zeitgenossen nicht zuschreiben, ist wohl ausgerechnet jene, die Ende des 19. Jahrhunderts mit Bram Stokers Roman „Dracula“ fast gleichbedeutend mit seinem Namen wird: der Biss eines Vampirs in den Hals junger Frauen, um deren Blut zu trinken.

Schon der Vater, Fürst Vlad II., trägt als Ritter des „Drachenordens“, 1408 zum Kampf gegen „Heiden und Schismatiker“ gegründet, den Titel „Dracul“ – wohl abgeleitet von *draco*, dem lateinischen Wort für Drache. Der um 1430 geborene Sohn wird dann Drăculea genannt, „kleiner Drache“, oder, in der geläufigen westlichen Version: Dracula. Im Rumänischen bedeutet *dracul* jedoch „der Teufel“. Und manche behaupten sogar, die ursprüngliche Schreibweise des Beinamens sei Dragul gewesen – demnach also „der Liebe“.

So zahlreich wie die Bedeutungen seines Namens sind die Welten und Mentalitäten, die den Geist des jungen Vlad formen. Da sind die frühen Jahre im sieben-



WIE SEHR DRACULA

bis heute fasziniert, davon zeugen unter anderem solch aufwendig gestaltete Tarotkarten aus dem Jahr 2021, die wichtige Stationen seines Lebens mit okkultur Bedeutung aufladen. Diese Szene aus dem Set zeigt Vlad mit den Leichen seines Vaters und Bruders, die 1447 bei einem Angriff getötet worden sind. Kurz darauf erklärt der mächtige osmanische Sultan Murad II., mit dem sein Vater ein Bündnis hatte, Vlad zum neuen Herrscher über die Walachei

DAS PFÄHLEN, bald untrennbar mit Vlads Namen verbunden, ist eine jahrtausendealte Praxis. Doch wohl keiner nutzt die grausame Methode so hemmungslos wie er. Mitunter, so heißt es, lässt er seine Opfer aufspießen, speist und plaudert, während die angespitzten Pflöcke langsam in die Körper der Elenden dringen (kolorierter Holzschnitt, 1499)

bürgischen Schäßburg (heute Sighișoara), wo sein Vater im Dienst der Krone Ungarns Grenztruppen kommandiert: Hier wohnen meist deutschstämmige, ab dem 12. Jahrhundert eingewanderte Kaufleute und Handwerker, Menschen voll Fleiß und Disziplin, Selbstherrlichkeit und Bürgersinn, die pelzverbrämte Mäntel, lange schwarze Kleider und schwere Schmuckbehänge tragen und trotz ihres fränkischen Dialekts „Sachsen“ genannt werden.

Da sind die Lehrjahre im Nachbarland Walachei, am Hof zu Târgoviște, wo der Vater 1436 seine Herrschaft als Woiwode antritt – der schlichte Palast aus Ziegeln und Flussteinen, sicherlich mit den Wein- und Folterkammern im Keller, die Stadt



mit Adelshäusern im byzantinischen Stil und üppigen Blumengärten, am Horizont die Hügel des Karpatenvorlands. Die Ausbildung mit Schwert und Bogen, die Reiterkämpfe auf den kleinen, zottigen, aber zähen Pferden der Region. Und da sind die ständigen Nachrichten von den brutalen Machtkämpfen der Bojaren, der mächtigen adeligen Großgrundbesitzer. Von der prekären Lage der kleinen Walachei zwischen den Mächten, vor allem dem Königreich Ungarn und dem osmanischen Sultanat, denen sich Vlad II. in ständig wechselnden Bündnissen andient.

Um sich der Loyalität des unsteten Alliierten wirksamer zu versichern, nötigt Sultan Murad II. um 1442 den Woiwoden, ihm zwei Söhne als Geiseln zu überlassen:

Vlad und dessen jüngeren Halbbruder Radu, genannt „der Schöne“. Zunächst werden sie weit weg von zu Hause im asiatischen Teil der heutigen Türkei untergebracht, dann kommen sie an den Sultanshof in Adrianopel, dem heutigen Edirne. Gut möglich, dass der heranwachsende Vlad von dem Luxus und dem Wohlstand im Osmanischen Reich überwältigt ist – und von der unumschränkten Macht des Herrschers, der mit einem zerstreuten Wink, aus einer Laune heraus, jeden beliebigen Untertanen zum Tod befördern kann.

Welch ein Kontrast zu seiner walachischen Heimat, wo mächtige Clans und Adelsfraktionen die Stellung des Fürsten ständig bedrohen! Im Reich des Sultans dagegen herrscht eine hierarchische Ordnung, die den Jugendlichen mit Ehrfurcht erfüllen muss.



1444 lässt sich Draculas wankelmütiger Vater von dem ungarischen Heerführer Johann Hunyadi widerstrebend für einen Feldzug gegen die Osmanen einspannen. Dann jedoch überwirft er sich mit ihm und wendet sich wieder dem Sultan zu.

Jetzt offenbart sich die fatale Treulosigkeit seiner Bojaren: Einige von ihnen schlagen sich auf die Seite der Ungarn. Im Bündnis mit ihnen überfällt Johann 1447 die Walachei, wobei Vlad II. und dessen ältester Sohn Mircea getötet werden. Und er setzt einen willfährigen neuen Woiwoden namens Vladislav II. ein.

Der Sultan aber erklärt seine Geisel Dracula zum rechtmäßigen Thronfolger, verleiht ihm einen Adelstitel und sichert ihm seine Unterstützung zu. Die Chance für den späteren Vlad III. scheint gekommen. Und als Vladislav 1448 seinem Patron Johann auf einen Feldzug folgt, ergreift Dracula mit Hilfe einer kleinen osmanischen Einheit ohne großen Widerstand die Macht in der Walachei.

S EIN TRIUMPH WÄHRT NICHT LANGE. Wenige Wochen nach der Eroberung wird er von Johanns Schützling wieder vertrieben. Jetzt lässt auch der Sultan ihn fallen. Dracula geht ins moldauische Exil, später nach Siebenbürgen, dann verliert sich vorerst seine Spur. Erst 1456 (Johann hat mittlerweile Vladislav seine Gunst entzogen und sich im Frühjahr mit Vlad ausgesöhnt) erobert er seine Walachei zurück; im Bund mit siebenbürgischen Soldaten – und im Glanz des Halleyschen Kometen, der in diesem Jahr am Himmel erscheint und den Dracula als glückliches Omen wertet.

DER JUNGE THRONFOLGER

Vlad findet sich nach dem Tod seines Vaters in einer verworrenen politischen Lage wieder. Er muss sich gegen örtliche Widersacher durchsetzen, zudem fordern die Ungarn ebenso seine Loyalität wie auch das expandierende osmanische Sultanat, dessen Soldaten immer weiter nach Westen vordringen (türkischer Kämpfer mit aufgespießtem Kind und Gefangenen, propagandistisches Flugblatt, um 1530)

In der Metropolitankirche der alten Hauptstadt Curtea de Argeş lässt er sich zum neuen Fürsten ausrufen. Der Metropolit der orthodoxen Kirche, so legen es Berichte über spätere Krönungen nahe, redet zum Volk: „Euer Fürst ist tot. Wen wünscht ihr euch an seiner Stelle als Woiwoden?“ „Wir wünschen nur Vlad“, antwortet die Menge, „den Sohn des Woiwoden Vlad!“

Am Hochaltar wird Dracula mit geweihtem Öl und Balsam gesalbt. „Er ist würdig!“, psalmodiert die Gemeinde wieder und wieder. Die Robe, die er als neuer Fürst anlegt, ist erstmals nicht in westlichem Stil gehalten, sondern nach türkischem Vorbild gearbeitet: ein Kaftan aus Samt und Seide, mit Stickereien, Edelsteinknöpfen und Zobelbesatz verziert. Er empfängt seine Insignien: Krone, Zepter, Standarte, Schwert, Säbel und Lanze. Dann nimmt er auf dem Thron Platz, lässt sich von den Honoratioren die Hand küssen. Die Feier endet in einem üppigen Bankett.

40 Tage lang strömen Adelige, Bürger und Bauern in Vlads Residenz, um ihm Loyalität zu schwören. Seine Armee rückt in die Städte aus, um auch dort die Treueide der Bewohner einzutreiben. Von nun an ist jede Abkehr vom Fürsten ein Kapitalverbrechen.

ABER DIE LAGE BLEIBT UNÜBERSICHTLICH. Sowohl die Osmanen wie die ungarische Krone fordern von Dracula Loyalität – der Sultan verlangt zudem das Durchzugsrecht für seine Armeen. Die Bojaren bleiben trotz Treueschwurs unzuverlässig wie eh und je: Ihnen ist egal, wer im Land regiert – solange ihre Interessen gewahrt bleiben. Und die benachbarten Siebenbürger Händler pochen auf die alten Handelsrechte, die Vladislav eingeschränkt hatte.

Dracula aber führt, um die Wirtschaftskraft der Walachei zu stärken, noch darüber hinaus ein Stapelrecht ein, das einheimischen Kaufleuten eine Vorkaufsoption auf durch das Land transportierte Waren garantiert – und bringt damit die Siebenbürger gegen sich auf: Sie sehen ihren freien Fernhandel in Gefahr. Schon werben sie bei unzufriedenen Bojaren um Unterstützung für einen Gegen-Woiwoden namens Dan III., einen Bruder Vladislavs – der in der Karwoche 1460 mit bewaffneten Einheiten in der Walachei einmarschiert.

Dracula macht kurzen Prozess: Er schlägt den Angriff zurück, lässt Dan enthaupten und, so heißt es, dessen in der Schlacht gefallenen Männer aufspießen, dazu alle Frauen, derer er habhaft werden kann, oft noch ein Kind an der Brust.

Der ungarische König und die Siebenbürger schicken daraufhin eine 55-köpfige Friedensmission nach Târgovişte. Dracula aber lässt die Gesandten wochenlang in ihren Unterkünften warten, vor denen er zur Mahnung Pfähle aufstellt. Dann marschiert er mit seinen Truppen in Siebenbürgen ein, verwüstet Häuser, Höfe und Dörfer, brennt Felder nieder. In der Gegend um Hamlesch sollen der Strafaktion mehr als 30 000 Menschen zum Opfer gefallen, die Bewohner von Fogarasch sämtlich in die Walachei verschleppt und dort gepfählt worden sein. Im Oktober 1460 lenken die Siebenbürger ein und schließen sogar ein Beistandsabkommen mit der Walachei.

Ausgerechnet der wilde, impulsive Dracula schwingt sich jetzt zum zwanghaften Baumeister einer rigiden Ordnung auf. Er strafft die Verwaltung, baut den Hofrat nach seinen Bedürfnissen um, errichtet Festungen und stärkt die orthodoxe Kirche, um mit ihrer Hilfe die Seelen zu zähmen. Tatsächlich loben ihn Chronisten für seine Erfolge gegen Verbrechen, Korruption und Elitenwillkür.

Glaubt man jedoch den Schilderungen seiner Gegner, all den Pamphleten und Kampfschriften, die bald in Europa kursieren, ergänzt er sein osmanisch inspiriertes

NACH JAHREN der Kämpfe, der Siege und Niederlagen, sichert sich Vlad 1456 schließlich die Macht über die Walachei. In einer Kirche der alten Hauptstadt Curtea de Argeş lässt er sich zum Fürsten ausrufen, mit geweihtem Öl und Balsam salben



Despotentum durch eine üppig dosierte Prise Sadismus. Vielleicht steckt dahinter auch ein hysterischer Hass auf das Chaos, der unbotmäßige Adelige ebenso trifft wie Bettler und katholische Mönche, Roma und andere vermeintlich Unkontrollierbare. Sogar ein Esel, der zu laut schreit, stirbt, so heißt es, den Tod auf dem Pfahl.

Zum Ostersonntag 1459 etwa, so behauptet ein zeitgenössischer Bericht, lädt er eine Auswahl der unsteten Bojarenschaft („500 Herren insgesamt“) zu einem großen Bankett in seinen Palast zu Târgoviște – und lässt „all diese Herren pfählen“. Auch wenn im etwa zwölf mal sieben Meter großen Festsaal des Palastes wohl kaum 500, sondern allenfalls 50 Gäste Platz finden, muss der Aderlass für die Elite enorm sein. Ein solch blutiger und massiver Präventivschlag gegen potenzielle Widersacher ist zu diesem Zeitpunkt in Europas Geschichte unerhört. Nach dem Festmahl sind knapp die Hälfte der fürstlichen Räte aus den Akten verschwunden. Die Lücken füllt der Fürst mit Getreuen oft anrüchiger Reputation, wie von seinen Gegnern behauptet wird – und vielfältigster Herkunft: Bald hört man am walachischen Hof auch Ungarisch, Serbisch, Türkisch oder Tatarisch.

MIT WONNIGEM SCHAUDER kolportieren Draculas Ankläger die zynischen Reden, mit denen der Fürst seine Untaten würze: Geistliche frage er etwa, ob sie nicht Lust auf das Himmelreich verspürten – um sie dann pfählen zu lassen. Anderen führe er die Gottgefälligkeit des Martyriums vor Augen – und erhebe den Tod am Pfahl so zur Gnade. Und wer arm sei, werde quasi aus statistischen Gründen gepfählt – damit „es keine Armen mehr in meinem Land gibt und alle reich sind“. Einem tollkühnen Mönch, der, ihm vorwirft, bei der Auslöschung eines großen Adelsclans auch drei Stunden alte Babys nicht zu verschonen, halte Vlad entgegen: Wer pflügen wolle, müsse zuvor nicht nur Unkraut jäten, sondern auch dessen Wurzeln entfernen. „Ließe ich diese kleinen Kinder erwachsen werden, würde ich mir in ihnen die schlimmsten Feinde erschaffen.“ Dann, so heißt es, lässt er den Mönch pfählen.

Glaubt man diesen Zeugnissen, sind es vor allem die Frauen, die seinen Sadismus entfachen – vielleicht, mutmaßt später ein Historiker, aus verschobenem Hass auf die Mutter, die schon früh die Familie verließ (ob durch Tod oder Trennung, ist ungewiss). Ehebrecherinnen, unkeusche Ledige und Witwen lässt er lebendig häuten, ihnen die Genitalien herausschneiden und die leere Hülle auf dem Marktplatz, auf einen Pfahl gespießt, zur Schau stellen – so zumindest wird berichtet. Und als er einen Untertanen in einem löchrigen, zu kurzen Hemd erspäht, lässt er angeblich nicht etwa den Mann pfählen, sondern dessen Frau, die schließlich die Kleidung ihres Gatten nicht in Ordnung gehalten hat.

So pathologisch diese Grausamkeit erscheint – womöglich ist sie auch Kalkül: nämlich die skrupellose Realpolitik der Renaissance, wie sie der Denker Niccolò Machiavelli wenige Jahrzehnte später Fürsten ans Herz legen wird. Eine schwarze Pädagogik, die ein vermeintliches Reich der Tugend durch Terror herbeizumetzeln will. Ein Dauerfeuer der Abschreckung, das den Eigensinn der Untertanen zähmen soll – das sie aber schließlich nur in die Arme seiner Feinde treibt: Am Ende wird der Grausame kaum noch Unterstützer haben.

Doch Draculas Selbstherrlichkeit kennt keine Grenzen. Und er nimmt es dafür sogar mit einem übermächtigen Gegner auf: dem osmanischen Großreich. Dort hat 1451 der erst 19-jährige Mehmed II. den Sultanthron bestiegen. Zwei Jahre später erobert er Konstantinopel, die Hauptstadt des byzantinischen Kaiserreichs, die als

IN SCHEINBAR grotesker Selbstüberschätzung stellt sich Vlad um 1460 gegen das osmanische Großreich. Doch gelingt es ihm, den überlegenen türkischen Truppen dank einer Guerillataktik empfindliche Verluste beizubringen





VLADS GEGNER ist mächtiger denn je. 1453 haben die Osmanen unter dem jungen Sultan Mehmed II. sogar Konstantinopel eingenommen, die als unbezwingbar geltende Hauptstadt des byzantinischen Kaiserreichs (Stich von Matthäus Merian, 17. Jh.)

uneinnehmbar galt. Ein Triumph, der das Ende von Byzanz besiegelt und Mehmed den Beinamen „Vater der Eroberung“ einbringt. Und als der Herrscher 1459 auch Serbien unterwirft, zittert ganz Europa in Angst vor den islamischen Heerscharen.

Vlad III. jedoch verhält sich, als hätte er es mit einem lästigen, aber unbedeutenden Nachbarn zu tun. Die Gesandten, die Mehmed wohl 1460 zu ihm beordert, um ihn an verabredete Tribute zu erinnern, fordert der walachische Fürst laut einem Bericht zunächst auf, die Turbane abzusetzen. Als sie auf ihrer Tracht bestehen, lässt er ihnen den Kopfschmuck mit kleinen Nägeln auf die Schädel hämmern und schickt sie zu ihrem Herrn zurück. Der Sultan aber sendet umgehend einen weiteren Botschafter in die Walachei. Und der verlangt jetzt nicht mehr nur die Zahlung von 10 000 Golddukaten Tribut für drei Jahre, sondern auch Draculas persönliches Erscheinen am Sultanshof sowie die Überstellung von 500 zehn- bis 15-jährigen Jungen – gemäß dem Brauch der „Knabenlese“, mit der osmanische Herrscher Kinder aus bezwungenen Völkern zu rekrutieren pflegen, um sie auszubilden und später in der Verwaltung oder beim Militär einzusetzen.

Dracula weigert sich, sein Volk als unterworfen zu betrachten, und lehnt die Forderung ab. Er willigt aber in die Bitte des Gesandten ein, ihn noch ein Stück zu begleiten – wohl ahnend, dass an der Grenze osmanische Truppen einen Hinterhalt gelegt haben. Deshalb stationiert er dort selbst Soldaten, die den Gegner überwältigen, zahlreiche Kämpfer und Offiziere gefangen nehmen – und, so ein Bericht, auf mittlerweile nur allzu gewohnte Art pfählen.

Das ist eine Kriegserklärung. Und es ist ein beispielloser Akt des Größenwahns: Der Herrscher über ein paar Hunderttausend Menschen fordert ein mächtiges Reich heraus, das sich über weite Teile der heutigen Türkei und des Balkans erstreckt. Der einzige Unterstützer, auf den Vlad hoffen kann, ist Papst Pius II. – der sich allerdings

schon seit 1459 vergeblich müht, das christliche Abendland gegen die Osmanen zu einem neuen Kreuzzug zu mobilisieren.

Doch der Fürst hat sich während seines Aufenthalts am Hof des Sultans womöglich einen Vorsprung erworben: Einblicke in die Schwächen des osmanischen Militärs. Das mächtige, vielköpfige Heer ist in offener Feldschlacht überlegen, doch auf reibungslose Versorgung angewiesen. Außerdem ist es wenig beweglich – und somit anfällig für Guerilla-Aktionen in unbekanntem Gelände.

SO SETZT DRACULA AUF DEN Überraschungseffekt, als er im Winter 1461/62 mehrere Festungen im osmanisch beherrschten Bulgarien angreift und die umliegenden Ländereien verwüsten lässt, um den Nahrungsnachschub zu kappen. Stolz sendet er im Februar eine Liste von 23 884 getöteten Türken und Bulgaren an den ungarischen König Matthias Corvinus – und vergisst nicht, zwei Säcke voller abgeschnittener Köpfe, Nasen und Ohren als Beleg mitzuschicken: Den bislang zögerlichen Monarchen bringt er auf diese Weise wahrhaftig dazu, ihm seine Unterstützung zu versprechen.

Als jedoch Mehmed im April seine Gegenoffensive startet, ist Matthias anderweitig beschäftigt und Dracula wieder auf sich gestellt. Der größere Teil des osmanischen Heers rückt nun über Land Richtung Walachei vor. Eine zweite Streitmacht, angeführt vom Sultan, fährt mit 25 Kriegs- und 150 Transportschiffen die Donau hinauf: Sie wird begleitet von Vlads Halbbruder Radu, der laut eines byzantinischen Chronisten zum Liebhaber des feindlichen Herrschers avanciert ist, sowie einer Anzahl Walachen, die vor der Schreckensherrschaft ihres Woiwoden zur Gegenseite geflohen sind. So stehen bald wahrscheinlich 60 000 bis 80 000 Osmanen Draculas Heer gegenüber, das wohl nicht einmal die Hälfte an Kämpfern zählt.

Doch sie treffen auf einen Widerstand, der nicht zu sehen und zu greifen ist. Auf Vlads Anweisung, so wird berichtet, haben viele Menschen die Dörfer verlassen und sich samt Vieh und Vorräten in der Wildnis versteckt. Die Angreifer finden meist leere Landschaften vor, verbrannte Felder und Häuser, verdorbene Brunnen – und eine Junihitze, die so erbarmungslos glüht, dass die Krieger, wie ein osmanischer Chronist vermerkt, „Fleisch auf ihren Rüstungen hätten grillen können“.

Dafür führen Draculas Leute immer wieder rasche, nächtliche Attacken gegen das Heer des Sultans und ziehen sich nach getanem Überfall sofort in Wälder und Sümpfe zurück. Glaubt man den Berichten, haben sie auch besonderen Ansporn zum Mut: Wer nämlich von vorn verwundet wird, Auge in Auge mit dem Feind, erhält den Ritterschlag. Wer aber die Verletzung von hinten erleidet, wird zur Strafe gepfählt: Denn der ist, so Dracula, „kein Mann, sondern eine Frau“.

Als das osmanische Heer die Hauptstadt Târgoviște erreicht, so erzählt es der Chronist, stehen die Tore weit offen, Häuser und Straßen liegen verlassen. Ohne sich aufzuhalten, ziehen die Männer des Sultans durch die Stadt. Knapp fünf Kilometer weiter aber finden sie sich in einem 300 Hektar großen Wald aus hölzernen Stangen – bestückt mit rund 20 000 aufgespießten, halbverwesten Leichen, Männern, Frauen und Kindern, Gefangene, die Vlad hat hinrichten lassen: „An den Pfählen hingen auch Säuglinge, die an ihren Müttern befestigt waren, und Vögel hatten in ihren Eingeweiden ihre Nester gebaut.“

Weiter schreibt der Chronist: „Der Sultan wurde von Staunen ergriffen und sagte, es sei unmöglich, ein Land eines Mannes zu berauben, der solch große Taten getan und solch ein teuflisches Verständnis davon habe, wie man sein Reich und dessen Menschen regiert.“ So überwältigend ist dieser Horror, dass der osmanische Herrscher eine gewisse Ehrfurcht nicht unterdrücken kann: „Er sagte, ein Mann,

VLADS GEGENSPIELER,

Sultan Mehmed II., erobert nach Konstantinopel auch noch Serbien. Draculas Guerillatruppen aber kann er nicht entscheidend schlagen. 1462 wagt der Walache gar einen Überraschungsangriff auf Mehmeds Feldlager, doch der Versuch, den feindlichen Herrscher zu töten, schlägt fehl (Stich, 16. Jh.)



NACH INNEN FESTIGT

Vlad seine Stellung mit Tyrannei. Zahlreiche Untertanen lässt er pfählen. Vor allem gegen Frauen, so scheint es, richtet sich sein Sadismus. Als er einmal auf einen Bauern in löchriger Kleidung trifft, lässt er laut Überlieferung dessen Frau aufspießen: Sie sei ihren Pflichten im Haushalt nicht nachgekommen





der solche Dinge getan habe, sei viel wert.“ Die ungeheure Zahl mag übertrieben sein oder nicht – einen wahren Kern zumindest dürfte die Geschichte haben.

Jedenfalls ist der Feldzug des Sultans jetzt endgültig in der Unwirklichkeit angekommen. Die Vorräte gehen zur Neige, Hitze und Krankheiten schwächen die osmanischen Soldaten. Mehmed hat Glück, dass gleichzeitig ein Angriff des moldauischen Woiwoden sowie osmanischer Truppen auf den Donauhafen Chilia den „Pfähler“ dort zum Eingreifen zwingt: Er muss seine Truppen teilen. In Draculas Abwesenheit besiegt der Sultan das walachische Restheer, kurz darauf schlägt er einen Angriff Vlads zurück, wobei dessen Kämpfer schwere Verluste hinnehmen müssen. Nun macht Mehmed seinen Günstling Radu zum neuen Woiwoden der Walachei – durchaus zur Freude der meisten Bojaren und großer Teile der gebeutelten Bevölkerung. Dann bricht Mehmed den Feldzug ab, lässt allerdings Truppen für Radu zurück.

Als die Waffen schweigen, ist das Land geplündert und verwüstet, die Bevölkerung der Walachei erheblich geschrumpft. 1475 erreicht sie nur noch zwei Drittel ihrer Stärke von vor 1457 – bedingt vor allem durch den Krieg 1462, aber wohl auch durch Draculas Terror.

Doch der Fürst sieht sich trotz des Desasters vermutlich als Sieger. Hat er nicht den mächtigen Sultan in die Flucht geschlagen? Hoffnungsfroh bricht er im November 1462 ins siebenbürgische Kronstadt (Braşov) auf, um sich dort dem Ungarnkönig Matthias Corvinus als Speerspitze einer geeinten christlichen Kriegsmacht gegen die

UM DIE VORRÜCKENDEN osmanischen Truppen auszuhungern, weist Vlad seine Untertanen an, Dörfer und Städte zu verlassen, Felder anzustecken, Brunnen zu vergiften und sich samt Vieh und Vorräten in den Wäldern zu verstecken. Als die Invasoren Draculas Kapitale Târgovişte (hier in einem Stich von 1575) erreichen, haben die Bewohner sie bereits aufgegeben

NUR WEIL VLAD auch noch einen Angriff des moldauischen Fürsten abwehren muss, kann Mehmed die walachischen Truppen Mitte 1462 besiegen. Vlad flieht zum ebenfalls mit den Osmanen verfeindeten Ungarnkönig Matthias Corvinus. Doch der traut ihm nicht – und nimmt ihn gefangen



Muslime anzudienen: Um seinen Platz im europäischen Machtgefüge zu behaupten, schwingt sich ausgerechnet der Mann, der im Ruf steht, scharenweise Arme, Bettler und Mönche töten zu lassen, zum Glaubensritter auf – in einer Zeit, in der im Wettstreit der christlichen Herrscher Kriegsgeschick mehr zählt als Gottesfurcht, keine ganz aussichtslose Strategie.

Der ungarische Monarch aber empfängt den Helden mit Zurückhaltung. Denn Matthias sieht sich selbst als Heerführer der Christenheit – und hat sogar den Segen und die finanzielle Unterstützung des Papstes dafür. Zudem hat es sich Dracula mit wichtigen Verbündeten des Königs verscherzt: Siebenbürger Kaufleute wie walachische Bojaren beschwerten sich bei ihm über den blutrünstigen Fürsten. Und während sich Vlads Loyalität als durchaus schwankend erwiesen hat, ist sein Bruder Radu, obwohl eigentlich dem Sultan als Vasall verpflichtet, bereit, die Oberherrschaft des Ungarnkönigs rückhaltlos anzuerkennen.

IN DIESER LAGE TAUCHEN DREI BRIEFE an Sultan Mehmed, einen weiteren osmanischen Würdenträger und den moldauischen Woiwoden auf. Angeblich hat Dracula sie geschrieben – gut möglich aber auch, dass es Fälschungen sind, die die Pläne des Ungarnkönigs rechtfertigen sollen. Jedenfalls enthalten sie Empörendes: nämlich das Angebot des Fürsten, sich fortan auf die Seite der Osmanen zu schlagen.

Hat der kühle Empfang beim König Dracula in die Arme des Feindes getrieben? Matthias zögert nicht, Vlad festnehmen zu lassen und für zwölf Jahre gefangen zu halten. Dabei zeigt er erstaunliche Milde: Die Haft ist wohl nicht mehr als ein Hausarrest – den sich der Verurteilte angeblich damit versüßt, Mäuse und Vögel zu pfählen. Und unter der Bedingung, dass Dracula zum katholischen Glauben konvertiert, gibt Matthias ihm sogar eine Verwandte zur Frau: Offenbar hat der König nie an dessen Verrat geglaubt, sondern nur ein Mittel gesucht, ihn für eine Zeitlang von der Politik fernzuhalten.

In diesen Jahren erscheinen in Europa die ersten Schriften, die die Grausamkeiten des Woiwoden anklagen. Sie liefern Matthias willkommene Argumente, die Ausschaltung des Konkurrenten um die christliche Führungsrolle vor seinen Geldgebern aus Venedig und dem Vatikan zu rechtfertigen. Zudem bedienen sie mit der wachsenden Verbreitung des frisch erfundenen Buchdrucks bald auch die Gruselsucht eines breiten Publikums: Eines der Werke kommt binnen zwei Dekaden auf 13 Auflagen.

Wohl schon um die Jahreswende 1462/63 erscheint in Wien eine „Histori von dem posen Dracol“, bald darauf auch ein tausendversiges Poem über den „Wutrich“ namens „Trakle“, verfasst von dem abenteuerlustigen Dichter und Sänger Michel Beheim, seinerzeit in Diensten Kaiser Friedrichs III. Seine Informationen will Beheim von einem walachischen Mönch erhalten haben. Auch wenn ihr Ursprung wohl eher am ungarischen Königshof zu suchen ist – sie zeigen Wirkung: nicht zuletzt bei Papst Pius II., der die Untaten des „Dragula“ als „ungeheure Ruchlosigkeit“ verdammt.

Nachdem aber Sultan Mehmed 1463 Bosnien unterworfen, 1475 vergebens das Fürstentum Moldau berannt hat und für 1476 einen neuen Feldzug gen Westen androht, besinnt sich Matthias offenbar auf Draculas Qualitäten. Im Februar 1476 stellt er ihm Truppen an die Seite, mit denen der Fürst nach Bosnien vorstößt, die Osmanen zurückdrängt, dann auch Richtung Moldau zieht und so dazu beiträgt, dass der Sultan schließlich die Kampagne abbricht. Anschließend darf Vlad im Verbund mit ungarisch-siebenbürgischen und moldauischen Truppen sein altes Herrschaftsgebiet erobern: Er vertreibt den amtierenden Woiwoden Basarab Laiotă den

ZWÖLF JAHRE LANG hält Matthias (hier mit Gelehrten in einer Darstellung von 1490) Vlad gefangen. Doch nachdem Mehmed 1476 zu einem neuen Feldzug gen Westen rüstet, stellt der Ungar dem bereits zwei Jahre zuvor entlassenen Dracula Truppen zur Seite, mit denen er die Osmanen aufhalten soll



VLAD GELINGT ES tatsächlich, die Osmanen zurückzudrängen. Mehmed muss seinen Feldzug abbrechen – und Dracula kann sich erneut zum Fürsten der Walachei erklären. Allerdings stirbt er nur wenige Monate später im Kampf gegen einen örtlichen Rivalen

Älteren (der die Nachfolge des 1475 getöteten Radu angetreten hat) – und lässt sich selbst im November zum dritten Mal als Fürst ausrufen.

Doch schon kurz darauf greift Basarab Laiotă, unterstützt von osmanischen Truppen, erneut an. Und bereitet Draculas Ehrgeiz ein jähes Ende: In einer Schlacht bei Bukarest kommt der Fürst um die Jahreswende 1476/77 ums Leben. Ob in offenem Kampf oder hinterrücks gemeuchelt, bleibt ungeklärt. Vlags Kopfhaut mitsamt Haaren, berichtet ein Zeitgenosse, wird, in Honig konserviert und mit Tuch ausgestopft, dem Sultan Mehmed geschickt und später in Konstantinopel auf einer Stange ausgestellt: So endet wenigstens das Haupt des Pfählers selbst auf einem Pfahl.

In Erinnerung bleiben weniger Draculas militärische Erfolge als seine maßlose

Grausamkeit. Die Details in Schriften unterschiedlichster Herkunft ähneln sich zu sehr, als dass sich Vlags Untaten als reine Propaganda abtun ließen. Die Ströme von Blut jedenfalls, die der Fürst vergossen haben soll, nähren einen Mythos, der sich später fest über sein historisches Bild stülpen wird – Dracula als Vampir.

Blut, der „ganz besondere Saft“ (Goethe), befeuert als Lebenssubstanz, als Identitätsträger auf der ganzen Welt mythische Fantasien. Auch kennen viele Kulturen Sagen und Legenden über jene Unglücklichen, die im Grab keine Ruhe finden, nachts die Hinterbliebenen heimsuchen und bisweilen auch deren Blut trinken. Doch wohl nirgends entwickelt sich eine derart schillernde Folklore des Vampirglaubens wie in der Heimat Draculas, im Südosten Europas.

Hier ersinnen die Menschen diverse

Praktiken, um solche Wiedergänger unter der Erde zu halten: So soll es helfen, Leichname vermeintlicher Vampire vor der Bestattung mit Steinen zu beschweren oder im Sarg zu fixieren, sie zu enthaupten oder zu verbrennen, ihr Herz zu entfernen oder mit einem Holzpfehl zu durchstoßen, ihre Knochen mit Weihwasser oder Messwein zu begießen, ihnen einen Hufnagel durch die Zunge zu schlagen, um sie am Blutsaugen zu hindern – oder ihnen Erbsen zum Zählen ins Grab zu geben, da sie dann wegen ihres Zählticks nicht dazu kommen, die Lebenden heimzusuchen. Derart verbreitet sind offenbar solche Praktiken zur Befriedung von Vampiren mancherorts, dass schon im 14. Jahrhundert der serbische Zar Gesetze erlässt, um sie einzudämmen.

AUSGERECHNET IM 18. JAHRHUNDERT ABER, im Zeitalter der Aufklärung, wird der Vampirglaube einen paradoxen Aufschwung erleben. 1725 kursieren Gerüchte über einen blutrünstigen Untoten in einem serbischen Dorf in einer zu dieser Zeit von den Habsburgern beherrschten Region. Der herbeigerufene Beamte stellt am Mund der exhumierten Leiche „nicht ohne Erstaunung einiges frisches Blut“ fest, „welches, der gemeinen Aussag nach, er von denen, durch ihme umgebracht, gesogen“. In der Folge schlagen

Wellen der Vampirangst und -neugier über den Kontinent. Und an den Akademien erblüht sogar ein wissenschaftliches Fachgebiet namens „Vampyrologie“.

1732 gibt Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. bei seinen Gelehrten anlässlich eines weiteren ähnlichen Falls in Serbien ein Gutachten zu „Vampyren oder Blut-Aussaugern“ in Auftrag, das den Mythos entzaubert: Es erklärt etwa das „Geröschzer“ beim Durchschlagen des Pfahls durchs Herz des Leichnams mit der „in der Cavität des Hertzens annoch befindlichen ausgebrochenen Luft“ – und schreibt das „Schmatzen in den Gräbern“, das schreckhafte Friedhofsbesucher mitunter zu vernehmen behaupten, deren „Irrthum und Aberglaube“ zu. Und 1755 ordnet Kaiserin Maria Theresia an, dass Fälle von angeblich übernatürlichen Erscheinungen wie etwa Vampirismus künftig „mit Beziehung eines vernünftigen Phisikus“ zu untersuchen sind, um festzustellen, „ob und was für Betrug darunter verborgen und wie sodann die Betrüger zu bestrafen wären“.

Zugleich erfindet dieses 18. Jahrhundert jenes „Osteuropa“, das noch lange durch westliche Köpfe spuken wird: als barbarische, rückständige Region, in der der Aberglaube die Sonne der Aufklärung hoffnungslos verschattet – jenes strahlende Licht, das dem Vampirglauben zufolge der größte Feind der blutdürstigen Ungeheuer ist.

DENNOCH GIBT ES LANGE KEINERLEI ANSÄTZE, den walachischen Fürsten Vlad III. mit der untoten Blutsaugerei in Verbindung zu bringen. Erst zum Ende des 19. Jahrhunderts fasst der irische Schriftsteller Bram Stoker ein viktorianisches Vampir-Märchen namens „Dracula“ – das er wohl zunächst in der Steiermark ansiedelt, jedoch nach näheren Recherchen nach Siebenbürgen, auch Transsilvanien genannt, und in die undurchdringlichen Wälder der Karpaten verlegt: Hier, im wilden Osten, glaubt er den Grusel seines Publikums offenbar besser aufgehoben.

Stokers Dracula, der mit seinem Namenspatron sonst nur wenig gemein hat, bricht von dort nach London auf, um auch an der Themse sein blutiges Unwesen zu treiben. Furchtlose Vampirjäger treiben ihn jedoch in seine Heimat zurück – und befreien ihn dort mit dem vorgeschriebenen Ritual von seiner elenden Halbexistenz: „Ich werde mein ganzes Leben mit Freude daran denken“, berichtet der Erzähler, „wie im Augenblick der endlichen Auflösung ein Schimmer von Glück über des Grafen Antlitz huschte.“

Das „Dracula“-Märchen löst eine Welle von Vampir-Fantastik aus – die auch im 21. Jahrhundert nicht verebbt. Dracula erobert Theater und Kinos, wird zum Broadway-Helden, zum Hollywood-Star: In mehr als 600 Filmen müssen Vampire wieder und wieder die spitzen Zähne fletschen. Der Schauspieler Bela Lugosi, Star des klassischen „Dracula“-Films von 1931, verschmilzt dabei so nahtlos mit seiner Rolle, dass er Interviews im Sarg gibt, auch privat in Holzkisten schläft und 1956 endlich in seinem Dracula-Kostüm zu Grabe getragen wird.

In seiner Heimat dient der blutige Fürst Vlad III. derweil weniger als Kino-Schreck denn als Anker nationaler Identität: Rumänische Historiker verklären ihn zum strengen, aber gerechten Herrscher, der notgedrungen metzeln musste, um Ordnung und Unabhängigkeit zu garantieren. In den 1930er Jahren erleben faschistische Legionäre in Liedern seine Rückkehr. Auch der Diktator Nicolae Ceaușescu beruft sich auf diese Tradition – und erklärt 1976, das 500. Todesjahr des Fürsten, zum „Dracula-Jahr“. Und noch heute trägt eine Spezialeinheit der rumänischen Gendarmerie den Ehrennamen „Vlad der Pfähler“. ♦

LITERATURTIPPS

HEIKO HAUMANN

»Dracula – Leben und Legende«

Biografie und popkulturelle
Wirkung des Herrschers
(C. H. Beck).

MICHEL BEHEIM

»Von einem Wüterich, der hieß Fürst Dracula aus der Walachei«

Grusel-Gedicht von 1462/63 in
mittelhochdeutscher Urfassung
und moderner Übersetzung
(CreateSpace).

GEO+
EPOCHE
DOSSIER

Lesen Sie auch »Die
Eroberung Konstantinopels:
Entscheidung am Bosphorus«
(aus GEOEPOCHE Nr. 56) auf
www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Mitte des 15. Jahrhunderts
schwingt sich Vlad III.,
genannt Dracula, zum
Herrscher über die Walachei
auf. Doch immer wieder
muss er um seine Stellung
kämpfen, vor allem gegen
das Osmanische Reich,
und tut dies mit beispielloser
Grausamkeit, die ihm
den Beinamen »der Pfähler«
einbringt. Jahrhunderte
später macht Bram Stoker
den Namen des sadistischen
Fürsten mit seinem Vampir-
roman weltbekannt.

JERUSA

Keine Siedlung im Osmanischen Reich gleicht Thessaloniki im Herzen Mazedoniens. Benannt nach einer antiken Prinzessin, gebaut zwischen Meer und Berg, Ost und West, ist sie für die Sultane der Schlüssel zum Balkan. Fast überall im Reich mischen sich die Religionen, doch nirgends so wie hier: Muslime beherrschen sie, Christen trauern ihrer byzantinischen Vergangenheit nach – doch zwei Drittel ihrer Bewohner sind Juden. Einer von ihnen ist der Rabbi Moses Almosnino, Gelehrter und Diplomat



LEM des BALKANS

GUTE LAGE: Die Stadt am Mittelmeer und an der alten Handelsroute zwischen Rom und Konstantinopel ist schon fast zwei Jahrtausende alt, als die Osmanen sie 1430 erobern



TEXT: Gesa Gottschalk

S

Scharf weht der Wind von den Höhen des Balkans herab aufs Mittelmeer. In einen blauen Kafftan aus Wolle gehüllt, steht Moses Almosnino auf dem hölzernen Deck. Die Wellen des Thermaischen Golfs glitzern in der Winter Sonne. Es ist das Jahr 5328 seit der Erschaffung der Welt, das Jahr 975 seit der Hidschra des Propheten Mohammed, Anfang Februar 1568 nach Christi Geburt.

Fast 18 Monate lang ist der Rabbi fort gewesen, hat am Hof des Sultans für seine Glaubensgenossen gekämpft – und gewonnen. Jetzt genießt er das vertraute Panorama: links der schneebedeckte Gipfel des Olympos, rechts die Höhen der Chalkidike. Es ist derselbe Anblick, der sich seinen Vorfahren bot.

Keine 80 Jahre ist es her, dass die Inquisition seinen Urgroßvater

Abraham lebendig verbrannt und die Familie aus dem Königreich Aragón vertrieben hat. Wie damals umrundet auch sein Schiff jetzt Karaburnu, das Schwarze Kap, und da liegt sie: die Mutter Israels, das Jerusalem des Balkans.

Jahrhundertealte Mauern umschließen sie, mit starken Türmen, am Ende der Seemauer der vielleicht mächtigste. Süleyman der Prächtige hat ihn errichten lassen. „Löwenturm“ heißt er, wie vieles in dieser Stadt wird er noch andere Namen tragen, Weißer Turm, Turm des Blutes. Hoch über allem thront Yedi Kule, die siebentürmige Festung auf der Akropolis. Moses Almosnino, Sohn des Baruch, ist in Sicherheit.

Der alte Mann wird erleichtert sein. Als einziger von drei Gesandten kehrt er lebend zurück. Kein Sturm hat das Schiff versenkt, keine Piraten haben es angegriffen, die doch mit Vorliebe Juden als Geiseln nehmen, weil sie zuverlässig Lösegeld einbringen.

Almosnino hat in Istanbul von Süleymans Tod erfahren, der das Osmanische Reich in 46 Jahren auf die Höhe seiner Macht geführt hat und auf einem Feldzug gestorben ist. Hat die Thronbesteigung Selims II. miterlebt, gepriesen sei Seine Majestät.

Istanbul hat ihn beeindruckt. Und doch gleicht kein Ort in diesem Vielvölkerreich seiner Geburtsstadt. Hell ragen ihre Minarette in den Himmel, warm leuchten die Ziegeldächer: Weiß und rot ist sie, wie aus dem Hohelied Salomos. Glaubt der Rabbi, was man Jahrzehnte später einem Reisenden erzählen wird? Dass Salomon selbst die Stadt gegründet hat für die Königin von Saba?

Ihre Einwohner hoffen auf den Messias, glauben an die Drei-

faltigkeit, folgen Mohammed als einzigem wahren Propheten. Sufis und orthodoxe Märtyrer liegen in ihr begraben. Muslimische Soldaten und christliche Wächter bemannen ihre Mauern. Sie trägt so viele Namen, wie auf ihren Märkten Sprachen gesprochen werden, mehr als ein Dutzend. Solun nennen die slawischen Hirten sie, Selanik ihre osmanischen Herren, und die Griechen: Thessaloniki, Sieg in Thessalien.

Sie, die im Herzen Makedoniens liegt, ist nach einer antiken makedonischen Prinzessin benannt: 315 v. Chr. taufte ein General Alexanders des Großen die neue Siedlung auf den Namen seiner Frau. Er gründete sie dort, wo Meer, Land und Flüsse zusammentreffen. Nordwärts führt das Tal des Vardar bis weit in den Balkan hinein. Thessaloniki ist in den vergangenen Jahrhunderten griechisch gewesen, römisch, byzantinisch. Dann träumte Sultan Murad von einer süß duftenden Rose, die er besitzen musste.

Acht Jahre lang belagerte seine Armee die mächtigen Mauern, Byzanz längst zu schwach, um zu helfen. 1430 forderte Murad die Stadt ein letztes Mal auf, sich zu

FLÜCHTLINGE

Von christlichen Herrschern vertrieben, finden viele Juden im Osmanischen Reich eine neue Heimat. Auch die Vorfahren dieser Männer und Frauen, die Lambert de Vos um 1573 in Istanbul porträtiert





ergeben, dann traf sie das Schicksal aller Städte, die sich ihm widersetzen: Die Soldaten plünderten, mordeten, die Überlebenden führten sie in die Sklaverei.

1000 Angehörige einflussreicher byzantinischer Familien ließ Murad freikaufen, befahl während der Belagerung Geflohenen zurückzukehren, siedelte Muslime aus Anatolien in der entvölkerten Stadt an. Doch erst Almosninos Vorfahren hauchten ihr Generationen später neues Leben ein.

1492 vertrieb das spanische Königspaar alle Juden aus Aragón und Kastilien, fünf Jahre später tat es der portugiesische König ihnen gleich, auch Navarra, Mallorca und Sizilien mussten die Juden verlassen. Tausende Schiffe trugen Flüchtende über das Mittelmeer und in das Reich des osmanischen Sultans, der die geschickten

NEUNUTZUNG
Um 1520 wandeln die Osmanen das Kloster der Gottesgebärerin in eine Moschee um, verputzen die christlichen Mosaik- und Fresken

Handwerker, gebildeten Männer und gut vernetzten Kaufleute gern aufnahm. Juden siedelten sich in Kairo an, in Aleppo, in Istanbul. Und in Thessaloniki, so viele wie nirgends sonst: Es ist der größte europäische Hafen am Mittelmeer, und der Sultan hatte seinen Statthaltern befohlen, die Neubürger warm zu empfangen.

A

Als Moses Almosnino Anfang 1568 seine Heimatstadt wieder betritt, sind zwei von drei ihrer Bewohner jüdisch, mindestens 17 000. Die meisten von ihnen sind Sepharden, Nachkommen der von der Iberischen Halbinsel Vertriebenen – im Mittelalter als das biblische Serafad identifi-

ziert, in dem einer der verlorenen Stämme Israels lebt. Sie sprechen Ladino, eine Mischung aus dem Kastilischen und anderen Sprachen, durchsetzt mit hebräischen Begriffen, und sie halten es mit Raschi fest, einer Schrift, die sonst niemand lesen kann. Die Druckereien von Thessaloniki publizieren Hunderte Bücher, auch die von Moses Almosnino.

Er ist Talmudgelehrter und Diplomat, er schreibt philosophische Traktate und übersetzt astronomische Abhandlungen. Unter Süleyman ist nicht nur das Osmanische Reich zu höchster Blüte gelangt, auch seine Juden erleben ein goldenes Zeitalter. Das Dokument, das der Rabbi bei sich trägt, besiegelt diesen Aufschwung.

Vom Hafen, der 300 Schiffe fasst, hat er es nicht weit nach Hause: Die Juden wohnen in den

MINARETTE und MUEZZINE

VORRANG

Juden und Christen dürfen ihren Glauben ausüben – solange sie die Überlegenheit des Islams anerkennen. Von der Hagia Sofia erklingen Gebetsrufe statt Kirchenglocken



Vierteln direkt an der Seemauer. Sie ist die untere Seite eines groben Rechtecks, das sich den Hang hinaufzieht. Der Stadtplan folgt noch immer dem römischen Ideal: Eine Hauptstraße durchschneidet die Stadt an der breitesten Stelle, Teil der Via Egnatia, der Handelsstraße, die Rom mit Konstantinopel verband. Nördlich davon verläuft parallel eine zweite große Straße. Der ehemalige Cardo Maximus kreuzt beide im rechten Winkel von der oberen Stadtmauer bis zum Meer (siehe Karte Seite 66).

Um den dunklen Filzhut Moses Almosninos ist ein safrangelber Turban gewickelt, der ihn als Juden ausweist. Andere Männer auf der Straße tragen blaues Tuch: Christen. Weiß und grün sind den Anhängern des Propheten vorbehalten. Die Mischung aus Nebeneinander und Miteinander ist typisch für das Vielvölkerreich und doch wohl nirgends so bunt und lebendig wie in dieser Stadt.

Christen und Juden sind *dhimmi*: die Anhänger der beiden anderen Buchreligionen genießen den Schutz des Sultans. Sie dürfen ihren Glauben ausüben, solange sie den Islam als überlegene Religion anerkennen – und den Osmanen Steuern zahlen.

Die muslimische Minderheit bewohnt den größten Teil Thessalonikis. Bis auf eines liegen ihre Viertel oberhalb der Via Egnatia, wo die Luft frisch ist und reichlich Wasser fließt. Zwischen bescheidene einstöckige Häuser haben die Reichen sich großzügige Anwesen aus Stein gebaut, mit zwei oder drei Innenhöfen, mit beschirmten Balkonen, mit einem inneren Bereich nur für die Frauen und die engste Familie, mit Fenstern, die hinausblicken auf den Golf. Hin-

ter hohen, geweißelten Mauern liegen Gärten, laden *köske* ein, sich im Schatten auszuruhen, steinerne Pavillons. Die Stadt wirkt ländlich dort oben, zwischen Weinbergen und Wiesen mit Obstbäumen.

Die meisten Juden und Christen aber leben im Gassengewirr unterhalb der Hauptstraße. Auf dem Weg nach Hause geht Moses Almosnino durch enge und gewundene Straßen, die plötzlich in einer Sackgasse enden oder in einem privaten Hof. Nur manchmal öffnet sich überraschend ein kleiner Platz. Seine Vorfahren sind in eine halb leere Stadt gekommen. Längst aber sind alle Häuser gefüllt, haben die jüdischen Autoritäten eine *haskamah* erlassen, eine rabbinische Verfügung: Kein Jude darf ohne Weiteres eine Wohnung mieten, in der bereits ein anderer Jude wohnt.

SOLDATEN

Den Wollstoff für die Paradeuniform der Janitscharen, der Eliteinfanterie des Sultans, müssen Thessalonikis Juden liefern. Um ihre jährliche Steuerlast zu erleichtern, reist Rabbi Almosnino nach Istanbul

Hölzerne Anbauten ragen in die Gassen. Das Leben spielt sich in den Innenhöfen ab, den *cortijos*. Viele ärmere Familien teilen sich ein einziges Zimmer, auf dem gleichen Raum leben durchschnittlich zweieinhalbmal so viele Menschen wie in vergleichbaren Vierteln europäischer Städte – und viermal so viele wie im übrigen Thessaloniki.

Christliche, muslimische und jüdische Nachbarinnen treffen sich in den Innenhöfen. Muslimische Jungs lernen bei christlichen Meistern ein Handwerk, Tagelöhner aller Religionen suchen im Hafen nach Arbeit, reiche Muslime beschäftigen christliche und jüdische Ammen, ihre Kinder werden Milchgeschwister. Gegen Geld jammern jüdische Klageweiber auf christlichen Begräbnissen.

Muslimische Pilger vom Balkan kommen in die Hafenstadt, um ein Schiff nach Alexandria oder an die Levante zu besteigen und sich dort einer Hadsch-Karawane anzuschließen. Christen reisen an, um das Grab des heiligen Dimitrios zu besuchen – um das sich wiederum die Derwische des Mevlevi-Konvents vor der westlichen Stadtmauer kümmern. Verschiedene Sufi-Orden beten neben Mönchen vom Berg Athos.

A

All das ist kein Zufall: Die Sultane sind in der Regel wesentlich toleranter als die christlichen Herrscher Europas. Pogrome sind sehr selten. Trotzdem flammt auch in Thessaloniki immer wieder Gewalt auf, prügeln muslimische Soldaten auf dem Markt einen christlichen Kaufmann tot. Fast



DIE VIELVÖLKERSTADT UM 1568



MEHR ALS 1000 JAHRE ALTE MAUERN bilden den Rahmen, in dem sich der Alltag in Thessaloniki abspielt – und auch die drei Hauptstraßen stammen noch aus der Antike. Erst im 19. Jh. wird die Stadt über die Wälle hinauswachsen

harmlos nehmen sich dagegen Christen aus, die an Ostern eine Judas-Puppe verbrennen; Juden, die während desselben Festes Müll in den Kirchhof kippen.

Und doch ist es, als umfassen die Mauern, in denen sie so eng zusammenleben, drei verschiedene Städte: Die Muslime sind die Herren von Selanik, die Juden haben hier Zuflucht gefunden und gedeihen unter dem Schutz des Sultans. Für die Christen aber ist Thessaloniki eine gefallene Stadt, die der heilige Dimitrios nicht beschützen konnte.

Nach seinem Einzug hat Murad Gott in der Kirche Panagia Acheiropoietos nördlich der Via Egnatia gedankt. Und sie dann in eine Moschee umgewandelt. Für die Griechen eine Entehrung. Ständig fühlen sie den Verlust: Sie sehen Minarette neben byzantinischen Kuppeln emporwachsen, sehen Imame durch die Straßen

gehen und haben selbst nicht genug Popen für ihre Gemeinden.

Der Aufschwung lockt junge Männer aus den Dörfern an, die meisten von ihnen sind Slawen und verstehen nicht, was die Priester singend. Es ist leicht, zum Islam überzutreten, und verführerisch, vor allem, wenn man arm ist.

Um den Glauben wach zu halten, unterstützt die Kirche jene, die nach dem Vorbild der Heiligen zum Märtyrer werden wollen. Priester erklären ihnen, was sie tun müssen: ein Kreuz durch die Straßen schleppen, den Propheten beleidigen. Die Osmanen behandeln diese offenbar Lebensmüden meist zunächst als Geistesranke, sperren sie vielleicht in einen der Türme, zögern aber, sie hinzurichten. Einer muss erst nach Istanbul reisen und dort ein antiislamisches Traktat an den Großwesir schicken, um das gewünschte Ende zu finden.

Fünffmal am Tag rufen die Muezzine die Rechtgläubigen zum Gebet, das Läuten von Kirchenglocken dagegen ist ebenso verboten wie das Feuerwerk, mit dem byzantinische Christen an Ostern die Auferstehung des Heilands zu feiern pflegten.

Immerhin, die Synagogen dürfen Straßenschreier bezahlen. Einer ruft den Rabbi am 2. Februar zum Morgengebet in seine Synagoge: die Leviath Hen, benannt nach Donna Gracia Nasi, einer Kauffrau und Mäzenin, die viele portugiesische Juden gerettet hat – ihr Neffe hat Almosnino am Hof des Sultans unterstützt.

Offiziell dürfen Christen und Juden keine neuen Gotteshäuser errichten. Doch vieles ist möglich, wenn man den richtigen Männern Geld zahlt und sich unauffällig verhält. Von außen sieht die Synagoge aus wie ein Wohnhaus, versteckt sich in einem Innenhof oder in einer Seitenstraße. Muslime dürfen zwölf türkische Ellen hoch bauen, knapp 7,70 Meter – alle anderen privaten Gebäude müssen zwei Meter niedriger sein. Die meisten Synagogen sind deshalb in den Boden gegraben, die Räume höher, als es von außen scheint. Viele Gebethäuser sind zu klein für einen zweiten, abgetrennten Raum, Frauen müssen stattdessen durch ein Fenster in der Außenwand zuhören.

Mindestens seit der Zeit des Apostel Paulus gibt es eine griechischsprachige jüdische Gemeinde in der Stadt. Und auch Aschenasim flüchten sich ins Osmanische Reich, etwa aus Bayern. Doch die Sepharden bestimmen die Geschehnisse des jüdischen Thessaloniki. „Ni ajo dulce ni Tudesco bueno“, sagen sie verächtlich über die Glaubensgenossen

aus dem Norden, „es gibt keinen süßen Knoblauch und keinen guten Deutschen.“

Während die Steuereintreiber Christen und Muslime anhand ihrer Viertel erfassen, teilen sie die Juden nach *kehalim* ein – Gemeinden. Die meisten sind benannt nach der alten Heimat: Katalan, Kastilia, Lizbon, Aragon.

Jede *kahal* hat einen Rabbi, einen Beschneider, eine Begräbnisgesellschaft, einen Fonds, um die Gefangenen des Malteserordens oder anderer Piraten auszulösen. Während die Christen dem Metropoliten von Thessaloniki unterstehen, sind die Juden so in viele kleine Reiche zersplittert – auch wenn Moses Almosnino sich nach Einheit sehnt. Er hat durchgesetzt, dass sie wenigstens alle wichtigen Angelegenheiten gemeinsam in der Großen Talmud-Tora-Schule besprechen.

Am Abend dieses Sabbats geht er dorthin, zum wichtigsten jüdischen Gebäude der Stadt: Neben einer Jeschiwa für höhere Studien beherbergt sie Reisende und Obdachlose, ein Krankenhaus, eine Bibliothek.

Der Innenhof dient als Synagoge, er ist gedrängt voll an diesem Abend. Almosnino ist ein gefeierter Prediger, doch heute wollen sie von seiner Fahrt hören. Konnte er ihre Last erleichtern?

K

Keine Stadt auf dem Balkan bringt der Hohen Pforte mehr Steuern pro Einwohner als Thessaloniki. Vor allem die Ungläubigen sind wertvoll: Sie müssen eine Kopfsteuer zahlen, die der Metropolit für die Christen und jede Kahal für die Juden erhebt.

Weniger vorhersehbar sind die Zwangsabgaben. Nach osmanischem Verständnis gehört alle Arbeitskraft und jede Ressource im Reich dem Sultan. Die Chris-

ten müssen deshalb Männer stellen, um die Mauern Thessalonikis zu bewachen.

Der Sultan möchte seine Steuern in „schönen, guten Silbermünzen“ erhalten. Eine der wichtigsten Minen liegt auf der nahen Halbinsel Chalkidike, täglich bringen Karawanen Silber in die Stadt. Doch der Betrieb der Mine ist teuer. Wenn sich kein Finanzier findet, zwingt das Reich sieben wohlhabende Juden. Das birgt finanzielles Risiko, außerdem sind sie von der Kopfsteuer ausgenommen – so erhöht sich die Steuerlast auf den Rest ihrer Kahal.

Süleyman hatte Thessalonikis Juden von diesen und anderen Zwangsdiensten befreit, doch sie können es nicht mehr beweisen: 1545 sind bei einem der Feuer, die sich durch die engen Viertel am Hafen fressen, nicht nur Almosninos Bücher und astronomischen Instrumente verbrannt – sondern auch das Dokument mit dem herrscherlichen Steuererlass.

Deshalb ist er nach Istanbul gereist, hat monatelang gewartet – während andere gegen ihn intrigierten und Briefe in die Hauptstadt schickten. Denn manch reicher Jude hatte einen guten Weg gefunden, die Steuern zu umgehen: Bestechung.

Dieser Abend, diese Predigt sind deshalb auch ein persönlicher Triumph für den Rabbi. „Zukünftig werden wir die Tausende nicht

STADTGRENZE

Eine muslimische Garnison besetzt die Festung Yedi Kule (im Hintergrund), Christen bemannen die Mauern. In ihrem Schatten beginnt das Reich der Toten: Hier liegen die Friedhöfe



Unter dem SCHUTZ des SULTANS

BOLLWERK

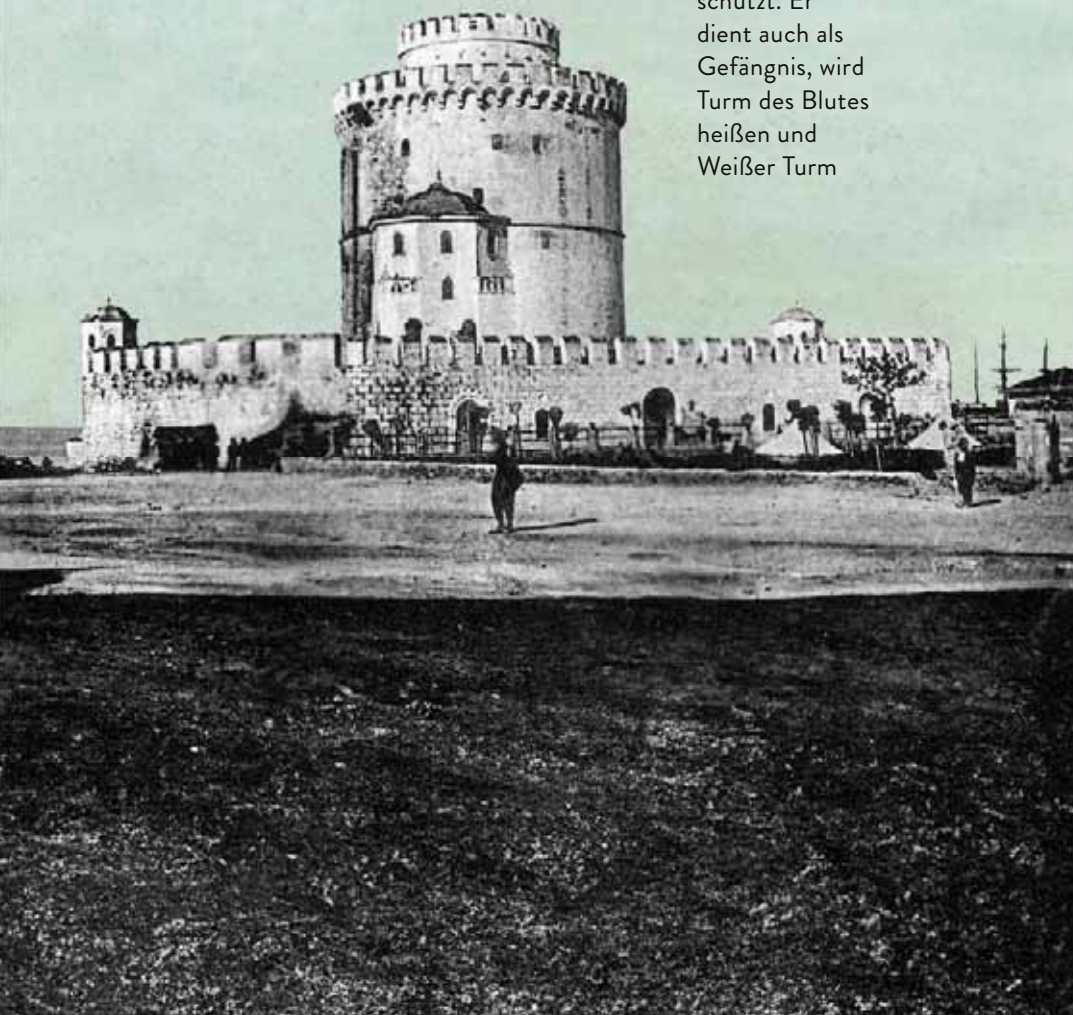
Süleyman der Prachtige lässt auf byzantinischen Resten den Löwenturm errichten, der den Hafen schützt. Er dient auch als Gefängnis, wird Turm des Blutes heißen und Weißer Turm

mehr fürchten, die täglich gegen uns gestanden haben“, donnert er – eine Übertreibung, schließlich machen die Reichen nur eine schmale Schicht aus. „Viele in unserer Mitte, die rebelliert haben, werden sich jetzt fügen und die Rabbis ehren. Denn die Kraft von vielen, die zusammenstehen, ist unvergleichlich gegenüber der Kraft von vielen, die uneins sind.“

Mindestens so überzeugend wie seine Worte ist das Schriftstück, das er bei sich trägt. Das Freiheitsdekret, das Selim II. am 25. Januar unterschrieben hat, wird die nächsten Jahrhunderte gelten. Gegen Zahlung einer Steuerschuld von 300 000 Silbermünzen erlässt er ihnen alle Zwangsaufgaben, bis auf eine, die ihnen allerdings Geld einbringt: Weiterhin müssen sie jedes Jahr den Wollstoff für die Uniformen der Janitscharen weben, die Eliteinfanterie des Herrschers.

Durch stille Straßen geht der Rabbi nach Hause, nur der mit Metall beschlagene Stock des Nachtwächters auf dem Pflaster klingt durch die Dunkelheit.

Am Morgen aber wird es wieder laut in den Cortijos. Schon vor der Eroberung verarbeiteten die Einwohner Wolle. Doch die Sepharden haben neue Fertigkeiten mitgebracht. In fast jedem jüdischen Haushalt steht ein Webstuhl, das unablässige Klappern bestimmt den Rhythmus der Stadt. Sie produziert 40 000 Bahnen Wollstoff im Jahr, *sobremenos* für die Janitscharen, feinsten *pano de cuenta*. In schlechten Jahren legen die Rabbiner zur Scher-Saison in einer Haskamah den Preis für Rohwolle fest. Moses Almosnino hat zudem schon vor Jahrzehnten ein Verbot erlassen, Rohwolle oder Indigo im Umkreis



von drei Tagen zu Land oder zu Wasser an Nichtjuden zu verkaufen, ein Schutz gegen europäische Händler.

Anders als in christlichen Ländern stehen Juden alle Berufe offen, mischen sie sich in den Gilden vor allem mit Christen: Die Hälfte der Muslime ist in der Stadtverwaltung beschäftigt. Sie sind Imame, besetzen als Soldaten die Festung, treiben Steuern ein, sprechen als Kadi Recht. Almosnino hat seinen Glaubensgenossen verboten, das islamische Gericht anzurufen. Doch vor allem Scheidungen sind nach der Scharia leichter. Jüdinnen wenden sich an muslimische Richter, um ihren Mann zu zwingen, seinen sexuellen Pflichten nachzukommen.

Vor dem Hafentor liegen die Gerbereien und Salzpflanzen, die Lagerplätze der Holzhändler und die Schwarzpulvermühlen. Nebenan auf dem Ägyptischen Markt verkaufen Händler Leinen, Kaffee, Reis. Die kostbarsten Dinge werden im *besistan* gehandelt, dem zentralen Marktgebäude südlich der Via Egnatia. Unter seinen sechs Kuppeln bieten Händler

Goldschmuck und Edelsteine an, Parfüm und Seide. Unbesorgt können sie ihre Ware hinter den steinernen Mauern lagern: Nachts wird die Halle verschlossen und bewacht. Die Mieten fließen unter anderem in den Betrieb der Alten Freitagsmoschee, der von Murad umgewandelten Kirche, die täglich Bedürftige und Sufis mit Brot, Fleisch und Suppe versorgt.

M

Mehrere große Karawansereien und kleinere Herbergen bieten Platz für Kamele, Maultiere, für Treiber und Kaufleute. Ihre Lage macht die Stadt zu einem wichtigen Handelspunkt, doch hat sie noch einen unschätzbaren Vorteil: ihre Juden, vor allem die *marranos*. In Spanien und Portugal unter Zwang zum Christentum konvertiert, sind die meisten von ihnen in Thessaloniki wieder zur Religion ihrer Mütter zurückgekehrt. Von ihren Glaubensgenossen als „Schiffe mit zwei Rudern“ bezeichnet, sind sie vor allem eines: anpassungsfähige und geschickte Kaufleute. Problemlos schlüpfen sie in den Häfen Italiens und Spaniens in die Rolle gläubiger Katholiken. Neben ihrem Handelsunterhalten sie das beste Spionagenetz der Mittelmeerregion.

Die Farben für die Wollstoffe kommen zu Lande und zu Wasser in die Stadt: Indigo für Blau, Färberkrapp und Schildläuse für Rot, die Beeren des Kreuzdorns für Gelb. Färber lösen sie in Bottichen mit warmem Urin auf. Nicht nur deshalb stinkt es in den jüdischen Vierteln. Auch sämtliche Abwässer der Stadt fließen den Hang hinunter und bilden übel rie-

chende Pfützen an der Seemauer. Hunde wühlen im Unrat, der sich dort ansammelt.

Doch auch eines der prächtigsten Badehäuser des Balkans steht in Thessaloniki: das Bey Hamam gegenüber der Freitagsmoschee. Langfingrig fällt das Licht durch Löcher in den Kuppeln, auf marmorne Massagetische und Wandmalereien. Dampf verbirgt die Männer, die sich Tücher um die Hüften geschlungen haben.

Zum Verdruss Almosninos und der anderen Rabbis verzichteten viele Juden der Stadt auf Schlafenlocken. Männer aller Konfessionen ahmen die Mode der Osmanen nach, scheren sich die Köpfe, lassen ihre Bärte jedoch lang wachsen und pflegen sie mit duftenden Ölen. Einem anderen Mann den Bart zu küssen zeugt von hohem Respekt.

Das Bey Hamam ist ein Doppelbad mit einem eigenen Eingang für Frauen. Ihr Bereich ist kleiner und weniger aufwendig dekoriert. Sie kommen in Gruppen, keine

FARBENFROH
Eine orthodoxe Braut in buntem Kleid, ein Katholik im Kaftan: 40 000 Bahnen Stoff stellen die Einwohner der Stadt jedes Jahr her, gefärbt mit Indigo aus Indien und Schildläusen aus Kleinasien





ehrbare Frau geht allein durch die Stadt. Die Religionen sind sich einig: Frauen sind verführerisch, Männer ihrer gefährlichen Sexualität hilflos ausgeliefert. Deshalb sollten sie aus dem öffentlichen Leben ferngehalten werden.

Der Besuch im Hamam ist da eine willkommene Abwechslung. Der bescheidene Eintritt gehört zu den ehelichen Pflichten eines jüdischen Mannes, und die Frauen verbringen viele Stunden im Bad, lassen sich wie die Männer den Körper enthaaren, naschen mit Traubensirup gesüßtes Gebäck, betrachten die jungen Mädchen, potenzielle Schwiegertöchter.

Das Wasser für das Bey Hamam trägt ein byzantinisches Aquädukt vom Hausberg Chortiatis heran. Von seinen Höhen stammt auch der Schnee, mit dem Straßenhändler im Sommer ihr köstliches Scharbat kühlen. Kaum christliche und jüdische Häuser haben eigene Leitungen, doch in

ANTIKE

Nicht nur die Religionen, auch die Epochen mischen sich in der Stadt. Ihre Bewohner bauen Häuser um Ruinen wie den Triumphbogen des römischen Kaisers Galerius

den Innenhöfen von Moscheen und in privaten Gärten der Muslime sprudeln Springbrunnen, neben den öffentlichen gibt es an die 300 private Bäder.

N

Nach seiner langen Abwesenheit wird Moses Almosnino auch die Gräber seiner Familie besuchen, vor allem das seiner Mutter, möge ihr die Erde leicht sein. Ihr verdankt er, was er ist, das hat er in der Trauerrede hervorgehoben.

Der Weg zu ihrem Grab führt ihn durch das christliche Viertel Podrom um das ehemalige Hippodrom, dann durch die Kalamaria-Pforte in der östlichen Stadtmauer. An Bäumen vor der Stadt hängen die Leichen von Straßenräubern und anderen Kriminellen. Niemand darf außerhalb der Mauer siedeln, sie trennt

die Lebenden von den Toten. Und die Christen, Muslime und Juden auf ihren separaten Friedhöfen endgültig voneinander.

Es ist kalt am Grab seiner Familie im oberen Teil des Friedhofs, des größten der Stadt. Im Frühling aber ist er ein beliebtes Ausflugsziel jüdischer Frauen, die hier der Enge der Stadt entfliehen. Christinnen nutzen ihn, um die Erde frischer Gräber für Schutzzauber gegen böse Geister zu sammeln – so wie sie das Mausoleum von Musa Baba besuchen, um den heiligen Sufi um Hilfe zu bitten.

Im Aberglauben sind die Religionen vereint, ihre Anhänger verzichten auf Komplimente, denn die provozieren den gefürchteten Bösen Blick, *to mati* für die Christen, *kem göz* für die Muslime. Glaubt auch Moses Almosnino an das *ozo*? Er ist hochgebildet, spricht neben Ladino und Kastilisch auch Türkisch, beherrscht Hebräisch und Latein.

Immer wieder hat sich der Rabbi mit Leid beschäftigt, hat seine Glaubensgenossen an Hiob erinnert und sie beschworen, das Urteil Gottes anzunehmen, wenn ein Schicksalsschlag sie trifft. In Thessaloniki ist der Tod nie fern. In den heißen, feuchten Sommern bricht Typhus aus; im fruchtbaren Delta des Vardar brüten Mücken, die Malaria in die Stadt tragen; Erdbeben erschüttern die Region.

Am schlimmsten aber ist die Pest. In seiner Lebenszeit hat Almosnino mit angesehen, wie sie immer häufiger ausbrach, inzwischen durchschnittlich alle zwei Jahre. Wenige Monate nach seiner Rückkehr wird die Krankheit erneut in die Stadt kommen, alle in die umliegenden Dörfer treiben, die es sich leisten können. Wieder werden Tausende sterben, Webstühle verlassen stehen. Ihr Handwerk macht die Juden besonders anfällig für die Krankheit: Rattenflöhe, die das Virus übertragen, können in Wollbahnen monatelang überdauern.

Der Rabbi wird die Pest überleben und einige Jahre später erneut nach Istanbul reisen, wo er um 1580 stirbt. Seine Söhne Simon, Abraham und Absalom veröffentlichen eine Sammlung seiner Predigten und Trauerreden. Und bewahren damit Almosninos Bericht von seiner Reise an den Hof des Sultans für die Nachwelt.

*

Als Thessaloniki 1913 nach 483 Jahren griechisch wird, steht das Osmanische Reich längst auf wankenden Füßen. 1917 wütet erneut ein Feuer, es vernichtet große Teile der Innenstadt, auch die jüdischen Viertel. Und als die Türkei und Griechenland sechs Jahre später einen Frieden aushandeln, der den

Austausch von Hunderttausenden vorsieht, verändert sich das Gesicht der Stadt endgültig: Muslime schiffen sich Richtung Osten ein, gleichzeitig kommen täglich Christen aus Anatolien und Kleinasien an, sie hausen in Moscheen und in Zelten an der Stadtmauer.

Die jüdische Geschichte der Stadt aber geht weiter – bis zum 9. April 1941. Die Deutschen kommen das Tal des Vardar hinunter, nehmen Thessaloniki ein. Im Dezember 1942 zerstören griechische Kollaborateure den jüdischen Friedhof, rund 300 000 Gräber. Aus den Trümmern der Grabsteine baut sich die Wehrmacht ein Schwimmbad.

Ein Vierteljahr später, am 15. März 1943, verlässt der erste Zug Richtung Auschwitz die Stadt. In den Gaskammern ermordet die SS fast alle der rund 50 000 Saloniker Juden, die meisten wenige Stunden nach der Ankunft. Unter den Opfern sind rund 200 Frauen, Männer und Kinder, die einen Namen aus Aragón tragen: Almosnino. ◇

AUSFLUG
Muslimas auf dem Weg ins Badehaus: Das Leben von Frauen spielt sich vor allem im Privaten ab – unabhängig von der Religion. Der Besuch eines Hamams ist eine willkommene Abwechslung



LITERATURTIPPS

MARK MAZOWER

»Salonica. City of Ghosts«

Standardwerk, das die Stadt zum Leben erweckt (Harper Perennial).

RENA MOLHO

»Jüdische Orte in Thessaloniki«

Ein historischer Rundgang (Edition Romiosini).



Lesen Sie auch »Haremsdame Kösem Makeyep: Die heimliche Herrscherin der Osmanen« (aus GEOEPOCHE Nr. 56) auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

In Thessaloniki mischen sich die Religionen wie sonst wohl nirgends im Osmanischen Reich. 17 000 jüdische Einwohner hat die Stadt, die meisten von ihnen Sepharden: Ihre Vorfahren stammen von der Iberischen Halbinsel. Im Februar 1568 kehrt Moses Almosnino, ihr angesehener Rabbi, von einer diplomatischen Mission in Istanbul zurück in seine Heimatstadt und bringt seinen Glaubensgenossen frohe Kunde.

1804

Serbischer Aufstand

Zeit der NAT



IONEN

Angefacht von den revolutionären Gedanken der Aufklärung, wächst Unmut über die osmanische Fremdherrschaft auf dem Balkan. In Serbien, wo die Menschen unter dem Terror skrupelloser Statthalter besonders leiden, bricht 1804 ein bewaffneter Aufstand los: der erste nationale Freiheitskampf Südosteuropas – der allerdings ganz woanders entschieden wird

SEIT DEM SPÄTEN Mittelalter untersteht Serbien fremden Herren, liegt im Grenzland der Großreiche von Habsburgern und Osmanen, die immer wieder um die Oberhoheit streiten. Als 1690 ein von Österreich unterstützter Aufstand gegen den Sultan scheitert, flüchten Zehntausende Serben nach Norden (im Bild)





TEXT: Frank Otto

DIESE REVOLUTION SCHEINT PARADOX, gleich in vielerlei Hinsicht. 1804 erheben sich die Serben gegen die Fremdherrschaft der Osmanen, die seit Jahrhunderten über weite Teile der Balkanhalbinsel gebieten. Damit beginnt ein Freiheitskampf, dessen Anführer sich auf mittelalterliche Helden berufen, aber dennoch etwas völlig Neues erschaffen: das Fundament für den ersten modernen Nationalstaat in Südosteuropa.

Zudem streiten die Rebellen gegen die osmanischen Besatzungstruppen, deren Oberbefehlshaber – der Sultan in Konstantinopel – tatsächlich aber gerade selbst versucht, sich der aufsässigen Soldaten zu entledigen.

Und die serbische Revolution ist zwar ein Unabhängigkeitskrieg auf dem Balkan. Dessen entscheidendes Gefecht ereignet sich allerdings 1815 weit entfernt, in der Nähe von Brüssel – ein militärisches Ringen, an dem weder Serben noch Türken teilnehmen, sondern die Armeen des französischen Kaisers Napoleon und einer britisch-preußischen Koalition: die Schlacht von Waterloo.

Dies sind nur einige Widersprüche der an Widersprüchen reichen Geschichte der serbischen Revolution, dem ersten Freiheitskampf im Südosteuropa des 19. Jahrhunderts. Und zugleich Auftakt einer ganzen Reihe von Revolten, die das politische Gefüge der gesamten Region erschüttern und für immer verändern werden.

DIE GESCHICHTE DIESER Revolution beginnt fast 30 Jahre vor deren Ausbruch – auf einem anderen Erdteil. Am 4. Juli 1776 verkündet der Kontinentalkongress im nordamerikanischen Philadelphia Ungeheures: dass alle Menschen gleich geschaffen und von ihrem Schöpfer mit gewissen

unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind. Dass zum Schutz jener Rechte Regierungen eingesetzt werden, deren Autorität auf der Zustimmung der Regierten beruht. Und dass, „wann immer irgendeine Regierungsform diesen Zielen abträglich wird, das Volk berechtigt ist, sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen“.

So heißt es in der Präambel der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika – die darin enthaltenen Ideen erschüttern die alte Welt der Monarchien und Imperien. Denn Menschen vielerorts auf dem Erdball nehmen die Botschaft auf: In Frankreich stürzen Revolutionäre 1789 das absolutistische Bourbonen-Regime, rufen eine Republik aus und schicken den abgesetzten König auf das Schafott. Auch in Lateinamerika und Südostasien werden bald zahlreiche Völker Autonomie von den europäischen Kolonialmächten verlangen.

Die Rebellen in Nordamerika und Frankreich sind Anhänger der Aufklärung; jener Denkschule, die die Vernunft zum Maßstab allen Handelns erklärt, geistige und politische Selbstbestimmung fordert. Zu verwirklichen sei diese Selbstbestimmung eines Volkes, welches sich durch die gemeinsame Sprache begründet, im Rahmen eines Staates – der „natürlichsten“ Ordnung, wie der preußische Gelehrte Johann Gottfried Herder findet.

Die aufklärerischen Ideen von Fortschritt, Revolution und Nation gelangen mit reisefreudigen Intellektuellen nach Südosteuropa. Etwa mit dem Griechen Adamantios Korais, einem Kaufmannssohn, der in Frankreich Medizin studiert, dort nicht nur Zeuge der Französischen Revolution wird, sondern auch Thomas Jefferson kennenlernt, den Autor der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung – und der bald selbst die Verfassung einer hellenischen Republik entwirft. Etwa mit Rigas Velestinis, einem ebenfalls griechischen Händler und Dichter, der in Konstantinopel und Bukarest lebt und eine Programmschrift über die „Neue Politische Ordnung“ herausbringt, in der er dazu aufruft, die osmanische Herrschaft abzuschütteln.

Oder mit dem Serben Dositej Obradović, der Philosophie in Halle studiert. Der ehemalige Mönch kämpft mit seinen Schriften gegen die Macht der Kirche, die er als Hort der Rückständigkeit sieht, für allgemeine Bildung und Unterricht in der Sprache des Volkes anstelle des Kir-

SULTAN SELIM III., seit 1789 Gebieter des Osmanischen Reiches, ist eigentlich modern gesinnt. Doch in Serbien unterdrücken seine Regionalfürsten die Bevölkerung brutal



chenslawischen. Dieses wird in den klerikalen Schulen (den einzigen, die es zu dieser Zeit in den osmanischen Territorien gibt) gelehrt, ist aber den meisten Menschen unverständlich.

Die gemeinsame Sprache ist für Obradović das wichtigste Merkmal einer Nation. Wie sie überhaupt auf dem Balkan, wo die Völker seit Jahrhunderten unter der Fremdherrschaft leben und keine eigenen Staaten haben, der Kristallisationskern wird, um den herum eine nationale Identität entsteht. Aber auch die Sprachen müssen zunächst einmal normiert werden: Als Idiome der einfachen, zumeist leseunkundigen Menschen werden sie nur gesprochen, nicht geschrieben. Und so verfassen Gelehrte erste Wörterbücher, Grammatiken und Rechtschreibfibel des Griechischen, Bulgarischen, Serbischen. Im Albanischen muss sogar ein ganz neues Alphabet geschaffen werden.

Die aufrührerischen Gedanken der Aufklärer stoßen gerade in Serbien auf großen Widerhall. In der ärmlichen, dünn besiedelten Grenzprovinz des Osmanischen Reiches leiden die Menschen besonders. Denn hier haben abtrünnige Soldaten des Sultans ein Terrorregime errichtet.

Das Imperium der Osmanen, das sich auf drei Kontinenten erstreckt, beginnt mit Anbruch des 19. Jahrhunderts von den Rändern her zu zerfallen. Die Zentralregierung in Konstantinopel ist durch dauernde Kriege geschwächt und nicht in der Lage, sich gegenüber regionalen Potentaten durchzusetzen. So auch in Serbien, wo die Anführer der Janitscharen die Macht an sich gerissen haben. Einst waren sie die Elitekämpfer des Sultans. Doch die Einheit ist heruntergekommen, undiszipliniert und nur noch auf den eigenen wirtschaftlichen Vorteil bedacht; mehrmals meutert sie gegen den eigenen Herrscher.

Die Soldaten unterdrücken die Serben mit blanker Gewalt: Sie nehmen unterworfenen christlichen Bauern ihre Äcker weg und halten die Landleute wie Leibeigene. Immer mehr pressen sie die Bevölkerung aus, verlangen bald untragbare Abgaben und dauernde Frondienste. Dazu kommen die ohnehin schon hohen traditionellen Belastungen: die Kopfsteuer, die alle männlichen Christen ab einem Alter von sieben Jahren zu leisten haben; Steuern auf landwirtschaftliche Erträge und den Besitz; die Arbeitspflicht bei öffentlichen Bauten.

Verzweifelt bittet eine Versammlung von Dorfältesten den Sultan in einem Brief um Hilfe: Man beraube sie,



ANFANG 1804 entschließen sich die Serben zur Rebellion – und bestimmen Djordje Petrović zum Anführer, einen Mann aus einfachsten Verhältnissen, den vor allem sein Charisma zum Freiheitskämpfer befähigt

greife ihre Religion und Ehre an, entführe die Frauen, schreiben die Notablen. Der Herrscher, der sein Reich modernisieren und den verderblichen Einfluss der Janitscharen einschränken will, verspricht Abhilfe und ernannt einen neuen Gouverneur. Doch die Janitscharen putschen 1801 gegen den reformfreudigen Statthalter und ermorden ihn.

Serbien ist ein umstrittenes Grenzland zwischen den Reichen der Osmanen und der Habsburger, war immer wieder Kriegsschauplatz: Tausende Männer der Provinz sind kampferfahren, dienten einst in den Armeen der Österreicher gegen die muslimischen Besatzer. Und obwohl

Gesetze ihnen als Christen den Waffenbesitz verbieten, hat so mancher Muskete und Pistolen im Garten vergraben. Eine aufgebrachte, zudem bewaffnete Bevölkerung – das ist eine brisante Kombination. Ein österreichischer Berichtersteller meldet: „Der Funke des Aufruhrs, der bisher noch unter der Asche glimmt, dürfte bald zu hellen Flammen auflodern. Alles rüstet sich insgeheim für diesen entscheidenden Zeitpunkt.“

Mit einem brutalen Exempel wollen die Offiziere der Janitscharen potenzielle Rebellen abschrecken: Die Truppenführer lassen Anfang 1804 in vielen Orten etwa 70 angesehene serbische Bürger, Dorfälteste, Priester, Kaufleute, enthaupten. Die Bevölkerung zwingen sie, sich die Hinrichtungen anzusehen.

Es ist ein weiteres Paradox dieser Revolution: Ein Akt, der die Rebellion verhindern soll, löst sie aus. Denn nur Tage nach dem Massaker versammeln sich einige Hundert Notablen in einem winzigen Dorf im zentral-serbischen Waldgebiet, beschließen einen Aufstand und wählen Djordje Petrović, wegen seiner dunklen Erscheinung Karadjordje (schwarzer Djordje) genannt, zu ihrem Anführer. Karadjordje, groß, dünn, eine wulstige Narbe im Gesicht, stammt aus ärmlichen Verhältnissen; der Schweinehandel hat ihn wohlhabend gemacht. Er kann wohl weder lesen noch schreiben, ist aber ein erfahrener Soldat und charismatischer Befehlshaber. Rasch zieht er 25 000 Kämpfer zusammen – auch mit Zwang. Er droht den Dorfältesten, wer von ihnen nicht jeden tauglichen Mann rekrutiere, werde „unter Qualen sterben“.

Als sein Banner erwählt sich Karadjordje das Bild des Königs Stefan Nemanjić, der im 13. Jahrhundert herrschte, als Serbien ein mächtiges Reich war. Solche

Bezüge auf das Mittelalter (oder, wie in Rumänien und Griechenland, sogar auf die antiken Römer und Hellenen) werden fast alle Freiheitskämpfer auf dem Balkan verwenden. Sie sollen als Beweis dafür dienen, dass es ihre Nation praktisch schon immer gegeben hat und sie ein Recht auf eine eigenständige Existenz haben.

Die serbischen Aufständischen erobern binnen weniger Monate weite Teile des Landes, kesseln sogar Belgrad ein. Aber die eigentlichen Bollwerke der Besatzer sind die Festungen innerhalb der Städte, in denen starke osmani-

sche Truppen stehen; allein in der Bastion der Hauptstadt sind mindestens 16 000 Bewaffnete stationiert. Die Serben haben jedoch kaum Belagerungsgerät. Ihre Grenzarmee ist nur mit einer einzigen Kanone ausgerüstet.

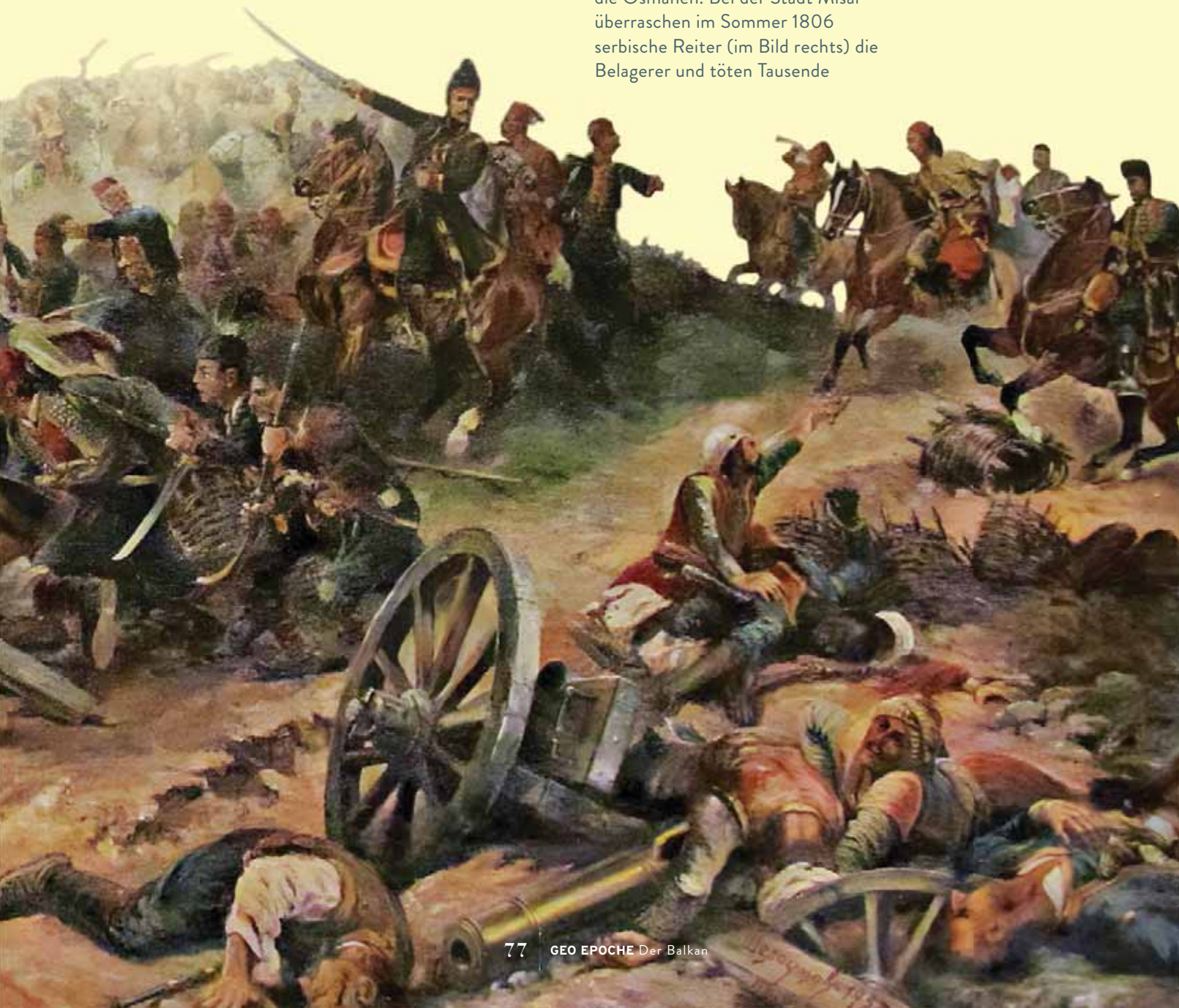
So schickt Karadjordje eine Delegation nach Konstantinopel, um mit Sultan Selim III. zu verhandeln. Die Forderungen der Rebellen sind moderat. Der Herrscher solle ihnen nur die Rechte wiedergeben, die er ihnen schon einmal gewährt hatte, bevor die Janitscharen die Macht übernahmen: begrenzte Autonomie, das Recht,



GLÜCK UND HILFE VOM ZAREN

Militärische Triumphe und selbst die zwischenzeitliche Unterstützung durch den Herrscher Russlands bringen den Aufständischen vorerst keinen dauerhaften Erfolg

GUT ZWEI JAHRE nach Beginn des Aufstandes erringen die Rebellen einen bedeutenden Sieg gegen die Osmanen. Bei der Stadt Mišar überraschen im Sommer 1806 serbische Reiter (im Bild rechts) die Belagerer und töten Tausende



Waffen zu tragen und eine Miliz aufzustellen sowie die Steuern an die Zentralregierung selbst einzusammeln. Selim ist bereit, die Forderungen zu erfüllen. Eines will er jedoch auf gar keinen Fall zugestehen, betrachtet es wohl als Beleidigung seiner Position als Oberhaupt eines muslimischen Großreiches: Die Serben verlangen, dass die Habsburger oder Russland für ihre Sicherheit garantieren sollen – eine christliche Macht also.

An diesem Streitpunkt scheitern die Verhandlungen. 1805 entsendet der Sultan eine weitere Armee gegen die Serben. Was zunächst als Kampf gegen die verhassten Janitscharen begonnen hatte, ist für die Aufständischen nun zu einem Krieg gegen die osmanische Fremdherrschaft insgesamt geworden.

Nicht einmal 500 000 Serben kämpfen gegen ein Reich, das zwar geschwächt ist, aber noch immer über ungeheure Machtmittel verfügt. Zwar schlagen die Rebellen die Armee des Sultans zunächst zurück. Dann aber beordert Selim III. die Gouverneure der angrenzenden Provinzen Bosnien und Shkodra (im heutigen Albanien) mit Zehntausenden Soldaten nach Serbien. Aus mehreren Richtungen rücken sie gegen die Aufständischen vor, plündern die Dörfer auf ihrem Weg, ermorden jeden Bewaffneten, nehmen die Unbewaffneten als Sklaven, stehlen das Vieh.

Von dem erbarmungslosen Vorgehen entmutigt, lösen sich die Rebelleneinheiten in manchen Bezirken auf – die Männer wollen nach Hause, ihre Familien schützen. Die Revolution droht zu scheitern. Da sucht Karadjordje trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit die Entscheidung.

ANFANG AUGUST 1806, nahe der Stadt Mišar am Fluss Save, südwestlich von Belgrad. Zweimal haben an den vergangenen beiden Tagen die osmanischen Truppen die serbischen Verschanzungen bestürmt, mussten sich aber immer wieder zurückziehen. Am dritten Tag folgt die nächste Attacke. 7000 Serben feuern mit allem, was sie haben, Musketen, Pistolen und mittlerweile drei Geschützen. Da greifen 2000 serbische Reiter, die sich in der Nacht zuvor in einem Waldstück im Rücken der Osmanen verborgen haben, von hinten den Feind an. Die osmanischen Soldaten geraten in Unordnung, werden

NACHDEM DER erste Aufstand 1813 gescheitert ist, sucht der neue Serbenführer Miloš Obrenović die Lage durch Verhandlungen zu bessern. Als das misslingt, wagt er abermals die Revolte

niedergemetzelt. Tausende sterben, unter ihnen die wichtigsten Kommandeure.

Der Sieg der Rebellen scheint nah. Ende des Jahres fällt Belgrad in ihre Hand. Zudem gewinnen die Serben einen mächtigen Alliierten. Lange hat sich der Zar gegen ein Bündnis mit den aufständischen Glaubensbrüdern vom Balkan gesperrt. Das Risiko, sich dadurch in einen Krieg mit den Osmanen zu verstricken, schien dem russischen Herrscher zu hoch. Denn zur selben Zeit eskaliert in Europa ein ungleich größerer Konflikt: Napoleon Bonapartes Armeen gewinnen Schlacht um Schlacht gegen die wechselnden österreichisch-britisch-preußisch-russischen Koalitionen, die den Franzosenkaiser davon abhalten wollen, den ganzen Kontinent zu unterwerfen. Eine Auseinandersetzung mit dem Sultan würde für den Zaren eine zusätzliche Front in dem gewaltigen Ringen bedeuten. Und so Napoleon in die Hände spielen.

Mit dessen Triumphphen erlangen die französischen Diplomaten immer mehr Einfluss am Hof in Konstantinopel; sie drängen Selim III. zu einer antirussischen Politik. Ihre Flüsterungen haben Erfolg: Die Osmanen

sperren den Durchgang vom Schwarzen ins Mittelmeer für russische Schiffe und erklären dem Zarenreich schließlich im Januar 1807 den Krieg. Sankt Petersburg muss nun keine Rücksicht mehr nehmen und bietet den Serben offene Unterstützung gegen den Sultan an: Truppen, Geld und den Aufbau von Garnisonen. Karadjordje akzeptiert den Pakt – und macht damit sein Land de facto zum Protektorat Russlands.

Der russisch-osmanische Konflikt endet nach nur wenigen Monaten. Es herrscht erst einmal Waffenruhe unter dem Schutz des Zaren, eine Ruhe, die das zerstörte Serbien dringend braucht. Nach und nach bilden sich die Fundamente eines Staates: Örtliche Magistrate und Gerichte entstehen, ein Rat aus sechs Männern übernimmt die Regierung

und spricht als oberstes Gericht Recht. Über allem steht Karadjordje, dessen Amt als Anführer der Serben erblich wird.

50 Grundschulen gründet der Ministerrat und ein Gymnasium in Belgrad, an dem drei Lehrer Geschichte, Mathematik und Gesetzeskunde unterrichten. Bildung ist entscheidend wichtig für den Aufbau einer modernen



DER ZWEITE KAMPF GELINGT

Weil Russland erneut mit Einmischung droht, sind die Osmanen diesmal zu Zugeständnissen bereit: Die Serben erlangen weitgehende Unabhängigkeit, einen Staat mit eigener Regierung und einem eigenen Fürsten

DIE SCHLACHT bei Ljubić 1815 gewinnen die Serben – hier ein Kommandeur im Gefecht. Zur Wendemarke des neuerlichen Aufstands aber wird Napoleons Niederlage bei Waterloo kurz darauf: Denn nun richtet Russland sein Augenmerk wieder auf den Balkan



LITERATURTIPPS

HOLM SUNDHAUSSEN

»Geschichte Serbiens,
19.–21. Jh.«

Seriös und gut lesbar
(Böhlau Verlag).

C. UND B. JELAVICH

»The Establishment
of the Balkan National
States, 1804–1920«

Standardwerk zum
Thema (University of
Washington Press).

Nation: „Wir haben genug Waffen, um Serbien zu verteidigen“, sagt Karadjordje, der ja selbst Analphabet ist, „aber wir haben nicht genug gebildete Männer, um es zu regieren.“

Die im Land ansässigen Türken werden vertrieben, ihre Häuser zerstört, der Großgrundbesitz der Fremden an die Bauern verteilt.

Zwei Jahre lang hält die Waffenruhe. Dann marschieren erneut die Heere der Großmächte auf dem Balkan: Die Russen rücken entlang der Donau vor, die Osmanen fallen in Serbien ein. Wieder wird das Land verheert, sterben Jahr für Jahr zahllose Soldaten auf den Schlachtfeldern. Und bald verliert Serbien auch noch die Unterstützung des Zaren.

Abermals ist es Napoleon, der die Lage auf dem Balkan grundstürzend verändert. Denn der Franzose bietet die größte Armee auf, die es bis dahin in der Geschichte gegeben hat – für einen Überfall auf Russland. Angesichts dieser Gefahr sammelt der Zar alle Kräfte zur Verteidigung seines Reiches und schließt im Mai 1812 Frieden mit dem Sultan. Die Serben erfahren nicht einmal, dass es Verhandlungen gegeben hat. Ihr Land, so machen die Großmächte in einem Artikel des Friedensvertrags miteinander ab, soll wieder unter die Oberherrschaft Konstantinopels fallen; dafür gewährt der Sultan den Rebellen Amnestie. Die Osmanen übernehmen sämtliche Festungen, die Serben haben ihre Waffen abzugeben. Zudem sollen die verjagten Türken in die Städte zurückkehren und ihre Güter zurückerhalten.

Das wäre kaum mehr als eine Rückkehr zum Status vor Ausbruch der Rebellion. All die Kriegsjahre, die vielen Toten, die Verwüstung: umsonst. Karadjordje will das nicht akzeptieren. Er ruft die Bevölkerung noch einmal zum Kampf auf. Doch allein haben die Serben gegen die geballte Macht der Osmanen keine Chance. Gleich drei Heere stoßen im Sommer 1813 gegen die Aufständischen vor, schlagen jeden Widerstand nieder und besetzen bis zum November das ganze Land. Karadjordje, krank und demoralisiert durch den schnellen Vormarsch des Feindes, flieht mit einigen Getreuen nach Österreich.

Es sieht aus, als sei die serbische Revolution gescheitert. Die Sieger installieren aufs Neue ein hartes Unterdrückungsregime – nur ohne Janitscharen. Selbst in kleineren Orten liegt nun eine Garnison von mehreren Hundert albanischen

oder bosnischen Söldnern. Die osmanischen Grundherren bekommen ihr Land wieder, die Serben müssen wieder Frondienste leisten und hohe Abgaben zahlen. Bei der Suche nach versteckten Waffen gehen die Besatzer rücksichtslos gegen die Zivilbevölkerung vor, die Soldaten rauben, foltern und morden.

Nur wenige prominente Serbenführer wagen es unter diesen Umständen, im Land zu bleiben. Einer von ihnen ist Miloš Obrenović, den eine Ältestenversammlung zum Oberhaupt ernennt. Obrenović, Bauernsohn, Viehhändler, militärischer Befehlshaber während des Aufstands, ist diplomatischer als der zuweilen hitzköpfige Karadjordje. Er versucht zunächst, durch Verhandlungen mit der Besatzungsmacht Verbesserungen für seine Landsleute zu erreichen. Doch die osmanischen Vertreter halten sich nicht an Absprachen, immer wieder kommt es zu brutalen Übergriffen. Daher gibt Obrenović seine Politik der Kooperation mit Konstantinopel auf: Am Palmsonntag 1815 proklamiert er einen neuen Freiheitskrieg.

Schon zweimal hat eine Wendung in den Napoleonischen Kriegen maßgeblichen Einfluss auf den Verlauf der serbischen Erhebung gehabt. 1815 geschieht dies zum dritten – und letzten – Mal. Denn wenige Wochen nach Obrenovićs Aufruf triumphieren die Alliierten bei Waterloo über Napoleon. Das Ringen um die Vorherrschaft in Europa ist zu Ende. Russland gehört zu den Siegern – und erinnert sich wieder an den Verbündeten auf dem Balkan, den es drei Jahre zuvor so schmachvoll im Stich gelassen hatte. Gerade hat der Sultan Truppen gegen die Rebellen entsandt. Der russische Botschafter warnt den Herrscher nun nachdrücklich davor, den Krieg in Serbien fortzusetzen.

Das macht die Osmanen kompromissbereit. Konstantinopel sagt den Feldzug ab. Ein neuer Gouverneur gewährt den Serben weitgehende Autonomie, mit eigenen Gerichten, einer Regierung und dem Recht, selbst die Steuern zu erheben. Angehörige der Janitscharen dürfen zudem kein Land mehr besitzen. Und Miloš Obrenović wird als oberster Führer Serbiens anerkannt.

Das ist zwar noch nicht die völlige Eigenständigkeit, aber: Der Krieg ist zu Ende. Es gelingt Obrenović in den kommenden Jahren, nach und nach weitere Autonomierechte auszuhandeln – und dabei seine eigene Stellung als Allein-



Lesen Sie auch

»Aufstände in Europa:
1848 – Jahr der Hoffnung«
(aus GEOEPOCHE Nr. 110)
auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Im 19. Jahrhundert regen sich zahlreiche Freiheitsbewegungen auf dem Balkan, die angesichts der Hegemonie der Osmanen politische Selbstbestimmung für ihre jeweilige Völkerschaft einfordern. In einem insgesamt elfjährigen Ringen erreichen die Serben dieses Ziel als Erste. Um 1900 aber sind bereits fünf neue Nationalstaaten in der Region entstanden; die Epoche der Vielvölkerreiche geht vorüber.

herrscher zu festigen. Der Sultan erkennt ihn als Fürst an, der sein Amt vererben kann. Serbien darf nun eigene Hospitäler, Druckereien und ein Postwesen unterhalten, sogar eine Armee aufstellen. Die Osmanen stimmen zu, sich nicht in innere Angelegenheiten einzumischen und behalten nur wenige Garnisonen.

Innenpolitische Gegner und mögliche Rivalen schaltet der Fürst skrupellos aus. Den Säuberungen fällt auch Karadjordje zum Opfer, der 1817 aus dem Exil in die Heimat zurückkehrt: Der Herrscher lässt ihn ermorden und schickt seinen Kopf als Beweis der eigenen Loyalität dem osmanischen Gouverneur. Die Fehde zwischen den Familien der beiden Männer, die Serbien in die Freiheit geführt haben, wird allerdings jahrzehntelang andauern. Und sie endet mit dem Sieg der Nachfahren Karadjordjes: 1903 wird sein Enkel Peter I. den serbischen Thron besteigen – nachdem putschende Offiziere seinen Vorgänger Alexander, den Großneffen von Miloš Obrenović, erschossen haben. Bis 1945 wird die Dynastie des ersten Anführers der serbischen Revolution regieren.

DER SERBISCHE AUFSTAND wirkt wie ein Fanal für weitere Völker auf dem Balkan, die sich von nun an eines nach dem anderen endgültig gegen die osmanische Fremdherrschaft erheben. 1821 rebellieren die Griechen, und ein jahrelanger, von beiden Seiten mit äußerster Brutalität geführter Freiheitskrieg beginnt. 1831 lehnen sich Bosnier und Albaner auf, 1848 die Bewohner Moldaus und der Walachei. 1875 und 1876 entbrennen weitere Revolten, etwa in der Herzegowina und unter den Bulgaren.

Als das 19. Jahrhundert zu Ende geht, sind auf dem einstigen europäischen Territorium des Osmanischen Reiches fünf neue Staaten entstanden: Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Serbien und Rumänien. Zudem hat Kroatien eine weitgehende Autonomie innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie erreicht. So treten Nationalstaaten an die Stelle der Vielvölkerimperien, lassen allerdings bereits neue Konfliktherde entstehen. Denn ihre Grenzen haben die europäischen Großmächte in Verträgen mit Konstantinopel zumeist ohne Rücksicht auf die einheimische Bevölkerung festgelegt. Ihre Gebiete stimmen nie genau mit den Territorien überein, die die Nationalbewegungen beansprucht hatten. Etliche Regionen werden jeweils von mehreren Staaten beansprucht.

Das Jahrhundert der Freiheitskämpfe der Südosteuropäer, das 1804 mit dem serbischen Aufstand begann, ist zwar beendet. Doch ihm wird ein noch blutigeres Jahrhundert folgen, eine Ära neuer Kriege: Nation gegen Nation. ♦

1821 REBELLIEREN, ermutigt durch das serbische Vorbild, auch die Griechen, die der Überlieferung nach durch einen Geistlichen eingeschworen werden (im Bild). Weitere Unabhängigkeitskämpfe folgen und bringen die osmanische Herrschaft auf dem Balkan bald an ihr Ende



IMPRESSUM

CHEFREDAKTION: Jürgen Schaefer, Katharina Schmitz
REDAKTIONSLEITUNG: Joachim Telgenbüscher
MANAGING DESIGNERIN: Tatjana Lorenz
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN: Maike Köhler
LTG. DIGITALE MAGAZINE/SONDERPRODUKTE:

Rainer Droste

TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg, Kirsten Bertrand,
Insa Bethke, Dr. Anja Fries, Dr. Mathias Mesenhöller,
Johannes Teschner

BILDREDAKTION: Julia Franz, Christian Gargerle
GRAFIK: Frank Struß

KARTOGRAFIE: Stefanie Peters

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Dr. Anna Vlachopoulou

CHEF VOM DIENST/KOORDINATION: Ralf Schulte

**QUALITY BOARD – VERIFIKATION,
RECHERCHE, SCHLUSSREDAKTION:**

Leitung: Tobias Hamelmann, Stellvertreterin: Melanie Moenig
Elke von Berkholz, Lenka Brandt, Regina Franke,
Hildegard Frilling, Dr. Götz Froeschke, Susanne Gilges,
Cornelia Haller, Sandra Kathöfer, Judith Ketelsen,
Petra Kirchner, Dirk Krömer, Jeanette Langer,
Michael Lehmann-Morgenthal, Dirk Liedtke, Kirsten Maack,
Andreas Mönnich, Susan Molkenbuhr, Alice Passfeld,
Christian Schwan, Andreas Sedlmair, Stefan Sedlmair,
Bettina Süsemilch, Torsten Terraschke

HONORARE/SPESEN: Heidi Hensel, Daniela Klitz, Katrin
Schäfer, Carola Scholze, Katrin Ullerich, Andrea Gora-Zysno

VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN

INHALT: Jürgen Schaefer, Katharina Schmitz

VICE PRESIDENT NEWS, WIRTSCHAFT & WISSEN

(PRINT/DIGITAL): Bianca Wannemacher

PUBLISHING MANAGEMENT: Patricia Hildebrand,
Svenja Urbach, Eva Zaher

SALES DIRECTION: Franziska Bauske,
Betsy Edakkamanni, Maren Falke,
DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETING DIRECTION: Stefan Bromberg
PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:

Sabine Grüngreiff

LIZENZEN: BRANDS Licensing by G+J: Siegel
und Sonderdrucke, Koordination: Petra Martens,
Anfragen: Tom Holste, E-Mail: holste.tom@guj.de

VERANTWORTLICH FÜR DEN ANZEIGENTEIL:

Petra Küsel, Director Brand Print + Crossmedia,
Ad Alliance GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Es gilt die jeweils aktuelle Preisliste unter
www.ad-alliance.de

HERSTELLUNG: G+J Herstellung, Heiko Belitz (LtG.),
Oliver Fehling

Druckvorstufe: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh
Druck: Quad/Graphics, Wyszów

Gruner + Jahr Deutschland GmbH

Sitz von Verlag und Redaktion:
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.

Postanschrift der Redaktion:

Brieffach 24, 20444 Hamburg.

Telefon: 040 / 37 03-0

Internet: www.geo.de/epoche

Heftpreis: 12,00 Euro (mit DVD: 19,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-01269-0;

978-3-652-01275-1 (Heft mit DVD)

ISSN: 1861-6097

© 2023 Gruner + Jahr Deutschland GmbH
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

E-Mail: briefe[at]geo-epoche.de

**BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER,
GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.**

Anschrift: GEO-Versand-Service,
74569 Blaufenfeld

Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27

Telefax: +49 / 40 / 42 23 66 63

E-Mail: guj[at]sigloch.de

**ABONNEMENT- UND
EINZELHEFTBESTELLUNG**

Online-Kundenservice:

www.geo.de/kundenservice

Telefon: 0049 / 40 / 55 55 89 90

Service-Zeiten: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Postanschrift: GEOEPOCHE Kundenservice,
20080 Hamburg

Preise Jahresabonnement:

84,00 € (D), 94,50 € (A), 133,00 sfr (CH)

mit DVD:

129,00 € (D), 145,00 € (A), 231,00 sfr (CH)

Studentenabonnement:

50,40 € (D), 56,70 € (A), 79,80 sfr (CH)

mit DVD:

81,20 € (D), 94,50 € (A), 138,60 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

USA: GEOEPOCHE is published by

Gruner + Jahr Deutschland GmbH

K.O.P.: German Language Pub.,

153 S Dean St, Englewood NJ 07631.

Periodicals Postage is paid at Paramus NJ 07652.

Postmaster: Send address changes to

GEOEPOCHE, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631

KANADA: Sunrise News,

47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2,

Tel.: +1 647-219-5205,

E-Mail: sunriseorders[at]post.com

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titelbild: Die Alte Brücke in Mostar (Bosnien-Herzegowina). Photochromatische Fotografie, um 1910.
Rückseite: Serbischer Krieger. Ölgemälde von Paja Jovanović, 19. Jahrhundert (Ausschnitt)

TITEL: Archiv Seemann/brandstaetter images/Interfoto

EDITORIAL: Malte Joost für GEOEPOCHE

INHALT: Zoonar/imago images: 4 l. o.; Dragana Živadinović: 4 l. m.; Historia/Shutterstock: 4 l. u.; André Held/akg-images: 4 r. o.; Keith Corrigan/Alamy/mauritius images: 4 r. m.; Reproduced by kind permission of the National Museum of Pancevo: 4 r. u.; Adam Friedel/bouboulinauseum.com: 5 o.; Creative Commons: 5 m.; Paul Lowe/Panos Pictures/Visum: 5 u.

VIELER VÖLKER HEIMAT: Danita Delimont/imago images: 6/7; Westend61/imago images: 8/9; Zoonar/imago images: 10/11; Wojtek Buss/Prisma by Dukas: 12/13; johny007p/imago images: 14/15; Getty Images: 16/17; Olan Metin/iStockphoto: 18/19

DER BALKAN: Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 21

DAS GOLD DER BARBAREN: Erich Lessing/akg-images: 22, 24; Creative Commons: 23 o.; André Held/akg-images: 23 u., 28; Pressebild Louvre: 25; Creative Commons, Ann Wuyts/flickr.com: 26 o.; Dagli Orti/De Agostini Picture Library/akg-images: 26 u.; Bildarchiv Hansmann/Interfoto: 27; Hervé Champollion/akg-images: 29

EXPANSION DER UNFASSBAREN: Artepics/Alamy: 30/31; Fine Art Images: 32/33; HIP/Alamy: 34/35

IM LAND DES GEISTES: Jan Rychetsky/ddp images: 36; Hulton Archive/Getty Images: 36/37; Pavel Dudek/Alamy/mauritius images: 38/39 Hintergrund; De Agostini Picture Library/W. Buss/Bridgeman Images: 38/39 o.; Bridgeman Images: 40; Kurt Henseler/laif: 40/41; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 41; North Wind Picture Archives/akg-images: 42; Witold Skrypczak/Alamy/mauritius images: 42/43

DER MÄRTYRER VOM AMSELFELD: Dragana Živadinović: 44

DRACULA – DER FÜRST DES SCHRECKENS: Ioana Catalina Echim/Alamy/mauritius images: 46/47, 48/49, 50/51, 52/53, 54/55, 56/57, 58/59 Hintergrund; Keith Corrigan/Alamy/mauritius images: 46; Vlad Dracula Tarot/Rockpool Publishing: 48, 51, 52, 54, 57, 58 l.; Granger Collection/Alamy: 49; akg-images: 50, 53; imago images: 55; Bridgeman Images: 56; Creative Commons: 58 r.

JERUSALEM DES BALKANS: Historia/Shutterstock: 60/61; Lambert de Vos/Staats- und Universitätsbibliothek Bremen: 62 (2), 65, 69 (2), 71; Arkivi/imago images: 63, 67; Piemags/imago images: 64; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 66; Grenville Collins Postcard Collection/Mary Evans/Interfoto: 68; bpk-images: 70

ZEIT DER NATIONEN: Reproduced by kind permission of the National Museum of Pancevo: 72/73; Dagli Orti/De Agostini Picture Library/akg-images: 74; Scala Archives/bpk-images: 75; Alamy: 76/77; Picture Art Collection/Alamy/mauritius images: 78; Reproduced by kind permission of the National Museum of Serbia: 79; ASA/picture-alliance: 81

GESCHICHTE DES BALKANS: HIP/imago images: 83; SZ-Photo: 85 (2); akg-images: 87 o.; ullstein bild: 87 u.; TopFoto/United Archives: 89 o.; Itar-Tass/imago images: 89 u.; AP images/picture-alliance: 91 o., 94 u.; Reuters: 91 u.; Pavo Urban: 93 o.; Andia/UIG/Bridgeman Images: 93 u.; Eric Feferberg/AFP/Getty Images: 94 o.

LESEZEICHEN: Jean Brunhes & Auguste Léon/Archives de la Planète/imago images: 95

DER KAMPF DER KAPITÄNIN: Adam Friedel/bouboulinauseum.com: 96

DIE KRIEGE VOR DEM KRIEG: Roger-Viollet/ullstein bild: 98; Paul Thompson/FPG/Getty Images: 99; Albert Harlingue/Roger-Viollet: 100 o.; Archiv Gerstenberg/ullstein bild: 100 u.; Look and Learn/Bridgeman Images: 101 l., 103 l., 107; Library of Congress: 101 r., 106 r.; Imperial War Museum: 102 (2); Musée Nicéphore Niépce/adc-photos/bpk-images: 103 r.; Bettmann/Getty Images: 104/105; De Agostini/Getty Images: 106 l.; Dagli Orti/De Agostini Picture Library/akg-images: 108; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 109 (2); ullstein bild: 110 l.; Gemini Collection/imago images: 110 r.; Fototeca Gilardi/UIG/Interfoto: 111

DIE TAT DES BULLEN: Creative Commons: 112

KAMPFNAME TITO: Everett Collection/imago images: 114; Archive Photos/Getty Images: 115; SZ Photo: 117 o.; akg-images: 117 m., 122 o.; Keystone/Hulton Archive/Getty Images: 117 u.; Creative Commons: 118 o., 121 u.; Archive Photos/akg-images: 118 u.; Tallandier/Bridgeman Images: 121 m.; Gamma-Keystone/Getty Images: 121 o.; Fotoarchiv für Zeitgeschichte/picture-alliance: 122 m.; SVT/TT News Agency/akg-images: 122 u.; Picture Art Collection/Alamy/mauritius images: 125 o.; CBW/Alamy/mauritius images: 125 m.; TopFoto/mauritius images: 125 u.; Marka/UIG/akg-images: 126 m.; Topham Picturepoint/United Archives: 126 o.; Danilo Škofić: 126 u.

IM NORDKOREA EUROPAS: Ferdinando Scianna/Magnum Photos/Agentur Focus: 128–135

WIDER DAS UNRECHT: Nihad Nino Pusija: 136

DIE 1425 TAGE VON SARAJEVO: Paul Lowe/Panos Pictures/Visum: 138/139, 143 (2), 144/145, 145 o., 146, 146/147, 149; Paul Lowe/Panos Pictures/laif: 140, 141, 148 l., 148/149, 150/151, 152; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 147 o.

INTERVIEW: privat: 154; Laura Hasani/Reuters: 155; Zorana Jevtic/Reuters: 156; Florian Goga/Reuters: 157; Vesna Lalic/abaca press/ddp images: 158

WERKSTATT: Privat: 159 l. o.; Sebastian Arens: 159 r. o.; Andreas Pufal: 159 u.

VORSCHAU: Fine Art Images/culture-images: 162; SZ Photo/Bridgeman Images: 163 l. o.; Ned M. Seidler: 163 l. m.; Zev Radovan/Bridgeman Images: 163 l. u.; Ancient Art and Architecture Collection/Bridgeman Images: 163 r. o.; Karol Schauer/Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt – Landesmuseum für Vorgeschichte: 163 r. u.

RÜCKSEITE: Artepics/Alamy

**Alle Fakten und Daten in dieser Ausgabe sind vom
Verifikations- und Rechercheteam im Quality Board auf
ihre Richtigkeit überprüft worden.**

Geschichte des BALKANS

Über Jahrtausende ist der Südosten Europas umkämpft. Schon von der Antike an prallen hier die Interessen von Imperien und der Selbstbestimmungsdrang der Menschen aufeinander. An einer Fülle von Fronten

TEXT: *Svenja Muche*



ARENA DER Mächtigen: Anfang des 20. Jahrhunderts ringen die Großmächte um Einfluss auf dem Balkan, entreißt die Habsburgermonarchie dem Osmanischen Reich Bosnien-Herzegowina, erklärt sich Bulgarien, hier personifiziert durch Zar Ferdinand I. (Mitte), mit Unterstützung Russlands für unabhängig vom Sultan (französische Karikatur von 1908)

Der Name „Balkan“ meint ursprünglich einen in Bulgarien und Serbien gelegenen Gebirgszug. Die heute geläufige Bezeichnung für den Südosten Europas entsteht durch die Verkürzung des Begriffs „Balkanhalbinsel“, den der deutsche Geograf Johann August Zeune Anfang des 19. Jahrhunderts prägt. Doch Zeune unterliegt einem Irrtum: Wie bereits die Geografen der Antike glaubt er, das Balkangebirge würde sich vom Schwarzen Meer bis zur Adria erstrecken, und schreibt ihm prägende Bedeutung für die gesamte Region zu – tatsächlich verläuft es jedoch nur in einem Teilgebiet der Halbinsel. Unstrittig ist, dass diese das Land zwischen dem Adriatischen und Ionischen Meer im Westen, der Ägäis und dem Marmarameer im Süden und dem Schwarzen Meer im Osten umfasst. Für die Nordgrenze hingegen existieren verschiedene Definitionen. Eine gängige verläuft im Wesentlichen entlang der Flussläufe von Donau und Save. Eine andere bezieht etwa auch die nördlich der unteren Donau gelegene, bis an die Südkarpaten reichende Walachei in heutigen Rumänien ein.

um 7000 v. Chr.

An der Donau lassen sich erstmals Jäger und Sammler länger an festen Orten nieder, etwa der heute Lepenski Vir genannten Stätte an der serbisch-rumänischen Grenze. Auf Flussterrassen errichten Menschen hier einfache Unterkünfte, vermutlich aus über Holzgerüste gespannten Häuten. Über rund 1000 Jahre nutzen Wildbeuter Lepenski Vir wohl als Basis.

um 5300 v. Chr.

In einem Gebiet, das sich von den Karpaten bis zum heutigen Nordmazedonien erstreckt, leben Angehörige der sogenannten Vinča-Kultur in Siedlungen mit teils mehreren Hundert Einwohnern. Ihre Häuser errichten sie häufig in fruchtbaren Flusstälern. Dort bauen sie Einkorn, Gerste und Hülsenfrüchte an, halten Rinder und Schweine. Die Menschen der Vinča-Kultur stellen Keramiken her und verzieren sie teils mit Bögen, sich kreuzenden Strichen, Drei- und Vierecken. Manche Forscher glauben, darin eine frühe Form der Schrift zu erkennen.

14. Jh. v. Chr.

Im Süden der Balkanhalbinsel lassen Herrscher der später nach Mykene, dem wohl bedeutendsten ihrer Machtzentren, benannten Kultur Paläste aus mächtigen Steinblöcken errichten. Die Mykenen, die möglicherweise eine Vorform des heutigen Griechisch sprechen, begründen die erste Hochkultur in Südosteuropa. Ab etwa 1200 v. Chr. führt wohl eine Verkettung von Katastrophen, darunter Dürren, zum Untergang der mykenischen Palastzentren.

8. Jh. v. Chr.

Immer mehr Menschen vor allem entlang der zerklüfteten griechischen Küste leben in urbanen Zentren, die schroffe Berge voneinander trennen. Rund 700 solcher Polis genannten Stadtstaaten entstehen in den folgenden Jahrhunderten. Zu einem der größten und mächtigsten steigt Athen auf. Die Griechen gründen

Seit den Römern drängen fremde Großmächte AUF DEN BALKAN

Kolonien an der ägäischen Küste und am Schwarzen Meer, über die sie mit den Völkern im Binnenland Handel treiben.

480 v. Chr.

Vor der Insel Salamis, östlich der Peloponnes, versenken griechische Kriegsschiffe die Flotte des persischen Großkönigs Xerxes I. Als im folgenden Sommer eine Koalition griechischer Stadtstaaten auch das Landheer der Perser schlägt, ist Xerxes' Versuch, Griechenland zu unterwerfen, endgültig gescheitert. Stattdessen wird Athen zur Vormacht in der Ägäis.

um 450 v. Chr.

Im Osten der Balkanhalbinsel schließen sich mehrere Stämme der Thraker erstmals unter

der Herrschaft eines Königs zusammen, wohl um sich besser gegen die Vorstöße der Perser wehren zu können. Die Thraker, die eine indoeuropäische Sprache sprechen, sind geschickte Reiter und Meister der Goldschmiedekunst. Ihr erster König Teres I. aus dem thrakischen Stamm der Odrysen begründet ein Reich, das sich später bis zum heutigen Südbulgarien erstrecken wird.

338 v. Chr.

2. August. Bei Chaironeia, nördlich des Golfs von Korinth, trifft eine von Athen und Theben angeführte Armee auf das Heer des makedonischen Königs Philipp II. Das antike Makedonien umfasst etwa den heutigen Staat Nordmazedonien, das östliche Albanien, den Südwesten Bulgariens und Teile Nordgriechenlands. Philipp hat bereits das Odrysenreich unter seine Oberherrschaft gezwungen. Nun erringt er den entscheidenden Sieg gegen die griechischen Stadtstaaten. In der Folge kann Philipp sich zum ersten unumschränkten Herrscher über ganz Griechenland aufschwingen.

334 v. Chr.

Alexander, Sohn und Nachfolger des zwei Jahre zuvor einem Attentat zum Opfer gefallenen Philipp II., bricht zu einem Eroberungszug gegen die Perser nach Asien auf – und stößt bis zum Indus vor. Doch nach seinem frühen Tod 323 v. Chr. zerfällt das Riesenreich in Nachfolgekämpfen. Auf dem Balkan setzt sich bis 272 v. Chr. ein Enkel des einst unter Alexander dienenden Feldherrn Antigonus als Herrscher durch.

229 v. Chr.

Die Römische Republik, die neben dem Großteil der Apenninenhalbinsel auch Sizilien, Sardinien und Korsika beherrscht, sendet eine Kriegsflotte gegen das Reich der Königinwitwe Teuta an der Ostseite der Adria. Diese herrscht über einen Teil der Illyrer, deren Siedlungsgebiet sich entlang der dalmatischen Küste bis zum heutigen Albanien erstreckt. Von Teutas Reich aus hatten Piraten immer wieder römische Schiffe überfallen. Mit dem Feldzug gegen die Illyrer nimmt die römische Eroberung Südosteuropas ihren Anfang. Die Namen „Illyrien“ und „Illyrer“ werden in der Neuzeit oft als antikisierende Bezeichnungen für den westlichen Balkan und seine Bewohner Verwendung finden.

145 v. Chr.

Die Römer beginnen mit dem Bau der Via Egnatia, einer Straße, die schließlich über mehr als 800 Kilometer von Dyrrhachium im heutigen Albanien bis zum Bosphorus führen wird. Einige Jahre zuvor haben römische Truppen den letzten Makedonenherrscher besiegt und dessen Gebiet eingenommen. Im Jahr 10 n. Chr. steht der gesamte Balkan südlich der Flüsse Donau und Drau unter römischer Herrschaft. Nach und nach nehmen viele Bewohner Sprache und Lebensweise der Römer an.

330 n. Chr.

11. Mai. Der in Naissus (heute das serbische Niš) geborene Kaiser Konstantin I. weicht am Bosphorus eine Stadt ein, die er an Stelle des griechischen



1914 Anschlag mit Folgen

ÖSTERREICH-UNGARNS Thronfolger Franz Ferdinand verlässt am 28. Juni 1914 mit seiner Frau Sophie das Rathaus von Sarajevo. Wenig später ist das Paar tot – und die Welt stürzt in den Krieg

NACH 1918 entstehen neue Demokratien auf dem Balkan. Das parlamentarisch verfasste »Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen« wandelt Monarch Alexander (vorn rechts) jedoch 1929 zur Diktatur um – und gibt dem Land auch einen neuen Namen: »Jugoslawien«

1929 Ohne das Volk



Byzanzion hat bauen lassen: Konstantinopel. Die Neugründung entwickelt sich neben Rom zur zweiten Hauptstadt. Als erster römischer Herrscher fördert Konstantin das Christentum. Mit der Teilung des Imperiums im Jahr 395 wird Konstantinopel Kapitale des Oströmischen Reiches (später auch Byzantinisches Reich). Die Grenze zwischen den zwei Hälften verläuft in Nord-Süd-Richtung quer durch den Balkan.

447

Nahe dem Utus, einem Nebenfluss der Donau im heutigen Bulgarien, unterliegen die Truppen Ostroms den Kriegen des Hunnenführers Attila. Plündernd ziehen die Hunnen, ursprünglich wohl aus Zentralasien stammende Reiternomaden, daraufhin durch die oströmischen Balkanprovinzen. Kaiser Theodosius II. erklärt sich schließlich zu hohen Tributzahlungen und dem Rückzug seiner Legionen aus einem breiten Gebietsstreifen südlich der Donau bereit. Im Jahr 451 wendet Attila sich gegen das Weströmische Reich, das, von Bürgerkriegen und Invasionen geschwächt, in den folgenden Jahren zerfällt. An dessen Stelle tritt bald das Reich der Ostgoten, das neben Italien auch den westlichen Teil der Balkanhalbinsel umfasst. Im 6. Jahrhundert gelingt dann Ostrom die Eroberung dieser Gebiete.

um 550

Gruppen von Menschen, die byzantinische Chronisten als *sklabenoi* („Slawen“) bezeichnen, dringen auf Plünderungszügen von ihrem Siedlungs-

raum nördlich der mittleren und unteren Donau aus tief in das Reichsterritorium ein. Immer wieder streifen slawische Trupps in den folgenden Jahrzehnten raubend durch byzantinisches Gebiet, andere kommen als Kämpfer im Heer der Awaren, eines aus Asien stammenden Reitervolks, das in diesen Jahren vom heutigen Ungarn aus Krieg gegen Byzanz führt. Um 700 bevölkern heidnische Slawen fast die gesamte Balkanhalbinsel – und haben die romanisierte, christliche Bevölkerung zurückgedrängt.

681

Der Bulgarenführer Asparuch zwingt den byzantinischen Kaiser, ihm Land zwischen der Donau und dem Balkangebirge abzutreten. Von diesem Kerngebiet aus unternehmen die Bulgaren, wohl Angehörige eines turksprachigen Volkes, das zuvor ein Reich nördlich des Schwarzen Meeres errichtet hatte, Eroberungszüge. Im frühen 9. Jahrhundert dehnt Khan Krum den – mehrheitlich von Slawen bewohnten – bulgarischen Herrschaftsbereich im Westen bis zur Theiß aus, versucht sogar, Konstantinopel einzunehmen.

865

Der bulgarische Herrscher Boris I. empfängt die Taufe. Das Sakrament spendet ihm vermutlich ein aus Konstantinopel entsandter Geistlicher. Der dortige Patriarch und der byzantinische Kaiser im Osten wetten mit dem Papst und den Herrschern des Frankenreichs im Westen um die Missionierung der Slawen. Das Bulgarische Reich wird nach

Boris' Taufe zu einer treibenden Kraft bei der Verbreitung des Christentums in Südosteuropa. Schüler des byzantinischen Missionars Kyrill entwerfen hier zur Übersetzung liturgischer Texte ins Slawische ein neues Alphabet: die auf Grundlage des griechischen Alphabets entwickelte kyrillische Schrift.

913

Mit einem Heer marschiert der bulgarische Herrscher Simeon I. vor die Tore Konstantinopels. Die Bulgaren gebieten inzwischen über ein Großreich, das rund die Hälfte der Balkanhalbinsel einnimmt und Byzanz als Vormacht zurückgedrängt hat, nun fordert Simeon den gleichen Rang wie der Kaiser. Die genauen Umstände sind umstritten, doch in der Folge nennt sich Simeon „Kaiser der Bulgaren und Römer“, wobei er wie der byzantinische Herrscher den griechischen Titel „Basileus“ führt. Die slawische Entsprechung dazu: „Zar“ (abgeleitet vom römischen Kaisertitel Cäsar). Im Nordwesten der Balkanhalbinsel begründen indes die slawischen Kroaten ein eigenes Königreich. Anders als in Bulgarien und weiteren Balkanstaaten richtet sich die Kirche in Kroatien nach Rom.

1014

29. Juli. Bei Kleidion besiegt der byzantinische Kaiser Basileios II. die Truppen des bulgarischen Zaren Samuil. Bereits 971 hatte Byzanz den Osten des Bulgarenstaates mit der Hauptstadt Preslaw erobert, nach der Niederlage ist auch das im Westen weiterbestehende Reich entscheidend geschwächt. 1018 bricht Basileios,

später „Bulgarenschlächter“ genannt, den letzten Widerstand bulgarischer Heerführer, das Byzantinische Reich ist nun erneut die unumstrittene Vormacht auf dem Balkan.

1190

In einem Abkommen mit dem serbischen Adeligen Stefan Nemanja erkennt Byzanz de facto die Unabhängigkeit des von diesem begründeten Reiches an. Unter seinem Nachfolger Stefan Uroš IV. Dušan steigt Serbien um 1350 zur Großmacht auf, deren Gebiet sich von der Donau bis in das heutige Nordgriechenland erstreckt. Doch nach Dušans Tod im Jahr 1355 zerbricht das Großreich, 1371 erlischt auch die Nemanjiden-Dynastie.

1242

Teile des Mongolenheeres, das im Vorjahr bis nach Mitteleuropa vorgedrungen war, verheeren bei ihrem Rückzug das Bulgarische Reich. Nach einem Aufstand gegen die byzantinische Herrschaft um 1185 neu begründet, hatte es abermals große Teile der Balkanhalbinsel unter der Herrschaft bulgarischer Zaren vereint. Nun aber bleibt es auch nach dem Abzug der eingefallenen Truppen von den Mongolen abhängig und tributpflichtig, verliert viele Territorien und zerfällt im 14. Jahrhundert in Teilstaaten.

1354

Kämpfer des Osmanischen Reichs erobern mit der byzantinischen Festung Gallipoli an der Nordküste der Dardanellen einen ersten Brückenkopf in Südosteuropa. Reich und

Dynastie waren um 1300 von Osman I. in Anatolien begründet worden, nun dringen die Kämpfer der Osmanen immer tiefer auf den Balkan vor.

1389

15. Juni. Auf dem Amselfeld (Kosovo polje) trifft ein serbisch-bosnisches Heer unter Führung des serbischen Fürsten Lazar auf die Armee des osmanischen Sultans Murad I. Die Schlacht endet wohl unentschieden, beide Heerführer sterben. In den folgenden Jahrzehnten aber müssen sich die serbischen Fürsten einer nach dem anderen unterwerfen, 1459 fällt die letzte Festung. Das Ringen auf dem Amselfeld glorifizieren die Serben bald als heroische Niederlage.

1450

Nach monatelanger Belagerung zieht ein osmanisches Heer erfolglos von der albanischen Festung Kruja ab – ein Triumph für eine Koalition einheimischer Adelige unter der Führung von Gjergj Kastrioti, genannt Skanderbeg. Während die Osmanen bereits in den Jahrzehnten zuvor den Süden des von Albanern bewohnten Gebiets unterwerfen konnten, vermag Skanderbeg den Norden gegen die muslimischen Invasoren zu verteidigen. Erst nach dem Tod des vom Papst als „Kämpfer des Christentums“ gelobten Skanderbeg im Jahr 1468 fällt auch dieses Gebiet in osmanische Hände.

1462

Der Fürst der Walachei, Vlad III., auch Drăculea (kleiner Drache) genannt, lehnt



1941 Hitlers Invasion

IM APRIL 1941 marschieren deutsche Truppen auf dem Balkan ein, hier Wehrmachtssoldaten in einem serbischen Dorf. Die ganze Region wird bald kontrolliert von NS-Deutschland, Mussolinis Italien und deren Verbündeten in Südosteuropa

GEGEN DAS MILITÄRREGIME der Besatzer erheben sich an vielen Orten Partisanengruppen. Aber Deutsche und Italiener können auch auf Helfer unter den Einheimischen, wie etwa diese albanischen Freiwilligen, zurückgreifen

1944 Zeit der Kollaborateure



sich gegen die Vorherrschaft der Osmanen auf. Um seine Gegner abzuschrecken, so wird berichtet, lässt er Tausende Gefangene auf Pfähle spießen. Vlad hat nur kurzfristigen Erfolg. Mitte des 16. Jahrhunderts ist nahezu der gesamte Balkan fest in osmanischer Hand, regiert vom 1453 eroberten Konstantinopel aus. Zahlreiche Einwohner, vor allem im heutigen Albanien und Kosovo sowie in Bosnien und Herzegowina, konvertieren zum Islam. Wohl auch, weil nichtmuslimische Untertanen des Sultans unter anderem eine Kopfsteuer zahlen müssen.

1526

Die ungarische Ständeversammlung wählt den österreichischen Erzherzog Ferdinand aus dem Hause Habsburg zum neuen König Ungarns. Da das Königreich Kroatien 1102 an die ungarische Krone gefallen war, erlangt Ferdinand auch hier die Herrschaft. Damit dehnen die Habsburger ihren Machtbereich, der bereits das heutige Slowenien umfasst, weiter nach Südosteuropa aus. Große Teile Ungarns wie auch Kroatiens sind jedoch bereits von den Truppen der Osmanen erobert worden und bleiben dauerhaft unter deren Herrschaft. Um die bestehende Grenze zu sichern, lassen die Habsburger Befestigungsanlagen bauen und kolonisieren das Gebiet mit Siedlern, die gegen Militärdienst abgabenfreien Grundbesitz erhalten.

um 1580

An der Ostküste der Adria floriert die Handelsrepublik Ragusa (heute Dubrovnik). Der

Stadtstaat verdankt seinen Reichtum zu einem bedeutenden Teil dem Handel mit Silber aus Minen in Serbien und Bosnien. Seit 1458 zahlt die Republik dem Sultan einen jährlichen Tribut, dafür genießt sie faktisch das Monopol auf den Warenaustausch zwischen dem osmanisch beherrschten Balkan und Italien. Der Sultan verspricht ihr auch Schutz vor dem Rivalen Venedig, dem Ragusa sich zeitweise unterwerfen musste und der vor allem in Dalmatien und dem heutigen Griechenland weiterhin Kolonien besitzt.

1683

Das osmanische Heer scheitert nach 1529 zum zweiten Mal bei dem Versuch, Wien, die Hauptstadt des Habsburgerreichs, einzunehmen. Im Laufe einer Gegenoffensive dringen kaiserliche Truppen tief in osmanisches Gebiet vor. Davon ermutigt erheben sich die Serben gegen den Sultan, doch die Osmanen können den Aufstand 1690 niederschlagen. Zehntausende Serben fliehen daraufhin auf ungarisches Territorium. Mit der Niederlage vor Wien endet die Westexpansion des Osmanischen Reiches. Am Ende des „Großen Türkenkrieges“ muss der Sultan 1699 fast sämtliche Eroberungen in Ungarn einschließlich Siebenbürgen und auch das mit Kroatien verbundene Slawonien an die Habsburger abtreten.

1804

Im Osmanischen Reich rebellieren Serben gegen abtrünnige Offiziere Sultan Selims III., die im heutigen Zentralserbien ein Terrorregime errichtet haben.

Lange ist Griechenland nur ein kleiner Teil des osmanischen IMPERIUMS

schen in Griechenland ein. 1832 muss der Sultan die Gründung eines unabhängigen griechischen Königreichs hinnehmen, das den Süden des heutigen Staates umfasst.

1861

Die Fürstentümer Walachei und Moldau, seit Jahrhunderten Vasallenstaaten des Osmanischen Reiches, vereinigen sich zu einem gemeinsamen Fürstentum, für das bald der Name „Rumänien“ aufkommt. Das Land steht jedoch weiterhin unter der Oberherrschaft des osmanischen Sultans.

1875

In den von den Osmanen beherrschten Regionen Bosnien und Herzegowina rebellieren vor allem christliche Bauern gegen die hohen Abgaben. Im Folgejahr bricht auch unter den Bulgaren ein Aufstand aus. Serbien und das de facto autonome Montenegro solidarisieren sich mit den Rebellen, doch erst der Kriegseintritt Russlands 1877 bringt die Entscheidung. Im Vorfrieden von San Stefano (heute der Istanbuler Stadtteil Yeşilköy) muss der Sultan 1878 der Schaffung eines unabhängigen Bulgariens zustimmen, das sich von der Donau bis zur Ägäis erstrecken soll. Über diesen durch russisches Eingreifen geschaffenen Riesenstaat erhofft sich das Zarenreich unter anderem Zugang zum Mittelmeer.

1878

13. Juni. In Berlin kommen Vertreter der europäischen Großmächte zu einem Kongress zusammen, der über die

Schließlich richtet sich der Aufstand gegen den Sultan selbst, dessen Nachfolger ihn bis 1813 niederschlagen lässt. Als sich die Serben zwei Jahre später erneut erheben, räumt ihnen der Sultan Autonomierechte ein, billigt ihnen schließlich sogar einen eigenen Herrscher zu: 1830 erkennt er das Fürstentum Serbien als weitgehend selbstständigen Staat innerhalb seines Reiches an.

1827

20. Oktober. In der Bucht von Navarino an der südwestlichen Peloponnes zerstören Kriegsschiffe der Verbündeten Großbritannien, Russland und Frankreich die osmanische Flotte. Sie greifen damit in einen seit 1821 schwelenden Konflikt zwischen dem Osmanischen Reich und Aufständ-

Neuordnung der politischen Verhältnisse auf dem Balkan entscheiden soll. Denn vor allem Großbritannien und Österreich-Ungarn sehen im Vertrag von San Stefano eine bedenkliche Machtverschiebung zugunsten Russlands. Durch Beschluss der Großmächte erlangen Serbien, Montenegro und Rumänien die volle Unabhängigkeit. Der gerade erst von Russland ins Leben gerufene bulgarische Staat wird aufgeteilt in ein weitgehend selbstständiges Fürstentum und die autonome osmanische Provinz Ostrumelien (in etwa das heutige Südbulgarien). Das in San Stefano ebenfalls Bulgarien zugeschlagene Makedonien untersteht nun wieder der regulären Herrschaft des Sultans. Bosnien und die Herzegowina bleiben nominell osmanische Gebiete, werden jedoch von Österreich-Ungarn besetzt.

1885

Mit einem unblutigen Staatsstreich gegen die osmanische Herrschaft setzen bulgarische Offiziere die Vereinigung von Ostrumelien mit dem Fürstentum Bulgarien durch. Ein Ausgreifen der bulgarischen Expansion auf Makedonien wird jedoch durch den Druck der Großmächte und eine militärische Intervention Serbiens verhindert.

1908

5. Oktober. Österreich-Ungarn nutzt den Ausbruch einer Revolution im Osmanischen Reich, um Bosnien und die Herzegowina auch formal zu annektieren: Ein klarer Bruch des Berliner Vertrages, der vor allem in Serbien heftige Pro-



1946 *Hellas bebt*

NACH DEM ENDE des Weltenbrands beginnt in Griechenland ein Bürgerkrieg: Antifaschistische Partisanen stehen gegen Monarchisten, die mit britischer und US-amerikanischer Hilfe schließlich triumphieren (gefangen genommene Rebellinnen, 1948)

NICOLAE CEAUȘESCU – hier mit Sowjetführer Leonid Breschnew – wird 1965 Machthaber in Rumänien. Wie auch andere Kommunisten auf dem Balkan wählt er einen distanzierten Kurs gegenüber Moskau

1965 *Aufstieg eines Diktators*



teste auslöst. Unterstützung erhält es von Russland. Ein Krieg droht. Doch auf Druck des mit Österreich-Ungarn verbündeten Deutschlands beugt sich Sankt Petersburg. Das dadurch isolierte Belgrad muss ebenfalls einlenken.

1912

Griechenland, Bulgarien, Serbien und Montenegro verbünden sich und erklären im Oktober dem osmanischen Sultan den Krieg. Innerhalb weniger Wochen entreißen sie diesem fast alle seine verbliebenen europäischen Gebiete. Doch auf den Sieg der Koalition folgt schon im Juni 1913 der zweite Balkankrieg: Bulgarien kämpft nun gegen die einstigen Alliierten um Makedonien. Nach der Niederlage Bulgariens im August teilen die Sieger Serbien und Griechenland den Großteil der Region untereinander auf.

1914

28. Juni. In Sarajevo erschießt der bosnisch-serbische Student Gavrilo Princip den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand. Ziel des Attentäters ist das Ende der Herrschaft Wiens über Bosnien und die Herzegowina und die Vereinigung aller Südslawen unter serbischer Führung. Österreich macht Serbien für den Mord verantwortlich und erklärt ihm am 28. Juli den Krieg. Mit den folgenden Kriegeintritten der jeweils Verbündeten weitet sich der Konflikt zum Weltkrieg.

1918

1. Dezember. Der serbische Kronprinz Alexander ruft das

„Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“ aus. Serbien gehört zu den Siegern des im Monat zuvor beendeten Ersten Weltkriegs, auf der Verliererseite steht dagegen der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn, der nun zerbricht. Dessen Territorien mit überwiegend südslawischer Bevölkerung schließen sich mit den Königreichen Serbien und Montenegro zu dem neuen Staat zusammen, einer parlamentarischen Monarchie unter der bislang in Serbien amtierenden Dynastie. Vor allem Kroaten und Slowenen fürchten, Italien könnte nach ihren Territorien greifen, erklären sich auch deshalb zur Vereinigung mit Serbien bereit.

1929

6. Januar. König Alexander I. entlässt das Parlament in Belgrad und reißt diktatorische Vollmachten an sich. Dem Land gibt er nun auch formell die Bezeichnung „Jugoslawien“ („Südslawien“), die zuvor schon inoffiziell benutzt wurde. Vorangegangen sind tiefgreifende Konflikte: Serben dominieren in dem zentralistisch organisierten Königreich Regierung, Verwaltung und Militär, vor allem viele Kroaten fordern weitgehende Autonomie. Der Streit gipfelte in der Ermordung kroatischer Abgeordneter im Parlament, die folgende Krise nutzt Alexander als Vorwand, um seine Macht zu mehren. Auch in Albanien, Bulgarien und Rumänien werden in diesen Jahren sogenannte Königsdiktaturen errichtet.

1940

28. Oktober. Truppen des faschistischen Italien fallen in

Griechenland ein. Es sind die ersten schweren Kämpfe auf dem Balkan im seit gut einem Jahr tobenden Zweiten Weltkrieg. Bald darauf drängen die Griechen die Invasoren in das bereits im April 1939 von Italien besetzte Albanien zurück.

1941

6. April. Um eine Niederlage seines Bündnispartners Italien abzuwenden und den Zugriff auf Südosteuropa sicherzustellen, lässt der Diktator des nationalsozialistischen Deutschlands, Adolf Hitler, knapp 700 000 Wehrmachtssoldaten auf dem Balkan einmarschieren. Jugoslawien kapituliert nach weniger als zwei Wochen, bis zum Sommer steht der gesamte Balkan unter Kontrolle Deutschlands und seiner Verbündeten. Bald jedoch bilden sich Widerstandsgruppen. Die von den Kommunisten organisierten Partisanen in Jugoslawien führt Josip Broz an, der den Kampfnamen „Tito“ führt.

10. April. In Zagreb wird der „Unabhängige Staat Kroatien“ ausgerufen. Die deutschen und italienischen Besatzungsmächte haben den Vasallenstaat aus Teilen des von ihnen zerschlagenen Jugoslawien geformt, darunter fast das gesamte heutige Kroatien sowie Bosnien und Herzegowina. Die Staatsführung überlassen die Besatzer der kroatischen faschistischen Organisation Ustaša („Aufständischer“). Ihre Milizen ermorden in der Folgezeit mehrere Hunderttausend Serben sowie Zehntausende Juden und Roma, viele im südöstlich von Zagreb errichteten Konzentrationslager Jasenovac.

1944

Oktober. In der Stadt Berat tritt eine provisorische albanische Regierung unter Enver Hoxha, Generalsekretär der Kommunistischen Partei Albaniens, zusammen. In den Monaten zuvor haben kommunistische Partisanen unter Hoxhas Führung mit Hilfe der Alliierten und der Kämpfer Titos die Wehrmacht zum Rückzug aus Albanien gedrängt und sich gegen konkurrierende Widerstandsgruppen durchgesetzt. Im Mai 1945 endet der Zweite Weltkrieg in Europa mit der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht. Der ebenso nationalistische wie kommunistische Hoxha führt Albanien in den Folgejahren immer weiter in die Isolation, während er im Inneren ein totalitäres Regime etabliert.

1945

29. November. Die „Föderative Volksrepublik Jugoslawien“ mit Tito als Ministerpräsident wird proklamiert. Um Streit zwischen den Volksgruppen zu vermeiden, konstituiert er den neuen sozialistischen Staat als Föderation aus den Teilrepubliken Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Serbien, Montenegro und Mazedonien sowie den formal zu Serbien gehörenden autonomen Provinzen Kosovo und Vojvodina.

1948

Titos selbstbewusstes Vorgehen führt zum Bruch mit Josef Stalin, dem diktatorischen Machthaber der Sowjetunion: Am 28. Juni lässt Stalin die Kommunistische Partei Jugoslawiens aus dem „Kominform“ ausschließen, einem von der

Sowjetführung dominierten Zusammenschluss kommunistischer Parteien. Eng an der Seite Moskaus bleiben hingegen (neben Albanien) die Regime, die Stalin nach dem Krieg in Bulgarien und Rumänien installiert. Als einziger Balkanstaat tritt Griechenland dem westlichen Bündnissystem bei, nachdem sich die von Großbritannien und den USA unterstützte monarchistische Regierung in einem jahrelangen Bürgerkrieg gegen linksgerichtete Partisanen durchgesetzt hat.

1965

In Rumänien rückt Nicolae Ceaușescu an die Spitze der Kommunistischen Partei auf, Ende 1967 übernimmt er auch den Vorsitz des Staates und wird damit Staatsoberhaupt. Für seine nationalistische Politik, die auf wachsende Unabhängigkeit von der Sowjetunion zielt, erhält Ceaușescu zunächst breite Zustimmung in der Bevölkerung. Sein zunehmend autoritärer Regierungsstil und ein bis ins Absurde gesteigerter Personenkult stoßen jedoch auf Widerstand, den der Geheimdienst Securitate erbarmungslos unterdrückt.

1973

In seiner Residenz auf der kroatischen Inselgruppe Brijuni empfängt Tito den deutschen Bundeskanzler Willy Brandt. Im Kalten Krieg zwischen dem kommunistischen „Ostblock“ unter Kontrolle der Sowjetunion und dem von den USA dominierten Westen nimmt Tito eine Mittlerrolle ein. Maßgeblich auf sein Betreiben hin wird 1961 in Belgrad die Bewe-



1980 Tod des Übervaters

VON 1945 AN hat Josip Broz, genannt Tito, den Vielvölkerstaat Jugoslawien nicht zuletzt durch sein Charisma zusammengehalten. Das Ableben des Präsidenten 1980 wird tief betrauert (oben) – und leitet den Zerfall ein

BEI DER 600-JAHR-FEIER der Schlacht auf dem Amselfeld im Sommer 1989 (unten) heizt Präsident Slobodan Milošević mit einer Rede den serbischen Nationalismus an. Die Spannungen nehmen zu

1989 Die Brandstifter



gung der Blockfreien Staaten gegründet. Anders als die Regierungen in den Moskau-treuen sozialistischen Staaten lässt Tito begrenzt privatwirtschaftliche Initiativen und Freiheiten in Kultur und Wissenschaft zu.

1980

4. Mai. Josip Broz Tito stirbt im slowenischen Ljubljana. Nach dem Tod des Staatsgründers treten die inneren Konflikte Jugoslawiens, das zusätzlich unter einer Wirtschaftskrise leidet, bald wieder deutlich zutage. Slowenien und Kroatien fordern mehr Kompetenzen für die Teilrepubliken; Serbiens Führung in Belgrad, die zudem die Jugoslawische Volksarmee kontrolliert, fürchtet dagegen erneut um ihre dominierende Stellung. Zudem sieht es die nationale Einheit der Serben in Gefahr, von denen rund ein Viertel in anderen Teilrepubliken lebt.

1986

Slobodan Milošević wird zum Vorsitzenden des Bundes der Kommunisten Serbiens gewählt. In den Folgejahren nutzt er die zunehmend aggressive nationalistische Stimmung unter den Serben, um seine Popularität und die Macht Belgrads zu mehren. So nährt er in einem öffentlichen Auftritt in Pristina die Befürchtung, die albanische Mehrheitsbevölkerung im Kosovo könnte die serbische Minderheit dort vertreiben. In beiden autonomen Provinzen Kosovo und Vojvodina inszeniert er „antibürokratische“ Massenproteste und erreicht so den Sturz der politischen Führungen, die er durch eigene Parteigänger ersetzt.

1989

23. März. Auf massiven Druck der vom Milošević-Lager dominierten serbischen Regierung stimmt das Parlament der Provinz Kosovo Verfassungsänderungen zu, die ihren Autonomiestatus aufheben. Im Mai bestimmt das serbische Parlament Milošević zum Präsidenten der Teilrepublik Serbien. Der schürt den serbischen Nationalismus weiter, als er zum 600. Jahrestag der Amselfeldschlacht die Rückkehr des serbischen Volkes zu früherer Größe beschwört. Auch in Kroatien und Slowenien setzen Politiker auf nationalistische Rhetorik und tragen so zur Zerstörung der ohnehin brüchigen Einheit Jugoslawiens bei.

25. Dezember. Ein Militärgericht verurteilt den kurz zuvor entmachteten rumänischen Diktator Nicolae Ceaușescu zum Tode, das Urteil wird sofort vollstreckt. In den Tagen zuvor waren Massenproteste gegen das Regime Ceaușescus ausgebrochen. Auch die kommunistische Führung in Bulgarien muss zurücktreten, in Albanien bricht die kommunistische Herrschaft bald ebenfalls zusammen.

1991

25. Juni. Die Teilrepubliken Slowenien und Kroatien erklären ihre Unabhängigkeit vom jugoslawischen Gesamtstaat. In Slowenien endet ein kurzer Krieg nach wenigen Tagen mit der faktischen Durchsetzung der Unabhängigkeit. In Kroatien dagegen, wo rund 600 000 Serben leben, kommt es zu einem gut vier Jahre währenden Krieg, in dem

Trotz zahlreicher Schutzzonen werden grausame MASSAKER verübt

Streitkräfte der Jugoslawischen Volksarmee (die sich 1992 aus Kroatien zurückzieht) und Milizen kroatischer Serben letztlich vergeblich versuchen, die Abspaltung der Teilrepublik zu verhindern.

1992

3. März. Nach Slowenien, Kroatien und Mazedonien erklärt auch die Teilrepublik Bosnien-Herzegowina ihre Unabhängigkeit. Die bosnischen Serben hatten dort bereits im Januar die „Serbische Republik Bosnien und Herzegowina“ (später „Republika Srpska“) ausgerufen, die sich im April ebenfalls für unabhängig erklärt. Am 5. April beginnen Truppen bosnischer Serben mit der Belagerung der Hauptstadt Sarajevo (die erst fast vier Jahre später,

am 29. Februar 1996, offiziell beendet wird). Im nun ausbrechenden Bosnienkonflikt, dem längsten und blutigsten der Jugoslawienkriege, kämpfen bosnische Kroaten und Muslime gegen die Serben, die massive Unterstützung von der jugoslawischen Armee erhalten, zeitweise aber auch gegeneinander.

1995

11. Juli. Truppen der bosnischen Serben erobern die Stadt Srebrenica und ermorden in den darauffolgenden Tagen Tausende Muslime. Mehr als 8000 Menschen, fast ausschließlich Männer und Jungen, sterben bei diesem schwersten Kriegsverbrechen in Europa seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs – obwohl dort niederländische UN-Friedenstruppen stationiert sind. Bereits 1993 hatte der UN-Sicherheitsrat Srebrenica und fünf weitere Städte samt Umgebung zu Schutzzonen erklärt.

14. Dezember. In Paris unterzeichnen die Staatschefs von Kroatien und Bosnien-Herzegowina sowie der serbische Präsident Milošević ein Abkommen, das den Konflikt um Bosnien-Herzegowina beenden soll. Die auf Druck der USA zustande gekommene und zuvor bei Dayton in Ohio ausgehandelte Vereinbarung sieht vor, dass der Staat künftig aus zwei etwa gleich großen Teilen besteht: der „Republika Srpska“ und der 1994 gegründeten „Bosniakisch-Kroatischen Föderation“, in der sich Muslime und Kroaten in einem komplizierten politischen System die Macht teilen.

1998

28. Februar. Rebellen der albanischen „Befreiungsarmee des Kosovo“ (UÇK) ermorden vier serbische Soldaten. Daraufhin verlegt die serbische Regierung 40 000 Mann ins Kosovo. Die albanischen Einwohner stellen dort inzwischen rund 90 Prozent der Bevölkerung, Behörden und Polizeiapparat werden jedoch von Serben geleitet. 1996 begann die UÇK mit einer Anschlagsserie, nun töten die von Belgrad entsandten Soldaten echte oder vermeintliche UÇK-Anhänger, zerstören Städte und stecken Dörfer in Brand. Aber auch UÇK-Kämpfer misshandeln und ermorden Serben, Roma sowie angebliche Kollaborateure.

1999

24. März. Nato-Luftstreitkräfte attackieren militärische Ziele in Serbien und greifen damit in den Kosovo-Konflikt ein. Der ohne UN-Mandat geführte Angriff, an dem sich auch Deutschland beteiligt, gilt vielen Beobachtern als Verstoß gegen das Völkerrecht, führt aber letztlich zum Ziel: Anfang Juni 1999 muss Serbiens Präsident Milošević einen Friedensplan akzeptieren, der eine Übergangsverwaltung der UN für das Kosovo vorsieht.

2000

5. Oktober. Nach Massendemonstrationen in Belgrad und anderen serbischen Städten muss Präsident Milošević den Wahlsieg seines Konkurrenten Vojislav Koštunica anerkennen. Im Folgejahr liefert die neue Regierung Milošević nach Den Haag aus, wo er sich vor einem eigens für die



1991 *Balkan in Flammen*

ALS SICH MEHRERE Teilrepubliken lossagen, entbrennen Kämpfe zwischen ihnen und dem serbisch dominierten Rest-Jugoslawien. Auch die kroatische Hafenstadt Dubrovnik samt ihrer historischen Altstadt wird belagert und beschossen

KAUM EINEN ORT zeichnet der Krieg so stark wie die bosnisch-herzegowinische Kapitale Sarajevo. Zwei UN-Soldaten beobachten Hochhausruinen, die als Scharfschützen-Nester berüchtigt sind

1994 *Verheertes Land*





1999 Bomben für Frieden

LUFTSCHLÄGE der Nato haben einen Panzer der serbisch-jugoslawischen Truppen im Kosovo zerstört. Das westliche Militärbündnis hatte nach brutalen Konflikten um die Unabhängigkeit der Provinz interveniert

IM JAHR 2013 kündigt das Hissen der Europaflagge von Kroatiens Beitritt zur EU. Fünf Länder des Balkans sind damit Teil der Staatengemeinschaft, Ausdruck einer insgesamt beruhigten Lage in der Region

2013 Neue Stabilität



Aufarbeitung der Verbrechen in den Jugoslawienkriegen eingerichtet Internationalen Strafgerichtshof wegen Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Völkermord verantworten muss – unter anderem wegen des Massakers von Srebrenica. Er stirbt 2006, während des laufenden Verfahrens, in seiner Zelle in Den Haag.

2004

Als erster der ehemals sozialistischen Staaten Südosteuropas tritt Slowenien der Europäischen Union bei. Bis 2013 werden auch Bulgarien, Rumänien und Kroatien EU-Mitglieder.

2006

3. Juni. Montenegro erklärt seine Unabhängigkeit. Damit trennen sich auch die letzten zwei Teilrepubliken des ehemaligen Jugoslawien. 2008 erklärt sich zudem die Provinz Kosovo für unabhängig. Mehr als 100 Staaten erkennen heute die Unabhängigkeit an, darunter Deutschland. Serbien dagegen streitet die Existenz eines eigenständigen Kosovo ab.

2019

11. Januar. Das mazedonische Parlament stimmt einer Verfassungsänderung zu, die den 1991 aus dem Zerfall Jugoslawiens hervorgegangenen Staat in „Republik Nordmazedonien“ umbenennt. Es kommt zu einem Kompromiss mit Griechenland, das den bisherigen Namen abgelehnt hatte. Athen erklärt im Gegenzug, nicht länger die Aufnahme des Nachbarstaates in die Nato und die EU zu blockieren. ♦



Fehlt hier das
GEO **EPOCHE** LESEZEICHEN?

Schreiben Sie an:
briefe@geo-epoche.de

Nicht weniger als ein »Archiv des Planeten« will der französische Bankier Albert Kahn anlegen und schickt deshalb 1912/13 ein Fotografenteam nach Südosteuropa. Auf der Insel Korfu machen Jean Brunhes und Auguste Léon diese Aufnahme dreier einheimischer Frauen. Mit der damals noch revolutionären Farbfotografie fangen sie auch deren bunten Gewänder ein

1821

Laskarina Bouboulina

WIE DIE SEEHELDIN
aussah, darüber gehen
die Meinungen aus-
einander. Manche
Zeitgenossen beschrei-
ben Bouboulina als
raubeinige Amazone,
dieses posthume
Porträt stellt sie dage-
gen als vornehme
Dame dar



Dies ist *ihr* Schiff. In einem Land, in dem sich viele Frauen vor fremden Blicken verstecken müssen, steht Laskarina Bouboulina im Hafen der Insel Spetses für jeden sichtbar an Deck. An diesem 13. März 1821 nähert sich endlich jener Moment, auf den die Griechin jahrelang gewartet hat. Am Hauptmast der „Agamemnon“, eines 33 Meter langen, mit 18 Kanonen bestückten Seglers, lässt sie zum ersten Mal ihre neue Fahne hissen. Auf blauem Tuch mit rotem Saum ist dort ein Adler mit gesenkten Flügeln zu sehen – ein Symbol für die osmanische Fremdherrschaft, die Griechenland schon seit Jahrhunderten erdulden muss. Doch in seinen Fängen hält der Vogel einen Phönix. So wie dieses Fabelwesen soll auch Hellas wiederaufstehen. Und Bouboulinas Flotte soll dabei helfen, die ersehnte Freiheit zu erkämpfen.

Wohl ganz bewusst hat die 49-jährige Witwe ihr Flaggschiff nach jenem legendären griechischen König benannt, der dem Dichter Homer zufolge einst nach Osten gesegelt sein soll, um Troja zu erobern. Wenige Tage noch, dann wird auch Laskarina Bouboulina losschlagen. Nur dass sie nichts erobern, sondern ihre Heimat befreien will.

Die Kapitänin wurde zur Rebellin geboren. Das Licht der Welt erblickte sie am 11. Mai 1771 in einem Kerker in Konstantinopel. Ihre hochschwangere Mutter besuchte dort gerade ihren sterbenden Vater, der sich an einer gescheiterten Revolte gegen den osmanischen Sultan beteiligt hatte, als die Wehen einsetzten. Vier Jahre später heiratete Bouboulinas Mutter erneut und zog mit ihrem Mann, einem Kapitän, nach Spetses, rund 90 Kilometer südwestlich von Athen. Dort wurde das Mädchen von Privatlehrern unterrichtet und las die Schriften der Aufklärung. Revolutionäres Gedankengut, das in Griechenland auf fruchtbaren Boden fällt. Besonders in der Händlerelite, die aus dem Ausland Geld und neue Ideen mitbrachte, wuchs die Begeisterung für die nationale Sache.

Mit 17 Jahren heiratete Bouboulina einen Kapitän. Das Paar bekam drei Kinder, dann ertrank ihr Mann im Kampf gegen nordafrikanische Piraten. Im Jahr 1811 kehrte auch ihr zweiter Gatte von einer Seereise nicht zurück.

Als Witwe eines Händlers und Reeders genießt sie seither enorme Privilegien. Ein Sonderfall in der konservativen

Gesellschaft jener Zeit. Bouboulina darf über die Flotte ihres verstorbenen Mannes verfügen – und über ein Vermögen, das sie durch kluge Entscheidungen bald weiter vermehrt.

Vor allem aber nimmt sie wohl Kontakt mit der Geheimgesellschaft Filiki Eteria auf. Den „Freundesbund“ haben nationalbewegte griechische Kaufleute 1814 im fernen Odessa gegründet, um einen Aufstand in ihrer Heimat vorzubereiten. Bouboulina beschafft Waffen und Munition. 1820 beginnt sie mit dem Bau der „Agamemnon“.

Als sie ein gutes Jahr später ihr Banner hisst, hat sie vier Kriegsschiffe und eine kleine Privatarmee unter ihrem Kommando. Zwölf Tage später bricht die Rebellion los.

Mit Erfolg. Auf dem griechischen Festland können die Griechen die Osmanen mit Unterstützung von Bouboulinas Flotte rasch zurückdrängen. Während der Belagerung der Seefestung Nafplio auf der Peloponnes 1821/1822 kämpft die Rebellin in vorderster Linie. Ganz Europa kennt bald den Namen der unerschrockenen Kriegerin. Deutsche Dichter, die sich für alles Griechische begeistern, besingen sie. Ein Roman mit Bouboulina als Heldin erscheint.

Dann aber wendet sich ihr Glück. Die Fronten verhärten sich, keine Seite kann der anderen den entscheidenden Stoß versetzen.

Zumal die Griechen – auch im Innern noch keine geeinte Nation – sich zusehends zerstreiten. Im Frühjahr 1825 landen osmanische Verstärkungen auf der Peloponnes. Der Aufstand droht zu scheitern. Wenig später wird Bouboulina erschossen. Doch es ist nicht die Kugel eines Türken, die sie tötet. Ein aufgebrachter junger Grieche, der um die Ehre seiner Schwester und damit seiner ganzen Familie fürchtet, feuerte auf sie. Eine Fehde, ausgelöst durch die Begierden eines ihrer Söhne, kostet die Kapitänin das Leben.

Die Griechen erringen letztlich 1830 doch noch die Unabhängigkeit. Allerdings nur dank des militärischen Eingreifens der Briten, Franzosen und Russen. Und so besteigt auch kein Landsmann den griechischen Thron. Der neue König heißt Otto I., ein Prinz aus Bayern. Die Herrschaft der Wittelsbacher bleibt ein flüchtiges Zwischenspiel, die Erinnerung an die kämpferische Bouboulina indes wird bis heute wachgehalten. Im Jahr 2018 wird sie offiziell befördert – von der Kapitänin zur Admiralin der griechischen Marine. ♦

DER KAMPF DER KAPITÄNIN

Als sich 1821 auch die Griechen gegen die osmanische Herrschaft erheben, streitet die Reederwitwe Laskarina Bouboulina in vorderster Reihe. Dank ihrer Flotte gelingen den Rebellen schnell erste Erfolge – doch dann wendet sich das Blatt

TEXT: Joachim Telgenbüscher

1912/13

Balkankriege

TÜRKISCHE SOLDATEN bei ihrem Abtransport an die Front. 1912 wird das Osmanische Reich von mehreren Balkanstaaten gleichzeitig angegriffen, die dem Sultan seine verbliebenen europäischen Gebiete entreißen wollen

DIE



KRIEGE VOR DEM

KRIEG

Mit Erfolg haben die Freiheitsbewegungen des 19. Jahrhunderts unabhängige Staaten auf dem Balkan erstritten, doch unter den jungen Nationen wuchert die Konkurrenz, der rücksichtslose Wille nach Größe. Die alten Imperien, von eigenen Interessen in der Region getrieben, verschärfen die Lage – bis 1912/13 in kurzer Folge zwei heftige Konflikte ausbrechen: Waffengänge neuer und besonders brutaler Art, die zu Vorboten des Weltkriegs werden



NEBEN BULGARISCHEN Kämpfern – hier bei Adrianopel, dem heutigen Edirne im europäischen Teil der Türkei – stoßen Truppen aus Griechenland, Serbien und Montenegro im Oktober 1912 auf das Territorium der Osmanen vor

DIE ESKALATION beginnt, als das lange schwächelnde Osmanische Reich kurz nach 1900 wieder zu erstarken scheint: Wien erhöht daraufhin die Präsenz auf dem Balkan, was wiederum Russland zur Reaktion veranlasst (Kundgebung in Konstantinopel)

TEXT: *Mathias Mesenhöller*

Belgrad, Dezember 1912. Ein russischer Journalist, 33 Jahre alt, Kneifer, volles, dunkles Haar, soll über den jüngsten Krieg berichten, der den Balkan erschüttert – aber so sehr er sich auch bemüht, er bekommt keinen Passierschein für die Front. Nur offizielle Siegesnachrichten. Während zugleich dunkle Gerüchte umgehen von brutaler Gewalt der auf osmanisches Gebiet vorrückenden Truppen gegen Zivilisten, sitzt er in der serbischen Hauptstadt fest. Endlich findet er zumindest einen Augenzeugen, der ihm Auskunft gibt.

Der Gewährsmann berichtet von Landschaften voll brennender Höfe, von ganzen Dörfern, die als gigantische Feuerssäulen in den Nachthimmel stiegen. Im gemischt besiedelten makedonischen Skopje seien die serbischen Eroberer Nacht für Nacht in die Häuser muslimischer Türken und Albaner eingedrungen, um zu plündern und zu morden; eines Morgens lagen unter einer Flussbrücke Berge enthaupteter Leichen. Bauern folgten der Armee durch das verheerte Land, raubten Vieh und alles von Wert, töteten wahllos Einheimische. Ebenso wie die Soldaten erzählten sie ungerührt oder stolz von ihren Taten. Ein Korporal rechnete es sich schon als ehrenvoll an, keine Kinder unter zwölf Jahren umzubringen. Der Zeuge sah vier Soldaten, die mit vorgehaltenem Bajonett zwei junge Albaner zwangen, immer wieder niederzuknien und aufzuspringen. Schließlich setzte einer der Serben, ein betrunkenener Unteroffizier, den Jungen seinen Dolch an die Kehle – und küsste sie. Wie ein Kater mit Mäusen spielt, die er am Ende ohnehin töten wird, sagt der Gewährsmann.

Fieberhaft schreibt der Journalist mit. Blickt schauernd hinter den Schleier der Siegesmeldungen. In die Hölle eines Krieges, der binnen Wochen einen ehemaligen Kellner, einen Bekannten seines Zeugen, in einen Mann verwandelt, der Verwundete abschlachtet, Unschuldige vor den Augen ihrer Familie niedermacht.

Seit rund zwei Monaten tobt dieser Krieg. Montenegro, Serbien, Bulgarien und Griechenland greifen das Osmanische Reich an, um dessen letzte Besitzungen in Europa untereinander aufzuteilen: einen gut 700 Kilometer langen, unterschiedlich breiten Streifen aus sechs Provinzen, der sich vom späteren Albanien an der Adria bis hin zur Landschaft Thrakien am Schwarzen Meer erstreckt. Es ist längst ein Krieg neuen Typs: ein industrialisiertes, massenhaftes Töten, das zudem nicht allein auf Sieg und Herrschaft abzielt. Sondern



darauf, ganze Landstriche von bestimmten Bewohnern zu „säubern“. Denn die Eroberer wollen ihren jeweiligen Nationalstaat vergrößern, die Minderheiten darin indes möglichst klein halten. Zugleich ist es ein Krieg, der das Gleichgewicht der europäischen Großmächte berührt. Der droht, den gesamten Kontinent in Brand zu setzen. Ein potenzieller Weltkrieg.

Entsprechend viele internationale Beobachter reisen in die betroffenen Hauptstädte und Stabsquartiere. Darunter der junge Russe mit dem Kneifer, ein radikaler Sozialist und Exilant: Leo Trotzki. Anders als viele Korrespondenten weigert er sich, Partei zu ergreifen – außer gegen den Krieg insgesamt. Er hält ihn für sinnlos, eine blutige Katastrophe, geboren aus den Kalkülen der Mächtigen und ideologischer Verblendung.

Die Vorgeschichte der Kämpfe, die 1912 ausbrechen, setzt im 18. Jahrhundert ein. Damals begann das Osmanische Reich zu verknöchern, blieb militärisch und wirtschaftlich hinter den Mächten Europas zurück. Vor allem Russland zog daraus Nutzen, eroberte die Krim und weitere osmanisch



DER SOZIALISTISCHE Vordenker und Revolutionär Leo Trotzki berichtet für russische Zeitungen als Korrespondent vom Krieg. Und schaut hinter die Triumphpropaganda: auf heillose Machtpolitik und das Grauen an der Front

MOSKAU SCHMIEDET ein Bündnis unter den Balkanstaaten – hier symbolisiert durch vier Soldaten in jeweiliger Nationaltracht –, doch die Koalition wendet sich nicht, wie vom Zaren beabsichtigt, gegen Österreich-Ungarn, sondern gegen die Osmanen (im Bild hinten)



IN LANGEN TRECKS befördern bulgarische Einheiten Waffen ins Kampfgebiet. Neuartige Artillerie, Flugzeuge und anderes modernes Gerät verändern die Kriegführung. Sie wird technischer – und tödlicher



beherrschte Territorien am Schwarzen Meer. Bald rief diese Expansion das Misstrauen der anderen Großmächte hervor und verband sich mit nationalen Unabhängigkeitsbewegungen zur „Orientalischen Frage“. So nannten Diplomaten wohl erstmals um 1815 das Ringen darum, wer im Nahen Osten, in Nordafrika, vor allem aber auf dem Balkan das osmanische Imperium beerben sollte. Der Streit wurde zum brisantesten politischen Problem der europäischen Außenpolitik im 19. Jahrhundert.

1877 führte Russland erneut Krieg gegen den Sultan – und konnte fast bis Konstantinopel vordringen. Aus dieser Position der Stärke setzten die Diplomaten des Zaren in San Stefano am Marmarameer einen Frieden durch, der Sankt Petersburg indirekt die Vormacht auf dem Balkan verschaffte: Sie erzwangen die Gründung eines bulgarischen Staates, der weite Teile der Halbinsel umfasste, darunter fast ganz Makedonien. Offiziell ein Vasall der Osmanen, war dieses Großbulgarien in Wahrheit ein Staat von Russlands Gnaden.

Allerdings rief der Frieden von San Stefano abermals die übrigen Mächte auf den Plan. 1878 versammelten sich Vertreter Russlands, Österreich-Ungarns, Großbritanniens, Frankreichs sowie Italiens auf Einladung des deutschen Reichskanzlers Otto von Bismarck zu einem Kongress in Berlin. Ihrer Mehrheit ging es darum, das übermächtig gewordene Russland einzudämmen; Bismarck strebte zudem strategischen Einfluss

in Konstantinopel an, nicht zuletzt eine Öffnung für die deutsche Exportwirtschaft. Da er jedoch keine direkten Machtansprüche erhob, vermochte er Deutschland als „ehrlichen Makler“ zwischen den Parteien darzustellen. Das Ergebnis war eine Reihe komplizierter Kompromisse, die wesentliche Teile der russisch-osmanischen Vereinbarungen revidierten.

Österreich erhielt das Recht zugesprochen, ein Bosnien und die Herzegowina umfassendes osmanisches Gebiet zu besetzen. Russland verleihte sich ein weiteres Stück Schwarzküste nördlich der Donaumündung ein. Serbien, Vorreiter der Nationalbewegungen und seit Jahrzehnten bereits weitgehend autonom, erlangte die volle Souveränität. Ähnlich verhielt es sich mit dem Fürstentum Rumänien, und auch Montenegro an der Adria, klein, arm und so malerisch wie kriegerrisch, wurde nun unabhängig. Das gerade erst geschaffene Bulgarien blieb erhalten, wurde aber auf zwei Fünftel seiner vorgesehenen Größe zurückgestutzt. Gänzlich unerfüllt blieben die Autonomiewünsche der im Südwesten der Halbinsel siedelnden nichtslawischen, überwiegend muslimischen Albanen.

Vier neue, weitgehend souveräne Länder, zwei vergrößerte Imperien – und doch nur Verlierer. Insbesondere die Bulgaren fühlten sich schlecht weggekommen, weil ihr neuer Staat nun deutlich kleiner ausgefallen war als erhofft. Serbien sah mit der österreichischen Besetzung Bosniens und der Herzegowina

EIN ZENTRALES Angriffsziel der Balkanstaaten ist die osmanisch beherrschte Region Makedonien im Herzen des Balkans, zu der auch die Stadt Skopje gehört. Hier ziehen Truppen aus Serbien im Oktober 1912 in den eroberten Ort ein

SERBISCHE SOLDATEN inspizieren in Skopje Gewehre, die sie bei der Einnahme der Stadt von den Osmanen erbeutet haben. Die Eroberer gehen rücksichtslos vor, misshandeln, getrieben von nationalem und religiösem Eifer, muslimische Bewohner



eigene Ansprüche dort blockiert. Selbst das mit der Unabhängigkeit stark vergrößerte Montenegro hegte noch Gebietswünsche, im Süden verlangte Griechenland weitere Provinzen, im Norden begehrte Rumänien einen Teil des neuen Bulgariens.

Fast alle diese Forderungskataloge überschneiden sich: Die Träume der verschiedenen nationalen Befreiungsbewegungen, jeweils alle vermeintlichen Stammesbrüder in „Großserbien“, „Großbulgarien“, „Großrumänien“ oder „Großgriechenland“ zu vereinen, schlossen sich gegenseitig aus. Und für viele, die rumänischen Juden etwa, die Albaner, die ansässig gewordenen Türken, war in gar keinem dieser Träume Platz.

Zu einem Herd fortwährender Unruhen wird bald Makedonien, das Kerngebiet des verbliebenen osmanischen Besitzes. Die nach einem antiken Königreich benannte Region übergreift mehrere osmanische Provinzen, ist ethnisch ein Flickenteppich. Hier konkurrieren bewaffnete Banden, die teils von der serbischen, bulgarischen, griechischen oder rumänischen Regierung unterstützt werden. Sie verüben Anschläge auf Vertreter der osmanischen Obrigkeit, bekämpfen sich aber ebenso untereinander mit Fememorden, in Feuergefechten. Ihr Kleinkrieg terrorisiert die Menschen und zwingt vielfach unpolitische Bauern, sich zu der einen oder anderen Nation zu bekennen. Nicht selten schafft der Nationalismus so erst die Volksgruppen, in deren Namen er zu handeln vorgibt.

Nicht zuletzt wird der nationale Gedanke auch unter der türkischen Elite im osmanischen Vielvölkerreich zur treibenden Ideologie. Beamte, Offiziere und Intellektuelle fordern ein moderneres, türkischeres Imperium. 1908 putschen diese „Jungtürken“ gegen den Sultan und leiten Reformen ein, die den Staat stärken und stabilisieren sollen. Doch noch bevor der neue Kurs greifen kann, löst er eine internationale Krise aus.

Um einem Erstarken Konstantinopels zuvorzukommen, verleiht sich Österreich-Ungarn das bisher offiziell nur verwaltete Bosnien und die Herzegowina auch formal ein. Daraufhin kommt es zu wütenden Protesten in Serbien, das selbst Anspruch auf die Provinzen erhebt. Vor allem aber fürchtet Russland eine Schwächung seiner Position.

Schon seit Jahrzehnten setzen in Petersburg Geschichtsphilosophen und Machtpolitiker auf einen aggressiven „Panslawismus“: eine Bruderschaft der Slawen unter russischer Führung. Zwar gerät dieses Konzept immer wieder in Konflikt mit dem selbstbewussten Eigenwillen der kleineren „Brüder“. Nun jedoch sehen Politiker und Publizisten Russlands Rolle als Schutzherr grundsätzlich bedroht.

Beide Imperien machen mobil. Krieg liegt in der Luft.

Er bleibt aus, weil Petersburg sich militärisch nicht bereit fühlt und die Annexion letztlich anerkennt. Umso entschlossener fördern russische Diplomaten nun einen Ausgleich zwi-

DIE GEWALT gegen Zivilisten während der Kämpfe auf dem Balkan ist massiv. Immer wieder gibt es regelrechte Massaker, die bewusst einzelne Bevölkerungsgruppen treffen und schwächen sollen (Zeitungsskizze von 1913)



AUF OSMANISCHEM GEBIET leben auch die meist muslimischen Albaner (hier mehrere ihrer Kämpfer), die sich serbischer Angriffe erwehren müssen – zugleich aber selbst nach Unabhängigkeit vom Sultan in Konstantinopel streben



schen den rivalisierenden slawischen „Brudervölkern“ der Bulgaren und Serben. Im März 1912 erreichen sie, dass beide Staaten ein Militärbündnis schließen. Binnen Wochen indes entgleitet den Russen die Kontrolle über den eigentlich gegen Habsburg gerichteten Pakt: Bulgarien gewinnt Griechenland für eine antitürkische Allianz, im Spätsommer kommt Montenegro hinzu. Der Balkanbund, den Russland gegen Österreich zu stiften hoffte, sucht sich ein weicheres Ziel: den Restbesitz des Osmanischen Reiches in Europa.

Nach einer Reihe wilder Scharmützel entlang der Grenzen leiten am 30. September 1912 das Osmanische Reich, Serbien und Bulgarien die allgemeine Mobilmachung ein, einen Tag später folgen Griechenland und Montenegro. Korrespondenten aus halb Europa brechen auf, um über den sich abzeichnenden Krieg zu berichten. Unter ihnen Leo Trotzki.

Trotzki hat sich in der russischen Revolution von 1905 einen Namen als sozialistischer Organisator und Redner gemacht. Nach ihrem Scheitern wurde er zur Strafgefangenschaft nach Sibirien verbannt, konnte indes fliehen und lebt seither in Wien als Journalist und Schriftsteller. Anfang Oktober reist Trotzki im Auftrag verschiedener, meist russischer Zeitungen über Budapest nach Belgrad.

Seine ersten Berichte noch aus Südungarn vermitteln das Bild eines mitunter klischeehaften „Orients“: katholische wie orthodoxe Priester, politisierende Studenten, aus den USA heimkehrende Gastarbeiter mischen ihre Mutter- mit verschiedenen Fremdsprachen, improvisierter Zeichensprache. Trotzki beschreibt Bahnreisende in bunten Westen, türkische Filzkappen, Bastschuhe, „knorrige“ Bauern, die Haut „geschwärzt von Erde und Sonne“, und „Frauen des Ostens, Lasttiere mit Kleinkindern auf dem Arm und großen Säcken auf dem Rücken“. Er ist befremdet vom Treiben in der dritten Klasse, aber zugewandt. Schärfere skizziert er seine Mitreisenden in der ersten und zweiten Klasse: übersättigt und übergewichtig, ein hingebungsvoll seine Nägel feilender ungarischer Offizier, schnaps-trinkende Agrarier, die am Krieg zu verdienen hoffen.

An der serbischen Grenze patrouillieren ältere Landwehrmänner in Lammfellmützen, offenkundig eben von ihren Höfen weg eingezogen. In Belgrad sind die Mietdroschken knapp, Pferde und Gefährte für die Armee beschlagnahmt. Geschäfte, Baustellen, Werkstätten sind verwaist: Mehr als 200 000 Mann befinden sich schon bei der Truppe oder werden erfasst.

Am 8. Oktober erklärt Montenegro dem Osmanischen Reich offiziell den Krieg. Serbien, Bulgarien und Griechenland stellen der Form halber erst noch einmal unerfüllbare Ultimativen, bevor sie am 18. Oktober nachziehen.

IM PRINZIP KÄMPFT JEDER

Am gleichen Tag reist Trotzki weiter nach Sofia. Mit im Zug sind vor allem Soldaten, Krankenschwestern, Militärbeamte, Journalisten. Und im Salonwagen: der serbische Kronprinz und Armeekommandeur Alexander, ein Urenkel des Rebellenführers und Dynastiegründers Djordje Petrović, des „Schwarzen“ (siehe Seite 72). Auf der Straße neben den Gleisen zuckeln Hunderte Ochsenkarren mit Proviant.

In der bulgarischen Hauptstadt empfängt ihn eine saubere, fast kalte Pracht unter heller Sonne. Menschentrauben drängen sich um Plakate, auf denen die Kriegserklärung bekannt gemacht wird. Aufgekratzte Hurra-Rufe, Kavalleristen mit Blüten an der Mütze. Patriotischer Jubel an einer Kirche, als die Königin im Automobil zum Gottesdienst vorfährt.

Mindestens 100 Korrespondenten sind im „Café Bulgaria“ versammelt und schimpfen auf Minister, die keine Zeit für ein Interview haben, fachsimpeln über inkompetente Generale, verfluchen träge Telegrafisten. Trotzki seinerseits mokiert sich über die oft sprachunkundigen, dafür mit militärisch anmutenden Jacken, hohen Stiefeln, gar Reitpeitschen ausgestaffierten Kollegen. Der Krieg scheint unwirklich, weit weg. Ein Medienspektakel, das selbst Cinematografen anzieht.

Derweil beginnt der Vormarsch der Verbündeten. Zwar gibt es keine Koordination, folgt jede Nation ihren eigenen Eroberungszielen. Doch sind die Angreifer drückend überlegen, bieten insgesamt mehr als 700 000 Soldaten auf – denen die überdehnte osmanische Armee in Europa anfangs gerade einmal 320 000 Mann entgegensustellen vermag.

Ganz im Westen besetzen Serben und Montenegriner die zwischen beiden Ländern liegende Region Sandschak, während die serbische Hauptmacht südwärts in die überwiegend von Albanern bewohnte osmanische Provinz Kosovo einrückt, um auf diesem Weg Makedonien und Skopje zu erreichen. Gleichzeitig setzt die griechische Marine Landungstruppen auf den osmanischen Ägäis-Inseln ab, stößt Athens Landheer von Süden in Richtung des heutigen Albanien vor, zudem ostwärts auf Thessaloniki in Makedonien.

Noch weiter im Osten schließlich steht die bulgarische Armeeführung vor einem Dilemma: Auch ihre Annexionspläne richten sich vor allem auf die zentrale Region Makedonien – doch droht dann ein Gegenangriff in Thrakien am Schwarzen Meer. Hier sind die Osmanen besonders stark, würde Verstärkung aus dem asiatischen Reichsteil als Erstes eintreffen. Hier aber auch kann ein Sieg oder eine Niederlage den gesamten Krieg entscheiden.



NUR FÜR SICH

VON SÜDEN HER marschieren griechische Truppen (im Bild) ins Osmanische Reich ein. Die verbündeten Balkanstaaten haben keinen abgestimmten Schlachtplan. Oft erheben sie sogar Ansprüche auf dieselben Gebiete



ÜBER EIN FELDTELEFON erfahren griechische Soldaten von der Kapitulation der Stadt Ioannina, die sie im Winter 1912/13 belagern. So endet dort, im heutigen Westgriechenland, nach fast 500 Jahren die osmanische Herrschaft

IM OSTEN des Balkans zieht die Armee Bulgariens in hohem Tempo Richtung Konstantinopel und erringt eine Reihe von opferreichen Siegen. Ein bulgarischer Soldat versorgt einen sterbenden Feind nach dem Kampf mit Wasser



Sofias Feldzugsplan stellt deshalb die eigentlichen Eroberungsziele hintan und setzt auf ein unerwartetes Umgehungsmanöver und einen schnellen Schlag in Thrakien. Voraussetzung sind hohes Tempo, Disziplin und überlegene Feuerkraft.

Das Wagnis gelingt. Am 22. Oktober bezwingen die Bulgaren in einem Sturmangriff unter schwerem Regen die osmanische Festung Kirk-Kilisse. Knapp eine Woche später erreichen sie eine deutlich stärkere, fast 40 Kilometer lange Verteidigungslinie. Erneut in heftigem Regen, oft bei Nacht und unterstützt von Suchscheinwerfern, von schwerem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer, rennen die Fußsoldaten gegen die osmanischen Schützengräben an, dringen in sie ein, arbeiten sich mit dem Bajonett vor. Am dritten Tag geben die osmanischen Flanken nach. Abermals zwei Tage später bricht das Zentrum ein, beginnt eine haltlose Flucht.

Da sind auf beiden Seiten bereits je mehr als 20 000 Soldaten gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten. Dennoch setzen die Bulgaren nach, schleppen sich über verschlammte Straßen nach Südosten. Ochsenkarren bringen Munition und Nachschub heran, fahren Verwundete und Kranke ab. Ziel der Truppen ist die nach einer zentralen Bahnstation benannte Çatalca-Linie. Die letzte befestigte Stellung der Osmanen in Europa. Rund 40 Kilometer dahinter liegt Konstantinopel.

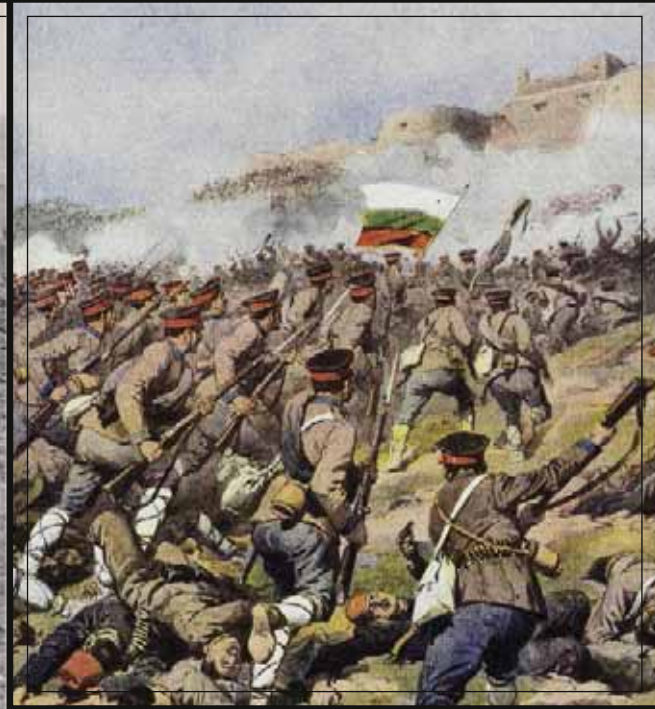
In Sofia lösen die Siegesmeldungen Begeisterung aus. Extrablätter verbreiten völlig fantastische Zahlen von Gefangenen und Beute, jubelnde Mengen laufen zusammen, hissen Fahnen, bilden Fackelzüge, Halbwüchsige schießen mit Revolvern in die Luft.

Trotzki interessiert sich für anderes. Er geht in die Lazarette, spricht mit den Verwundeten. Ihre Erinnerungen sind oft Fetzen. Da sind Qualm und platzende Schrapnelle, Verwundete und Tote rechts und links. Endlose Märsche, Orientierungsverlust, Hunger, Kälte, Schlamm – keine Munition mehr, Gewehr heißgeschossen, ein in einem Körper abbrechendes Bajonett. Feindliche Verwundete, die niedergemacht werden. Und immer wieder: Angst, panische Angst, irrwitzige Angst, und irgendwann Stumpfheit. Dann ein brennender Schmerz, der einen zerreißt, Blut im Mund, der Sanitäter kommt, wird selbst getroffen. Und nun Taubheit. Lähmung. Schreie im Schlaf. Erschütterte, verwirrte Seele, Krüppelzukunft. Neid auf die Toten.

Junge Männer und solche von fast 50 Jahren, Fleischer, Gemüsebauern, Kaufleute: Trotzki notiert ihre Erinnerungen und Gefühle, auch ihren Siegerstolz und Trotz, ihre Scham für vermeintliche Feigheit.

Er begreift, dass dies ein Krieg neuen Typs ist. Die massenhaft verwendete, schwere, präzise Artillerie, Schnellfeuer-

BULGAREN STÜRMEN die wichtige Festung Kirk-Kilisse. Die Balkanstaaten sind dem Gegner zahlenmäßig zusammengekommen deutlich überlegen: Zu Beginn des Krieges stehen 700 000 ihrer Soldaten etwa 320 000 osmanischen Kämpfern gegenüber



und Maschinengewehre, Flugzeuge, das anonyme Gemetzel der Sturmangriffe und Nahkämpfe im Schützengraben sind ein Blick in die Zukunft. „Ein Krieg im Zeitalter der Maschinen und Fabriken zerstört in einem Monat so viel wie ein alter, ‚handwerklich‘ geführter in einem Jahr“, wird Trotzki wenig später schreiben.

Im Morgennebel des 17. November beginnt der Angriff der bulgarischen Armee auf die Çatalca-Linie. Vor den Männern liegt eine geschickt in die Landschaft eingepasste, vier Kilometer tiefe Abwehrstellung aus befestigten Gräben, MG-Nestern, Geschützbarrieren. Während dort frische Reserven liegen, sind die Angreifer erschöpft, von Cholera und Durchfall geschwächt, die Munitionsvorräte knapp. Militärisch ist der Feldzug längst am Ziel. Allein, für Zar Ferdinand I. ist die ehrwürdige Kaiser- und Sultansstadt Konstantinopel, der erhoffte Ruhm ihrer Einnahme allzu verführerisch.

Nach einem Feuerschlag der Artillerie läuft Welle um Welle der bulgarischen Infanterie in die Todeszone vor den feindlichen Stellungen. Und bricht dort im Kugelhagel zusammen. Zwar kann in der Nacht ein Bataillon mit aufgepflanztem Bajonett in die osmanischen Stellungen eindringen. Doch wird es bereits am Morgen wieder vertrieben.

Gegen 14.00 Uhr brechen die bulgarischen Generäle den Angriff ab. In weniger als 48 Stunden haben sie über 10 000 Mann verloren.

Durch Zufall am gleichen Tag gewinnt die serbische Armee im Westen eine große Schlacht. Sie beherrscht nun das Kosovo sowie weite Teile Makedoniens und bereitet einen Marsch durch das albanische Kernland vor, um sich an der Adriaküste festzusetzen. Ähnlich dringt das griechische Heer in den Süden des Albanerlands vor – vor allem aber auf das makedonische Thessaloniki.

Thessaloniki an der nordwestlichen Ägäis ist ein neuralgischer Punkt. Strategisch wichtig, ein reicher Handelshafen, die größte Stadt der Region. Von ihren 160 000 Einwohnern zählt mehr als ein Drittel zur jüdischen Gemeinde, die übrigen sind vor allem Türken sowie Griechen und Bulgaren. Deshalb beanspruchen sowohl Sofia als auch Athen die kosmopolitische Metropole für sich. Anfang November tauchen ihre Truppen nahezu gleichzeitig vor Thessaloniki auf. Nach zähen Verhandlungen teilen sich griechische und bulgarische Soldaten eine gespannte, misstrauische Doppelherrschaft. Aber auch andernorts führen ihre Siege vermehrt zu Missgunst und Reibungen zwischen den Verbündeten.

Zugleich wächst die Spannung unter den Großmächten. Russland erhofft sich von einem Sieg der Serben und Bulgaren eine Einhegung, womöglich Schwächung Österreichs, bis hin zu einem Aufruhr der Slawen in den Habsburger Balkanbesitzungen oder darüber hinaus. Genau darin freilich sieht Wien eine existenzielle Gefahr. Kriegsparteien in beiden Imperien werben für ein direktes militärisches Eingreifen. Hinter Wien aber steht dessen Verbündeter Deutschland – während Russland für den Fall eines Konfliktes mit Berlin eine Hilfezusage Frankreichs besitzt. Das wiederum mit Großbritannien alliiert ist.

Trotzki kehrt Anfang Dezember zurück nach Belgrad. Er recherchiert und schreibt über Gräueltaten in den eroberten Gebieten, das Erleben der Frontsoldaten, die politische Lage. Und sieht mit Sorge, wie serbische Zeitungen und Politiker auf der einen Seite, österreichische auf der anderen drängen, die Spannung zwischen ihren Ländern „ein für alle Mal zu erledigen“, also den entscheidenden Waffengang vom Zaun zu brechen. Mitte März 1913 warnt er in einer Petersburger Zeitung, dass auf den Triumph der Verbündeten ein Krieg unter ihnen folgen könnte, ein Kampf um die Beute – der seinerseits einen Konflikt der Großmächte auszulösen vermöchte. Vielleicht klarer als manchem Generalstäbler steht ihm das Grauen vor Augen, das ein solcher Krieg bedeuten würde: An anderer Stelle spricht

ENDE 1912 können die Osmanen die Einnahme von Konstantinopel mit eilig herbeigeschafften Geschützen (unten) verhindern. Im Frühjahr 1913 aber muss das Imperium die Niederlage und den Verlust großer Gebiete akzeptieren

ZU WENIG



LAND FÜR ZU VIEL GIER

er von einem „teuflischen Wahnsinn“. Der Balkan ist dabei, zum Pulverfass für die ganze Welt zu werden.

Vorher jedoch behalten noch einmal die Zauderer in den Hauptstädten die Oberhand. Die Entscheider sind sich ihrer Sache nicht sicher, schrecken vor einer europäischen Eskalation zurück. Vielmehr verständigen sich die Großmächte wie einst 1878 in Berlin auf den Rahmen für einen Frieden, der einen unkontrollierten Zerfall der Machtverhältnisse auf dem Balkan verhindern soll.

So erhalten nun auch die Albaner einen autonomen Nationalstaat, müssen indes auf weite albanisch besiedelte Landstriche wie das Kosovo zugunsten Serbiens und Montenegros verzichten. Andererseits verhindern Österreich und Italien, dass Serbien auch Nordalbanien erhält und damit einen Zugang zur Adria. Als Ausgleich verlangt Belgrad einen größeren Anteil Makedoniens – Gebiete, die es ursprünglich Bulgarien zugestanden hatte. Das wiederum auf diese Zusagen pocht,

außer dem eroberten Thrakien und dessen Metropole Edirne auch das makedonische Thessaloniki fordert.

Die Grenzstreitigkeiten der Verbündeten untereinander sind nicht abschließend geklärt, als sie am 30. Mai in London einen Vorfrieden mit dem Osmanischen Reich unterzeichnen. Damit hat zwar jeder der beteiligten Staaten sein Territorium erheblich erweitert. Dennoch verlangen Patrioten allerorten nach mehr. Was eine Zeit lang von der geteilten Gegnerschaft gegen die Osmanen verdeckt wurde, tritt deutlicher zutage denn je: Die Träume von nationaler Größe sind nicht vereinbar. Es gibt schlicht nicht genug Balkan für alle.

Noch vor Vertragsabschluss verlegt Serbien in Absprache mit Griechenland zusätzliche Einheiten nach Makedonien. Nach der Unterzeichnung zieht auch Bulgarien Truppen von der Front ab in die umstrittenen Gebiete.

Dann tritt ein, was Trotzki befürchtet hat: In der Nacht auf den 30. Juni überfallen bulgarische Einheiten serbische

DAS WACHSTUM DER NATIONEN 1912–1913



MIT DEN BEIDEN Balkankriegen verliert das Osmanische Reich fast alle seine Besitzungen in Europa. Am stärksten davon profitieren Griechenland, dem unter anderem die wichtige Metropole Thessaloniki zufällt, sowie Serbien, erstarkter Verbündeter Russlands. Albanien wird erstmals zum unabhängigen Staat, während Bulgarien sich am Ende mit geringen Zugewinnen zufrieden geben muss

KAUM IST der gemeinsame Gegner geschlagen – hier ein Lager mit osmanischen Gefangenen –, wenden sich die Balkanstaaten, unzufrieden mit dem jeweils Erreichten, gegeneinander. Und so beginnt schon im Sommer 1913 ein neuer Krieg auf dem Balkan: um die Beute des ersten

MIT UNGEBREMSTEM Eifer bekämpfen sich nun die ehemaligen Verbündeten, verschieben nochmals Grenzen – und sorgen für weiteres Leid: Vielerorts werden Menschen im Namen nationaler Einheit brutal vertrieben (Kämpfe beim thrakischen Komotini)



und griechische Stellungen. Ein zweiter Balkankrieg um die Beute aus dem ersten beginnt.

Als Trittbrettfahrer des serbisch-griechischen Bundes greifen auch das bisher neutrale Rumänien und sogar das Osmanische Reich in die Kämpfe ein, um sich auf Kosten Bulgariens zu vergrößern. Die Bulgaren wehren sich erbittert. Doch haben sie sowohl ihre Kräfte als auch die politische Lage falsch eingeschätzt und in dem Mehrfrontenkrieg keine Chance.

Im August und September willigt Sofia in Friedensverträge ein, mit denen das Land einen wesentlichen Teil seiner zuvor gemachten Eroberungen abtritt, zudem einen Landstrich an der rumänischen Grenze. Serbien und Griechenland sind die größten Gewinner, aber auch Montenegro profitiert; das Osmanische Reich kann Teile Thrakiens mit Edirne und Kirk-Kilisse zurückerlangen.

Es ist abermals eine Lösung, die enttäuschte Hoffnungen hinterlässt, neue Wunden schlägt. Teils furchterliche Wunden. Denn vor allem einen Gegenstand sparen die Verträge bewusst aus: Bis auf den Frieden zwischen Bulgarien und dem Osmanischen Reich legen sie keine Schutzrechte für nationale Minderheiten in den annektierten Provinzen fest. Angesichts der Vorgeschichte ist das eine Katastrophe.

Extreme Gewalt gegen Zivilisten und massenhafte Vertreibungen begleiten bereits die Aufstände und Staatsbildun-

gen des 19. Jahrhunderts. Auch in den Feldzügen seit 1912 werden Dörfer geplündert und niedergebrannt, Felder verwüstet, Unschuldige gequält, vergewaltigt und ermordet, gehen Tausende an Krankheiten oder Hunger zugrunde.

Wer kann, versucht zu entkommen: Bulgaren fliehen vor Türken, Griechen vor Bulgaren, Albaner vor Serben, Muslime vor Christen und Christen vor Muslimen.

Zum Teil handelt es sich bei der Gewalt um Verbrechen einer verwilderten Soldateska, zum Teil um Pogrome zwischen Nachbarn, zuweilen um befohlene Massaker. Zwar gibt es keine offenen Auslöschungsbefehle, doch ein Einverständnis der Führungen. So ruft der serbische König einmal seinen Soldaten im Vorbeifahren zu, eine Gruppe Gefangener direkt umzubringen – mit Knüppeln, um keine Munition zu vergeuden.

Schätzungen zufolge kommen während der Kämpfe außer rund 200 000 Soldaten aller Seiten ebenso viele Zivilisten um; etwa die doppelte Zahl flieht dauerhaft oder wird vertrieben. Da der Frieden die Gewalt nicht beendet, steigt die Zahl derjenigen, die infolge der Balkankriege ihre Heimat verlieren, auf insgesamt knapp eine Million. Es ist der vorläufige Höhepunkt einer Gewaltpolitik, die insbesondere die muslimischen Gemeinschaften dezimiert, vielerorts die Völker Südosteuropas

IM AUGUST 1913 beendet eine Konferenz in Bukarest die Kriege auf dem Balkan. Doch die Spannungen in der Region werden dadurch so gut wie gar nicht gemildert. Gerade zwischen den Großmächten wird es nicht viel brauchen für eine neuerliche Explosion der Gewalt



LITERATURTIPPS

RICHARD C. HALL
»The Balkan Wars 1912–1913«
 Kompakte Übersicht
 (Routledge).

LEO TROTZKI
»Die Balkankriege«
 Packende Augenzeugen-
 berichte (Arbeiter-
 presse Verlag).

GEO+
EPOCHE
DOSSIER

Lesen Sie auch **»Attentat in Sarajevo:
 Zwei Schüsse, die die Welt verändern«**
 (aus GEOEPOCHE Nr. 65) auf
www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Im frühen 20. Jahrhun-
 dert erschüttern zwei
 Kriege den Balkan, die die
 Geschichte der Region
 und der gesamten Welt
 maßgeblich prägen. Von
 nationalistischen Interessen
 befeuert, kämpfen die
 Balkanstaaten zunächst
 gegen die Osmanen,
 anschließend untereinan-
 der, hinterlassen mehr
 als eine Million Tote und
 Vertriebene sowie eine
 politisch hochbrisante Kon-
 stellation. Hellsichtigen
 Kommentatoren ist schon
 damals klar: Ein noch
 größerer Konflikt droht,
 ein Weltkrieg.

entmischt – wenn auch kaum irgendwo so weitgehend, wie es sich die Nationalisten wünschen.

Auf den verbleibenden Minderheiten lastet vielerorts der Druck, sich zu assimilieren, im Siegervolk aufzugehen. Als Einwohner Makedoniens kurz nach der Eroberung zum serbischen Thronerben äußern, sie seien Bulgaren, antwortet der Prinz: „Ihr seid keine Bulgaren. Ich fick deinen Vater.“

Angesichts der Rohheiten und des Elends, über das er berichtet, sieht Leo Trotzki einen einzigen Ausweg: Letztlich könne diese Länder, die „so freundlich von der Natur gesegnet und so grausam von der Geschichte verstümmelt“ seien, nur eine Föderation retten. Eine große, transnationale Republik. Solange aber fremde Kaiser und Sultane die Völker gegeneinander ausspielen oder jedes von ihnen in einem möglichst großen eigenen Staat den Ton anzugeben sucht, sieht er kein Ende der Gewalt.

Damit greift Trotzki Gedanken insbesondere serbischer und bulgarischer Intellektueller auf, die den kriegesischen Nationalstolz mit dem Fanatismus einer Sekte vergleichen – oder darin ein Ablenkungsmanöver der herrschenden Klassen sehen, um Bauern und Arbeiter arm und gefügig zu halten.

Allein, solche Stimmen bleiben die einer Minderheit. Auf dem Balkan wie im übrigen Europa hat der Nationalismus die Völker und ihre Führer im Griff.

Insgesamt stärken die Balkankriege die Position Russlands, das nun endgültig auf Serbien als loyalen, scharf österreichfeindlichen Vorposten direkt an der Grenze des Habsburgerreichs zählen kann. Entsprechend geben sie in Wien jenen Auftrieb, die bei künftigen Krisen auf Härte und notfalls Gewalt setzen. In Frankreich schließlich ermutigen sie Außenpolitiker, die eine derartige Eskalation in der Region als Chance begreifen, die Mittelmächte in einen Zweifrontenkrieg zu ziehen. Der Balkan hat sich endgültig zum gefährlichsten Treibsatz für einen großen europäischen Krieg gewandelt.

Zünden wird er im Sommer 1914, als ein serbischer Terrorist den österreichischen Thronfolger ermordet (siehe Seite 112) und einen Waffengang zwischen der Donaumonarchie und Serbien auslöst. Dieser weitet sich binnen weniger Wochen zum europäischen Flächenbrand aus. Der dritte Balkankrieg wird so zum Ersten Weltkrieg.

Leo Trotzki verfolgt das Gemetzel erneut als Korrespondent, diesmal in Frankreich. 1916 geht er nach Spanien, dann in die USA und 1917 zurück nach Russland. Dort wird er zu einem Anführer der Oktoberrevolution. Als erster Oberbefehlshaber der Roten Armee zeigt der vormalige Kriegsverächter eine Härte und Ruchlosigkeit, die jenen Machthabern gleicht, über die er einst aus Belgrad und Sofia berichtet hat. Männer der Gewalt und der Ideologie, des 20. Jahrhunderts. ♦

1914

Dragutin Dimitrijević

JUGENDFREUNDE
erinnert Dragutin
Dimitrijević an einen
Stier. Die Bilanz
des serbischen Natio-
nalisten, Soldaten
und Verschwörers
ist brutal: Vor 1914
stirbt bereits ein
Königspaar durch seine
Machenschaften



Oberstleutnant Dragutin Dimitrijević, den sie den „Bullen“ nennen, geht gern bis zum Äußersten. Aber dass er einen Waffengang mit fast 70 Millionen Soldaten in Europa, Afrika und Asien mitverursachen könnte, hat er vermutlich nicht vorhergesehen. Im Gegenteil: Er wollte wohl einen Krieg vermeiden. Doch es kommt anders. Denn der Chef des serbischen Militärgeheimdienstes ist ein Drahtzieher hinter jenem Attentat, dem der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand und dessen Frau Sophie am 28. Juni 1914 in Sarajevo zum Opfer fallen. Und das zum Zündfunken des Ersten Weltkrieges wird. Weil niemand in Europas Hauptstädten den Frieden ernsthaft verteidigt.

Dimitrijević, Sohn eines Belgrader Blechschmieds, macht früh Karriere als Berufssoldat. Seit seiner Schulzeit trägt er den Spitznamen „Apis“: Seine bullige Statur erinnert die Freunde an den Stier aus der ägyptischen Mythologie. Wie auch seine unbändige Energie.

Sein größter Eifer gilt der Nation. Der junge Offizier träumt von einem Großreich, das alle Serben auf dem Balkan vereint, auch jene, die noch unter der Herrschaft der Großmacht Österreich-Ungarn stehen. Doch der amtierende Monarch Serbiens ist außenpolitisch passiv und noch dazu österreichfreundlich. Apis sieht die Lösung in Gewalt – und plant mit anderen Militärs seine erste Verschwörung. Im Juni 1903 erschießt die Gruppe das serbische Königspaar in seinem Belgrader Palast, entkleidet und schändet dessen Leichen, wirft sie aus dem Fenster. Apis, beim Sturm des Gebäudes von drei Kugeln schwer verletzt, überlebt nur knapp.

Der neue Herrscher liegt weit mehr auf der Linie von Dimitrijević, der nun im Hintergrund weiter Einfluss nimmt, seine Hoffnungen auf serbische Größe pflegt. Diese Erwartungen werden abermals enttäuscht, als Österreich-Ungarn 1908 das an Serbien grenzende Bosnien-Herzegowina, in dem ebenfalls viele Serben leben, annektiert (nachdem Wien das Gebiet zuvor schon jahrzehntelang besetzt hatte). Die Nationalisten in Belgrad schäumen – und radikalisierten sich.

Auch Apis geht nun, neben seinem Posten bei der Armee, in den Untergrund. Mit anderen gründet er 1911 eine Geheimgesellschaft, bald „Schwarze Hand“ genannt. Die Organisation will vor allem außerhalb des Landes mit terroristischen

Aktionen die serbische Sache vorantreiben. Etwa in Bosnien und der Herzegowina, wo sich unter den ansässigen Serben längst eine eigene Unabhängigkeitsbewegung formiert. Den jungen Aktivisten schwebt allerdings ein freies, republikanisches Jugoslawien vor, das alle südslawischen Völker vereint.

Im Frühjahr 1914 beschließt eine Gruppe von Studenten um den 19-jährigen Gavrilo Princip, die Donaumonarchie im Kern zu erschüttern. Ihr radikales Vorhaben: den zukünftigen österreichisch-ungarischen Kaiser bei einem geplanten Besuch in Sarajevo zu töten.

Zuvor reisen die Studenten nach Belgrad und nehmen Kontakt zur „Schwarzen Hand“ auf. Apis, zwischenzeitlich Oberhaupt der Organisation und zugleich Chef des militärischen Geheimdienstes, zögert. Soll er die Aktivisten unterstützen? Ist ein Attentat überhaupt sinnvoll? Schließlich lässt er die Studenten mit Waffen versorgen und im Schießen unterweisen. Sein Kalkül, so zumindest wird er es später zu Protokoll geben: Franz Ferdinand hält er für besonders kriegsfreudig. Dessen Tod könnte die Gefahr eines möglichen Waffengangs Wiens gegen Serbien, das dafür nicht ausreichend vorbereitet wäre, deutlich mindern. Er täuscht sich.

Als das Thronfolgerpaar am 28. Juni 1914 durch zwei Schüsse

aus der Pistole von Gavrilo Princip stirbt, setzt eine Kettenreaktion der Ultimaten und Mobilmachungen ein, die den Kontinent binnen einem Monat ins Verderben stürzt.

Die Folgen des Ersten Weltkriegs für den Balkan sind immens, Tote, Verwüstungen, wirtschaftliche Schäden. Vor allem aber gehen gleich drei Imperien unter, die die Region über Jahrhunderte geprägt haben: das Osmanische Reich, Russland und Österreich-Ungarn. Aus den Trümmern erschaffen die Diplomaten der Pariser Friedenskonferenzen 1918 einen neuen Staat: das „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“, später Jugoslawien genannt. Dominiert von Belgrad, ähnelt es sogar dem von Apis erträumten Serbenland.

Der erlebt diese Neuordnung jedoch nicht mehr. Noch 1917 hat ihn die serbische Exilregierung wegen eines Mordkomplotts gegen den amtierenden Herrscher angeklagt. Obgleich wohl ein unzutreffender Vorwurf, aus inneren Streitigkeiten geboren: Ausgerechnet der glühende Nationalist wird hingerichtet als Verräter seines Landes. ♦

DIE TAT DES BULLEN

Zwei Schüsse in der Balkanmetropole
Sarajevo lösen im Sommer 1914
den Ersten Weltkrieg aus. Hinter dem
Attentat auf den österreichisch-
ungarischen Thronfolger stehen zornige
Studenten – und ein Haudegen aus
dem serbischen Geheimdienst

TEXT: Jens-Rainer Berg

KAMPFNAME:

ALS MANN, DER ES mit Hitler und Stalin aufnimmt und das sozialistische Jugoslawien im Kalten Krieg zum Mittler zwischen Ost und West macht, erlangt Josip Broz weltweite Anerkennung. Der Kroat ist Generalsekretär der verbotenen Kommunistischen Partei Jugoslawiens (KPJ), als NS-Deutschland und seine Verbündeten das Land überrennen und aufteilen – woraufhin eine Partisanenarmee (Hintergrund), angeführt von Tito, für die Befreiung und die Entstehung eines neuen Staates kämpft

Er ist ein Phantom, ein Meister der Tarnung, über dessen wahre Identität man im In- und Ausland lange rätselt: Josip Broz, bekannt als Tito, setzt sich nach Jahren im kommunistischen Untergrund 1941 an die Spitze des Widerstands gegen die deutsche Besetzung Jugoslawiens. Und ihm gelingt ein Meisterstück: Der Berufsrevolutionär befreit mit seiner Partisanenarmee weite Teile seiner Heimat – und formt aus dem jugoslawischen Königreich einen sozialistischen, unabhängigen Staat



TEXT: Johannes Strempel

ER MANN, DER SEINEN NACHBARN ALS SLAVKO BABIĆ BEKANNT IST, Ingenieur des tschechischen Großkonzerns Škoda, führt ein beneidenswertes Leben. Mit seiner attraktiven Ehefrau bewohnt er eine Villa in den Hügeln über Zagreb, leistet sich ein amerikanisches Ford-Automobil mitsamt Chauffeur und trägt stets maßgeschneiderte Anzüge. Sogar einen kleinen Weinberg außerhalb der Stadt nennt er sein Eigen.

Doch Slavko Babić ist ein Phantom. Sein Leben eine Lüge. Wenn er verreist – nach Wien, Paris, Madrid und seltsam oft nach Moskau –, weist er sich bei der Grenzkontrolle mal als Spiridon Mekas aus,

Kanadier griechischer Abstammung, mal als Tscheche Ivan Kostanjšek. Mit einer Skiausrüstung zur Tarnung macht er sich auf den Weg zu geheimen Treffen in den slowenischen Bergen, mit Badehose an die Strandpromenade von Split, als Bergsteiger verkleidet und mit einem Ausweis des kroatischen Alpenvereins versehen nach Österreich.

Der scheinbar so bürgerliche Ingenieur ist in Wahrheit ein Berufsrevolutionär. Ein Agitator und Umstürzler, glühender Bolschewist, Generalsekretär der verbotenen Kommunistischen Partei Jugoslawiens (KPJ). Rastlos organisiert er Streiks und Demonstrationen, baut regionale Parteigruppen auf, wirbt Freiwillige für den Kampf im Spanischen Bürgerkrieg.

Alles hochriskante Tätigkeiten im Königreich Jugoslawien der 1930er Jahre: Das Regime verfolgt seine politischen Gegner mit äußerster Härte, besonders die Kommunisten. Wachsamkeit und Fantasie also braucht es für ein Leben im Untergrund. Man solle in der Illegalität an allem sparen, lautet eine Devise des vorgeblichen Ingenieurs, „aber niemals am äußeren Aussehen“. Darum ändert er mithilfe von Brillen und künstlichen Bärten, Haarfärbemittel und wechselnder Kleidung beständig sein Erscheinungsbild. Und er benutzt im Lauf der Zeit an die 70 verschiedene Decknamen und Identitäten. 1934 hat er zum ersten Mal ein Schreiben mit einem *nom de guerre* unterzeichnet, der ihm, wie er später sagen wird, damals „einfach so eingefallen“ sei: Tito.

Tito – unter diesem prägnanten Kampfnamen wird der Revolutionär wenige Jahre später berühmt, als er im Zweiten Weltkrieg den Widerstand gegen die deutschen Besatzer anführt. Und bleibt doch weiter ein Phantom. Wegen seines seltsamen Akzents vermuten manche, Tito sei eigentlich Russe. Hingegen sagen Spione der Gestapo zeitweise, es handele sich bei dem Mann um einen Juden aus Österreich, andere Spitzel sind sich sicher, er sei ein Professor aus Skopje. Aufseiten der Alliierten ist man nicht klüger: Der britische Geheimdienst spekuliert, es gebe diesen Tito gar nicht, oder falls doch, verberge sich hinter dem Namen ein ganzes Komitee, vielleicht auch eine Frau. Anfang 1943 kann die deutsche Gesandtschaft in Zagreb endlich einen Erfolg nach Berlin melden. Man habe herausgefunden, dass Titos richtiger Name „so gut wie sicher Josip Broz lautet“.

Es ist eine bemerkenswerte Geschichte, das Leben dieses Josip Broz. Der Bauernsohn aus Kroatien steigt vom Untergrundkämpfer und Zuchthäusler zum Volkshelden auf. Besiegt erst Adolf Hitler, bietet dann dem anderen großen Diktator der Epoche, Josef Stalin, erfolgreich die Stirn und regiert schließlich als gütiger Vater der Nation – so meinen seine Anhänger – oder „kommunistischer König“ – wie die Gegner spotten – jahrzehntelang unangefochten Jugoslawien.

Mehr noch: Tito ist Jugoslawien, seine Verkörperung. So sehen es die Menschen, so propagiert es ein ausufernder Personenkult. Das einstige Phantom kennt nun jedes Kind im Land. Das Raubvogelgesicht, früher verborgen hinter Brillen und falschen Bärten, hängt allgegenwärtig als Porträt in Restaurants, Kasernen, Banken, wird bei den Maiparaden in hundertfacher Zahl durch die Straßen getragen. Und der einstige Kampfname Tito prangt überall sichtbar auf Anzeigetafeln, Flugzeugflügeln und in riesigen Lettern gar auf Berghängen.

Doch bis zum Ende wird den Mann auch ein Hauch des Rätselhaften umwehen: Wenige Monate vor seinem Tod 1980 werden Fachleute des US-amerikanischen Geheimdiensts NSA in einem internen Artikel darlegen, dass es sich bei Tito wegen Klang und Struktur seiner Sprechweise möglicherweise nicht um Broz handele, sondern um einen Russen oder Polen, der in den 1930er Jahren dessen Identität angenommen habe.

IN WAHRHEIT LÄSST SICH die Sprachfärbung von Josip Broz wohl durch seine Herkunft erklären. Geboren wird er am 7. Mai 1892 im kroatischen Dorf Kumrovec, unweit der heutigen Grenze zu Slowenien, in einer Gegend, wo man noch immer einen eigentümlichen Dialekt spricht. Damals gehört die ganze Region zur Österreichisch-Ungarischen Doppelmonarchie. „Meine Kindheit war bitter, beschwerlich und trist“, wird Tito später berichten. Die Eltern sind verschuldete Kleinbauern, er ist das siebte ihrer 15 Kinder (von denen acht bei der Geburt oder wenig später sterben). Immerhin kann er die Grundschule besuchen und erhält gute Zensuren, obwohl er häufig fehlt, weil er zu Hause Getreide mahlen oder das Vieh hüten muss. Da Josip schon als Junge eine Schwäche für schöne Kleidung hat,

würde er gern Schneider werden, doch der Lehrer hält ihn für zu unruhig.

Stattdessen beginnt er mit 15 eine Schlosserlehre in der Kleinstadt Sisak, wo ihn ein Geselle mit den Werken von Marx und Engels bekannt macht. 1910 geht Broz, nun selbst als Geselle, zunächst nach Zagreb, arbeitet dann zeitweise in Krain, Böhmen, Wien und schließlich in Mannheim bei der Firma Benz. Regelmäßig kann man hier auf Versammlungen der sozialistischen Arbeiterjugend den „breitschultrigen und schweigsamen jungen Mann“ antreffen, wie sich später ein Gewerkschafter erinnert.

Im Herbst 1913 wird Broz in der Heimat zum Militärdienst eingezogen, wo er rasch zum Unteroffizier aufsteigt. Als im folgenden Jahr der Erste Weltkrieg ausbricht, kämpft er auf Seiten Österreich-Ungarns erst in Serbien, dann in den Karpaten gegen Russland. Im April 1915 wird er schwer verwundet, stirbt in russischer Kriegsgefangenschaft fast noch an einer Lungenentzündung und landet schließlich in einem Lager am Ural.

So macht ihn der Zufall zum Zeugen eines Epochenbruchs: der Russischen Revolution. Der Umsturz wird sein Erweckungserlebnis.

Nachdem ab März 1917 die Zarenherrschaft kollabiert, gelingt dem Kriegsgefangenen die Flucht. Er kann sich bis nach Petrograd (vor 1914: Sankt Petersburg) durchschlagen, wo er Lenin sprechen hört und sich tief beeindruckt bolschewistischen Demonstranten anschließt. Mehrfach wird er verhaftet und kommt wieder frei, gelangt schließlich nach Sibirien. Im November 1917 tritt er in Omsk einer Internationalen Roten Garde bei, um aufseiten der Bolschewiki zu kämpfen, die mittlerweile in Petrograd die Macht an sich gerissen haben, und muss erneut fliehen, als deren Gegner, die „Weißen“, die Stadt erobern. Mehr als ein Jahr lang versteckt er sich bei



DER BAUERNSOHN Josip Broz ist gelernter Schlosser. Als junger Mann arbeitet er eine Zeit lang bei der Firma Benz in Deutschland, wo er sich für die sozialistische Arbeiterbewegung begeistert



1918 VEREINEN SICH die südslawischen Landesteile Österreich-Ungarns, Serbien und Montenegro zu einer Monarchie unter dem serbischen König Peter I. (oben bei seiner Krönung 1904). Josip Broz lebt derweil in Russland



DAS »KÖNIGREICH DER SERBEN, KROATEN UND SLOWENEN«, wie Jugoslawien zunächst heißt, zählt zu den rückständigsten Staaten Europas und birgt verschiedene Religionen und Ethnien. Darunter sind auch Nichtslawen: Dieses Bild zeigt Angehörige der Roma – einer Volksgruppe, die während des Zweiten Weltkriegs in Teilen des Landes nahezu ausgelöscht wird



WÄHREND BROZ im Zuchthaus sitzt (wo er eine geheime kommunistische Parteizelle gründet), geht in Moskau Josef Stalin als Sieger aus internen Machtkämpfen hervor. Dieses Bild zeigt den Sowjetführer (Mitte) und späteren Gegner Titos Ende der 1920er Jahre in Begleitung von Agenten des Geheimdienstes GPU

ÜBERZEUGT, DASS ER in Russland den Beginn der Weltrevolution erlebt hat, agitiert Josip Broz nach seiner Rückkehr in Jugoslawien für einen kommunistischen Umsturz. 1928 wird ihm deswegen der Prozess gemacht – bei dem er sich so selbstbewusst und entschlossen inszeniert wie auf den Fotos in seiner Akte



kirgisischen Reiternomaden in der Steppe. Es sind diese Grenzerfahrungen in den Wirren von Weltkrieg und Revolution, die den Kroaten prägen. „Selbstbeherrschung muss man lange üben“, sagt dazu später Tito, der für seine eisernen Nerven in brenzligen Situationen berühmt werden wird.

1920 macht Broz sich auf den Weg nach Hause – und kehrt zurück in ein ihm unbekanntes Land: das neu gegründete „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“.

DIE SÜDSLAWEN haben jahrhundertlang unter fremder Herrschaft gelebt, im 19. Jahrhundert forderten Nationalisten eigene Staaten. Zudem kam vor allem unter kroatischen Intellektuellen die Idee auf, die südslawischen Völker in einer Nation zu vereinen. Kroaten, Serben und auch die Slowenen, so der Gedanke, seien unterschiedliche „Stämme“ eines gemeinsamen Urvolks, die nun auch den Weg in die Selbstbestimmung gemeinsam gehen sollten. Zunächst lediglich Gedankenspiel einiger Literaten und Gelehrten, hatte sich der „Jugoslawismus“ – vom gemeinslawischen Wort *jug*, „Süden“ – ab der Jahrhundertwende zur Massenbewegung entwickelt.

Doch erst die Niederlage der Habsburger im Ersten Weltkrieg hat den Traum zu einer realen Möglichkeit werden lassen. Die überwiegend von Südslawen bewohnten Landesteile, die bisher zu Österreich-Ungarn gehörten, vereinigen sich 1918 mit den bereits seit einigen Jahrzehnten eigenständigen Königreichen Serbien und Montenegro zu einer parlamentarischen Monarchie mit dem bisherigen serbischen König an der Spitze. Kroaten und Slowenen versprechen sich vom gemeinsamen Staat mit den Serben eine stärkere Position gegenüber neuerlichen Gebietsansprüchen der umliegenden Länder.

Der Staat fügt sich ein in den Gürtel neu geschaffener Demokratien vom Baltikum bis auf den Balkan, die als Puffer zwischen dem geschlagenen Deutschen Reich und dem bolschewistischen Russland dienen sollen. Doch von all den neuen Gebilden erweist sich das Land der Jugoslawen als jenes mit der schwierigsten Ausgangslage.

Zum Ersten, weil es zu den rückständigsten gehört: 80 Prozent der gut zwölf Million Einwohner leben auf dem Land, drei Viertel am oder unter dem Existenzminimum. Ein Historiker berichtet, dass in den 1920er Jahren in seiner dalmatinischen Heimat „niemand Schuhe oder einen Anzug trug, und keiner hatte eine Uhr zu Hause. Die Mädchen kämmten sich die Haare nicht vor dem Spiegel, sondern über klarem Wasser.“

Zum Zweiten ist es das vielfältigste, ein brodelndes Gemisch aus Ethnien und Religionen: neben den orthodoxen Serben, den katholischen Kroaten und Slowenen leben dort noch muslimische Bosniaken und orthodoxe Mazedonier, die nicht als eigene südslawische „Stämme“ anerkannt werden, sowie etliche nicht slawischsprachige Minderheiten wie Juden, Roma, Albaner, Ungarn, Deutsche. Obwohl viele Menschen mit Euphorie auf den Neuanfang in einem gemeinsamen Staat blicken, besitzen die Volksgruppen andererseits auch alle ihre Eigenheiten und Ressentiments, sind die nun vereinten Territorien höchst unterschiedlich entwickelt. Im fortschrittlichen Slowenien etwa sind nur neun Prozent der über zwölfjährigen Einwohner Analphabeten, im agrarischen Bosnien-Herzegowina hingegen mehr als 80 Prozent. Viele Kroaten halten sich als ehemalige Untertanen der Habsburger für etwas Besseres. Die Eliten im früheren Königreich Serbien wiederum sehen sich überlegen, weil sie schon auf eine längere Unabhängigkeit zurückblicken

können und weil sie den Krieg gewonnen haben – im neuen Staat, in dem Serben die größte Gruppe, aber nur gut ein Drittel der Bevölkerung stellen, werden sie Politik, Verwaltung und Militär dominieren.

JOSIP BROZ TRITT NOCH im Jahr seiner Heimkehr der neu gegründeten Kommunistischen Partei Jugoslawiens bei – überzeugt davon, dass von Russland ausgehend die Weltrevolution begonnen hat. Als er zurückkam, erinnert sich eine Tante, „war er besessen von der Revolution und von Lenin und dem Kommunismus, und ich dachte dauernd, der ist doch verrückt“.

Tatsächlich scheinen viele so zu denken wie Broz: Aus den Wahlen zur verfassungsgebenden Versammlung 1920 geht die KPJ als drittstärkste Fraktion hervor. Doch die Staatsführung um Prinzregent Alexander reagiert umgehend mit Repressalien, und als im folgenden Jahr ein Kommunist ein Attentat auf einen Minister verübt, lässt die Regierung die Partei vollends verbieten. Die Führung flieht ins Exil, die Zahl der Aktivisten im Land schrumpft dramatisch.

Broz ist einer von wenigen, die der Partei treu bleiben. Er betätigt sich einige Jahre als Schlosser an einer motorisierten Mühle, dann auf einer Werft, in einer Waggonfabrik, zeitweise auch als Kellner – wird jedoch immer wieder entlassen, weil er auf der Arbeit agitiert. 1927 ergattert er einen Posten als Gewerkschaftssekretär in Zagreb. Sein Leben teilt sich nun in die legale Existenz eines Funktionärs, der sich für Arbeiterrechte einsetzt, und in das illegale Dasein eines kommunistischen Revolutionärs, der Waffen für den Umsturz sammelt. Es geht nicht lange gut. Im folgenden Jahr verhaften ihn Polizisten und stellen Flugblätter und Handgranaten in einem von ihm angemieteten Zimmer sicher.

Bei Broz' Prozess im November 1928 begeistert er das Publikum im voll besetzten Gerichtssaal. „Sein Gesicht lässt einen an Stahl denken“, schreibt ein Reporter. „Mit hellen Augen blickt er über den Zwicker, sehr kühl, aber entschlossen und ruhig.“ Von zwei Merkmalen werden die Menschen, die Tito begegnen, immer wieder schwärmen: seinen undurchdringlichen blauen Augen und einer nie versiegenden Aura der Zuversicht, die von ihm ausgeht. Auch jetzt tritt er vor den Richter mit dem unerschütterlichen Selbstvertrauen eines Mannes, der von der Richtigkeit seines Tuns zutiefst überzeugt ist. Schlagfertig, mal kaltblütig, mal aufbrausend in kalkulierte Jähzorn.

Das Urteil lautet auf fünf Jahre Zuchthaus. Die ersten Monate in Einzelhaft sind unerträglich, doch dann bessern sich die Bedingungen, und prompt gründet Broz mit anderen Sträflingen eine geheime Parteizelle. Nach der Verlegung in ein anderes Gefängnis nutzt er seine freie Zeit vermehrt zur Lektüre, vertieft sich auch dank geschmuggelter Bücher in Ökonomie und Marxismus, Philosophie und Literatur. „An keiner Universität wurde so intensiv gelernt wie dort“, wird er sich erinnern. 1934 verlässt er das Zuchthaus als gebildeter Mann.

Das Land, in das Josip Broz aus der Haft zurückkehrt, ist erneut ein anderes geworden: Bereits kurz vor seiner Festnahme im Sommer 1928 hatten die Reibereien zwischen den Parteien einen grausamen Höhepunkt im Belgrader Parlament gefunden: Nach einem Wortgefecht mit der Opposition zieht ein Abgeordneter der serbisch dominierten Regierungspartei eine Pistole und schießt auf die Vertreter der „Kroatischen Bauernpartei“, die sich für ein autonomes Kroatien einsetzt. Zwei sind sofort tot, der Oppositionsführer stirbt einige Wochen später. Der krisengeplagte Staat steht am Rande eines Bürgerkriegs.

König Alexander löst schließlich Anfang 1929 die Volksvertretung auf und setzt die Verfassung außer Kraft. Es ist ein Phänomen, das in der Zwischenkriegszeit auch in Nachbarländern wie Albanien, Rumänien und Bulgarien zu beobachten ist: Angesichts einer wenig robusten Demokratie und eines häufig gelähmten parlamentarischen Systems wandeln sich die jungen konstitutionellen Monarchien zu Königsdiktaturen. Alexander regiert nun als Alleinherrscher und will seine Untertanen notfalls zur Einheit zwingen. Auch aus diesem Grund lässt er seinen Staat im Oktober 1929 offiziell in „Königreich Jugoslawien“ umbenennen. Mehr als 20 000 politische Aktivisten verschwinden im Lauf der nächsten Jahre in den Kerkern, Separatisten, Faschisten und Kommunisten gleichermaßen.

Die Rache seiner Feinde folgt im Oktober 1934: Der König wird während eines Besuchs in Marseille ermordet. Hinter dem Anschlag stecken bulgarische Nationalisten und kroatische Separatisten, deren gemeinsames Ziel die Zerstörung des Königsreichs ist. Alexanders Cousin, der für den minderjährigen Sohn des Ermordeten (Peter II.) eingesetzte Prinzregent Paul, führt die autoritäre Herrschaft als eine Art Scheindemokratie fort.

Für Kommunisten ist die Situation noch gefährlicher geworden. Broz ficht das nicht an. Voller Ehrgeiz und durch Prozess und Haft als Berufsrevolutionär geadelt, beginnt sein Aufstieg in der KPJ: 1934 rückt er in das Zentralkomitee auf. Im folgenden Jahr schicken ihn die Genossen nach Moskau, wo er im Balkan-Sekretariat der Komintern arbeitet, der Organisation der kommunistischen Parteien weltweit. Wahrscheinlich absolviert er auch eine Guerilla-Ausbildung. Tito ist begeistert, endlich in Moskau zu sein, dem Zentrum „jener Bewegung, der ich mein Leben gewidmet habe“.

Trotzdem entgeht ihm nicht, dass in Stalins Sowjetunion die Zeit der „Säuberungen“ begonnen hat: Immer mehr Funktionäre kommen als vermeintliche Verräter in Haft, zahllose werden hingerichtet, darunter viele Ausländer.

Auch mehrere Anführer der jugoslawischen KP werden im Zuge des „Großen Terrors“ nach Moskau beordert und verschwinden, darunter der Generalsekretär. Ende 1937 bestätigt die Komintern dessen Absetzung – und benennt den mittlerweile in die Heimat zurückgekehrten Tito kommissarisch als neuen Parteichef. Doch auch der gerät in Gefahr. Ein Rivale schwärzt ihn an, als Polizeispitzel zu arbeiten und eine Affäre mit einer Gestapo-Agentin zu haben. Bei einem zweiten Moskau-Aufenthalt ab August 1938 muss er sich vor einer Kommission verantworten, wird erst nach Monaten entlastet. Es sind nicht zuletzt hochrangige Fürsprecher in der Komintern, die Tito retten. „Jetzt verstehe ich, warum sie in der Sowjetunion so viel trinken“, sagt er. „Sie trinken, weil sie Angst haben.“

Auch weil wegen der Säuberungen fast niemand in der Parteispitze mehr übrig ist, macht die Komintern-Führung Tito Anfang 1939 zum Generalsekretär der KPJ. Unermüdlich reist er nun durch Jugoslawien und ins Ausland, wirbt Nachwuchs und formt die KPJ zu einer straffen Kaderpartei. Außerdem verdreifacht er sich selbst sein Gehalt. Begründung: Zur Aufrechterhaltung seiner Tarnung als erfolgreicher Ingenieur Slavko Babić müsse er nun einmal auf großem Fuß leben.

D OCH TITOS BEWÄHRUNGSPROBE STEHT noch bevor: Mit dem „Anschluss“ Österreichs 1938 ist das nationalsozialistische Deutschland bis an Jugoslawiens Grenze herangerückt. Im Zweiten Weltkrieg, der bald darauf ausbricht, wollen Prinzregent Paul und die Regierung in Belgrad eigentlich ihre Neutralität wahren, treten dann aber unter Druck Hitlers im März 1941 dem Dreimächtepakt von Deutschland, Italien und Japan bei, dem sich zuvor auch schon Jugoslawiens Nachbarländer Ungarn, Rumänien und Bulgarien angeschlossen haben. Daraufhin putschen zwei Tage später Generäle der jugoslawischen Armee, setzen den Regenten ab und nehmen die Entscheidung zurück.

Adolf Hitler reagiert mit dem „Unternehmen Strafgericht“, bombardiert Belgrad und lässt Truppen einmarschieren. Jugoslawiens Armee kapituliert nach weniger als zwei Wochen am 17. April 1941, König Peter II. und die Regierung fliehen ins Exil. Die Deutschen und ihre Verbündeten teilen das Land unter sich auf: Das Kerngebiet Serbiens wird deutsches Protektorat, ein Teil von Slowenien direkt dem Reich angeschlossen; in Kroatien installieren die Nationalsozialisten ein Marionettenregime, dem sie auch Bosnien-Herzegowina zuschlagen; Montenegro wird Vasallenstaat des faschistischen Italien, das weitere Territorien okkupiert, Ungarn und Bulgarien besetzen ebenfalls Gebiete.

Mit dem Untergang des Königsreichs scheint auch die Idee des Jugoslawismus begraben. Ultrationalisten verschiedener Volksgruppen erkennen die Chance, im Schatten der Besatzung ihre eigene Agenda von ethnisch homogenen Gebieten durchzusetzen. Als ob das Terrorregime der Eroberer nicht schlimm genug wäre, zerfleischen sich die Jugoslawen nun noch in einem Bruderkrieg.

In Kroatien und Bosnien-Herzegowina hat die Organisation „Ustaša“ – der Name bedeutet „Aufständischer“ – unter Aufsicht der Deutschen die Macht übernommen. Die Bewegung kroatischer Faschisten, gegründet 1929 im Exil in Mussolinis Italien und viele Jahre von diesem gefördert, wird angeführt von dem Rechtsanwalt Ante Pavelić, der auch an der Planung des Attentats auf den König



IM GEFÄNGNIS LIEST Broz viel und verlässt es 1934 als gebildeter Mann. Seine Heimat hat sich unterdessen in eine Diktatur verwandelt: König Alexander hat die Verfassung aufgehoben und lässt politische Aktivisten verfolgen, allen voran Kommunisten (Foto in einem gefälschten Pass, 1930er Jahre)

IM OKTOBER 1934 wird der Monarch bei einem Staatsbesuch in Marseille in seinem offenen Wagen erschossen. Hinter dem Mordkommando stecken bulgarische und kroatische Nationalisten, die das Königreich Jugoslawien zerstören wollen. Ein Kameramann filmt das Attentat nahezu vollständig

ALS HOFFNUNGSTRÄGER der KPJ wird Tito 1935 nach Moskau gesandt. Dort hat die Zeit der von Stalin befohlenen »Säuberungen« begonnen – und der Terror erreicht auch die Herberge des jugoslawischen Berufsrevolutionärs: das »Hotel Lux« (rechts eine Ansicht des Gebäudes um 1900), in dem seit den 1920er Jahren kommunistische Funktionäre und Emigranten aus aller Welt unterkommen. Tito bleibt von Stalins Schergen verschont – und steigt zum Generalsekretär der KPJ auf





IM FRÜHJAHR 1941 teilen Hitler und seine Verbündeten Jugoslawien unter sich auf, Serbien wird deutsches Protektorat. Dort kämpfen Verbände der serbisch-nationalistischen Tschetniks gegen die Besatzer – manche aber kollaborieren später wie hier mit ihnen (oben)

WEHRMACHTSSOLDATEN bei ihrem Vorstoß in der serbischen Stadt Niš, April 1941. Bald darauf rufen die Kommunisten unter Tito einen Volksaufstand aus, für den der Partisanenführer die Parole »Einheit und Brüderlichkeit« ausgibt

VERGEBLICH VERSUCHEN Hitlers Generäle, Tito und dessen Armee auszuschalten. Als im Mai 1944 ein Fallschirmkommando das in einer Felshöhle in Westbosnien gelegene Hauptquartier des Partisanenführers – hier mit seiner Sekretärin und Geliebten Davorjanka Paunović – angreift, entkommt der 52-Jährige mithilfe eines Seiles



beteiligt war. Nun steht der *Poglavnik* (die Entsprechung zu „Führer“ und „Duce“) dem von Deutschland und Italien kontrollierten „Unabhängigen Staat Kroatien“ vor.

Auf Geheiß der deutschen Besatzer beginnen die Ustaša-Fanatiker unverzüglich mit der Verfolgung und Ermordung von Juden und Roma, ihr eigener Hass aber richtet sich vor allem gegen die auf ihrem Territorium lebenden Serben. Hunderttausende werden vertrieben oder unter Zwang zu Katholiken umgetauft. Zu zahllosen wilden Massakern kommt es auf dem Land, wo Ustaša-Milizen ganze Dörfer zerstören und die serbischen Männer, mitunter aber auch Frauen und Kinder mit Äxten und Hämmern erschlagen, lebendig verbrennen und in tiefe Schluchten stürzen. Schnell errichtet das Ustaša-Regime auch Konzentrationslager, das berühmteste ist Jasenovac. Wohl mehr als 300 000 Serben werden während der Kriegsjahre im „Unabhängigen Staat Kroatien“ getötet. Von den rund 40 000 zuvor hier lebenden Juden kommen etwa vier Fünftel um, die etwa 25 000 Roma nahezu vollständig. In ihrem serbischen Protektorat übernehmen die Deutschen dies selbst: Bereits bis August 1942 haben Wehrmacht und SS hier praktisch alle Juden und Roma ermordet.

Widerstand gegen die Besatzer geht zumindest zeitweise von sogenannten Tschetniks aus: serbisch-nationalistischen, ultrakonservativen Kämpfern, die sich auf Freiwillige aus der Zeit der Balkankriege und des Ersten Weltkriegs berufen und wie diese lange Haare und Bärte tragen.

Viele Gruppen schließen sich zu einer größeren Armee zusammen, unter Führung eines Offiziers der besiegten jugoslawischen Streitkräfte, der sich mit der Kapitulation nicht abfinden will und ein ethnisch reines Großserbien anstrebt. Seine Tschetniks ter-

rorisieren vor allem Kroaten und slawische Muslime in Ostbosnien, schneiden ihren Opfern die Kehlen durch, erstechen oder pfählen sie. Insgesamt wohl mindestens 50 000 Menschen werden von ihnen ermordet.

Im von Bulgarien okkupierten Gebiet wiederum machen die Besatzer Jagd auf Serben, vertreiben mehr als 100 000, während die hier mehrheitlich lebenden Mazedonier als Bulgaren vereinnahmt werden. Und im Kosovo und anderen italienisch kontrollierten Gebieten verfolgen Albaner mit Unterstützung der Besatzer Serben und Mazedonier. Es ist eine Apokalypse enthemmter Gewalt.

WEGEN DES HITLER-STALIN-PAKTS weist Moskau die jugoslawischen Kommunisten zunächst an, keinen Widerstand gegen die Deutschen zu leisten. Erst als die Wehrmacht am 22. Juni 1941 die Sowjetunion angreift, ist der Weg frei. Die Kommunisten unter Führung Titos beginnen einen Partisanenkrieg und rufen Anfang Juli den Volksaufstand aus. Als einzige Kraft in Jugoslawien denken die Kommunisten dabei über die Grenzen der Volksgruppen hinaus: Ihre Einheiten bestehen aus Kämpfern aus allen Landesteilen. Tito schwört sie auf „Brüderlichkeit und Einheit“ ein – jene Losung, die einmal zum Motto des sozialistischen Jugoslawiens werden wird.

In verschiedenen Gebieten des zerschlagenen Staates operieren die Partisanen und werben Freiwillige und Verbündete. In Serbien schließen sich ihnen auch einzelne Gruppen von Tschetniks an, und anfangs strebt Tito sogar die Zusammenarbeit mit dem Oberkommandieren der meisten Tschetnik-Verbände an. Aber es ist eine zu ungleiche Allianz: hier der Völkerfreundschaft predigende Kommunist, dort der nationalistische und königstreue Kommunistenhasser. Also kämpfen auch ihre Truppen bald gegeneinander – ein weiterer Krieg im Krieg.

Im November 1941 vertreiben die Deutschen die Partisanen aus einem Gebiet im westlichen Serbien, das die in den Monaten zuvor erobert hatten. Ihre erste große Niederlage; Tito bietet sogar seinen Rücktritt an.

Seine Truppen setzen sich nach Bosnien-Herzegowina ab, ins Ustaša-Territorium. Die Grausamkeit der kroatischen Faschisten treibt den Partisanen massenweise Verzweifelte in die Arme. Auch die Racheaktionen der Wehrmacht, deren Leitung befiehlt, für jeden getöteten Deutschen 100 Zivilisten zu töten, lassen vor allem in Serbien viele zu den Widerstandskämpfern überlaufen.

Als die Partisanen erneut bedrängt werden, zieht Tito mit ihnen in einem dreiwöchigen Marsch durch Zentralbosnien nach Westen. Es sind abgerissene Gestalten, die sich durch die raue Bergwelt kämpfen. Medizin und Lebensmittel sind knapp, viele leiden an Skorbut. „Wir kauten junge Birkenblätter oder pressen den Saft aus der Rinde, um ihn zu trinken“, erinnert sich Tito. Zu essen gibt es eine Art Brot, steinhart, aus getrockneten wilden Birnen und etwas Gerste.

Ein britischer Militärbeobachter, der im folgenden Jahr einige Zeit bei den Partisanen verbringen wird, staunt über deren totale Hingabe an Tito, aber auch über ihre Enthaltbarkeit. „Keine Trinkgelage, kein Plündern, keine Frauengeschichten.“ Stehlen lässt Tito unter Strafe stellen, Plünderer werden abgeurteilt. Doch auch die Partisanen begehen Verbrechen, üben Vergeltung, misshandeln oder erschießen Gefangene, vor allem später, als sie die Oberhand gewinnen.

Dennoch ist ihr Ansehen bei der Bevölkerung hoch, und immer mehr Freiwillige schließen sich ihnen an. Anfang 1943 zählt die sogenannte Volksbefrei-

ungsarmee bereits 150 000 Männer und Frauen; sie kontrolliert ein großes Gebiet in Westbosnien und angrenzenden Regionen. Die Wehrmacht, die einmal davon ausging, mit 30 000 Mann Jugoslawien beherrschen zu können, hat nun eine Viertelmillion im Land stehen. Viele deutsche Soldaten werden ihre Versetzung beantragen, selbst an die Ostfront, um nur dem Guerillakrieg zu entgehen.

Hitler befiehlt seinen Generälen nun, alle „europäischen Hemmungen“ abzustreifen. In mehreren großen Offensiven versucht die Wehrmacht, Titos Armee auszulöschen. „Unternehmen Weiß“, Februar 1943: Bei teils minus 25 Grad kesseln die Deutschen und ihre Verbündeten in wochenlangen Gefechten die Partisanen in Westbosnien ein. „Keine andere Armee hätte weitergekämpft“, wird Tito später stolz über seine Truppen sagen. Die können schließlich nach Südosten durchbrechen, und mit einem kühnen Manöver gelingt im letzten Moment die Flucht über den Fluss Neretva in die östliche Herzegowina und weiter Richtung Montenegro. „Unternehmen Schwarz“, Mai 1943: Wieder schließt sich ein Belagerungsring um die Partisanen, diesmal im rauen Gebirge Montenegros. Wieder kämpfen sie sich frei. Bei einem Luftangriff wird Tito durch eine Granate verwundet. „Unternehmen Rösselsprung“, Mai 1944: Fast 1000 Fallschirmspringer greifen das Hauptquartier der Partisanen an, jeder von ihnen mit einem Foto von Tito in der Tasche. Ihr Auftrag: ihn zu fangen oder zu töten. Während die Deutschen den Eingang zu seiner Felshöhle mit Maschinengewehren beschießen, lassen er und sein Stab sich an einem Tau aus Fallschirmseilen 15 Meter in ein Bachbett hinab und fliehen.

Tito, der inzwischen 52 Jahre zählt und den die Partisanen „Genosse Stari“, der Alte, nennen, wird auch wegen solch tollkühner Aktionen zum

Helden, zur Galionsfigur des Widerstands. Stets strahlt er Zuversicht und Gelassenheit aus. Meist ist seine Uniform sauber und gebügelt, das Gesicht rasiert, hält er sich auch trotz bleierner Müdigkeit aufrecht.

Die Offensiven der Deutschen bereiten den Partisanen zwar schwere Verluste, bewirken aber auch, dass die Alliierten sie Ende 1943 als offizielle Verbündete anerkennen. Premierminister Winston Churchill, den in dieser Phase des Krieges nach eigenen Worten nur noch interessiert, „wer die meisten Deutschen tötet“, unterstützt die jugoslawischen Kommunisten fortan mit Waffen.

Die Weltlage hat sich inzwischen gegen die Achsenmächte gewendet. Nach ihrem Triumph bei Stalingrad rückt die Rote Armee im Osten vor. Die West-Alliierten haben in Nordafrika gesiegt, sind auf Sizilien und in Süditalien gelandet, planen ihre Invasion in der Normandie. Für Jugoslawiens Partisanen bedeutet die Kapitulation Italiens im September 1943 den Durchbruch. In den bisher italienisch kontrollierten Regionen Dalmatien und Montenegro bringen die Aufständischen weite Gebiete unter ihre Kontrolle, erbeuten große Mengen Waffen und Munition, einige italienische Divisionen laufen sogar zu ihnen über.

Titos Volksbefreiungsarmee stößt im folgenden Jahr nach Serbien vor, an dessen Außengrenze bereits die auf den Balkan durchgebrochene Rote Armee aufzieht. Nach erbitterten Gefechten erobern die sowjetischen Truppen, unterstützt von den jugoslawischen Einheiten, im Oktober 1944 Belgrad. In monatelangen Kämpfen drängen die Partisanen, wieder weitgehend auf sich selbst gestellt, daraufhin die Deutschen weiter zurück. Am 8. Mai 1945, dem Tag der deutschen Kapitulation, fällt als letzte faschistische Bastion die Ustaša-Hochburg Zagreb.

Unter schwierigsten Bedingungen, mit entsetzlichen eigenen Verlusten und gegen eine erdrückende Übermacht, ist den Partisanen unter Tito gelungen, wozu niemand sonst im faschistisch beherrschten Europa die Kraft hatte: fast ohne alliierte Hilfe die Besatzer zu schlagen und zu vertreiben.

BEREITS WÄHREND DES KRIEGS hat Tito eine Geheimpolizei zur Verfolgung von Gegnern gegründet, nun ist der Tag der Abrechnung gekommen: Zehntausende Kollaborateure werden von speziellen Gerichten zu Haft, Arbeitslager oder Tod verurteilt. Ein langer Zug Flüchtlinge, das letzte Aufgebot des Ustaša-Staates, aber auch Tschetniks, Slowenen und Bosniaken, die mit den Besatzern gemeinsame Sache gemacht haben, versucht nach Österreich zu entkommen und wird eine Woche nach Kriegsende beim Grenzort Bleiburg aufgehalten. Schätzungsweise 50 000 Menschen werden von den Partisanen ermordet. Ob Tito über die Gräueltaten informiert ist, sie vielleicht angeordnet hat, weiß niemand.

Sicher ist, dass der Kroatte schon sehr früh Pläne trifft, wie er die Macht im neuen Staat ergreifen kann. In den befreiten Gebieten haben Volksausschüsse der Kommunisten bereits die Verwaltung übernommen und Gegner enteignet. Öffentlich beteuert Tito aber, dass das zukünftige politische System noch offen sei.

Derweil verhandeln Churchill und Stalin, in bewährter Großmachtmanier ohne die Betroffenen, über ihre künftigen Interessenssphären. Der Kremlchef beruhigt Churchill, der Jugoslawien wieder als parlamentarische Monarchie sehen möchte, sichert dem Briten eine geteilte Einflussnahme zu. Und Tito spielt das Spiel mit, indem er eine Interimsregierung mit Exilpolitikern bildet.

Doch bei den Wahlen zu einer verfassungsgebenden Versammlung im November 1945 neutralisieren die Kommunisten ihre Konkurrenz durch ein erzwun-

genes Mehrparteienbündnis, die verbliebenen oppositionellen Parteien boykottieren die Stimmabgabe. Dass die von der KPJ dominierte „Volksfront“ ein Ergebnis von mehr als 90 Prozent erreicht, liegt allerdings auch an der Autorität des Kriegshelden Tito. Am 29. November lässt er die „Föderative Volksrepublik Jugoslawien“ ausrufen, einen sozialistischen Einparteiensstaat nach sowjetischem Vorbild. Im Gegensatz zur Königsdiktatur soll den Bürgern nicht eine Einheit aufgezwungen werden, die Teilrepubliken existieren vielmehr gleichberechtigt nebeneinander.

STALIN MUSS zufrieden sein: Jugoslawien ist als sozialistisches Land auferstanden. Doch ihm dürfte bereits klar sein, dass Tito sich nun nicht freudig dem Willen der UdSSR beugen wird. Die jugoslawischen Kommunisten strotzen vor Selbstbewusstsein. Und Tito eignet sich von seinem Naturell her ohnehin nicht zum Vasallen.

Bereits während des Partisanenkampfes hatte er immer wieder Stalins Unmut erregt, weil er sich nicht an dessen Vorgaben hielt. Und schon wenige Jahre nach Kriegsende eskalieren die Beziehungen, gehen giftige Briefe hin und her, Stalin nennt Tito einen „Abweichler“, wirft ihm Hochmut und Verrat vor, weil dieser unter anderem ein Bündnis mit Albanien und Bulgarien schmiedet, ohne Moskau zu konsultieren. Tito aber denkt nicht daran, sich vollständig Stalins Willen unterzuordnen. Im Juni 1948 wird Jugoslawiens KP schließlich aus dem Kreis der kommunistischen Parteien ausgeschlossen. Unverhohlen werden die jugoslawischen Kommunisten zum Sturz des Abtrünnigen aufgerufen, Stalin versucht sogar, Tito liquidieren zu lassen. Aber der Partisanenführer behält, wie schon so oft, die Nerven. „Hör auf, Mörder nach mir auszusen-

DEUTSCHE SOLDATEN im April 1941 in den Trümmern Belgrads, mit dessen Bombardierung Hitlers Griff nach Jugoslawien begonnen hat. Dreieinhalb Jahre später erobert die sowjetische Armee die Hauptstadt mit Unterstützung jugoslawischer Partisaneneinheiten zurück



NICHT NUR DIE DEUTSCHEN töteten auf dem Balkan massenhaft Menschen. In Kroatien ermordet die mit dem Hitler-Regime kollaborierende faschistische Organisation »Ustaša« in eigenen Konzentrationslagern Juden, Roma und vor allem Serben (Hinrichtung an einem Massengrab in der Nähe des berühmten KZ Jasenovac)

DIE ALLIIERTEN erkennen Titos Partisanenarmee Ende 1943 als offiziellen Verbündeten an. Waffen erhalten die kommunistischen Kämpfer fortan vom britischen Premierminister Winston Churchill, den Tito im August 1944, knapp ein Jahr nach der Befreiung Süditaliens, in Neapel trifft





DAS EHEPAAR BROZ in seiner Residenz auf der Adria-Insel Vanga, 1956. Tito ist inzwischen Staatspräsident Jugoslawiens und regiert den von ihm gegründeten sozialistischen Einparteiensstaat relativ liberal und unabhängig von Moskau. Ein Weg, der dem Land goldene Jahre und Tito die Ablehnung der Sowjetführung beschert

DIE PERSÖNLICHE AUTORITÄT des einstigen Partisanen und der wachsende Wohlstand halten die »Föderative Republik Jugoslawien« jahrzehntlang zusammen. Dieses Bild aus den 1970er Jahren zeigt den Staatschef bei einer Sitzung mit Vertretern seiner Streitkräfte

EIN AUSUFERNDER Personenkult steigert Titos Bedeutung für das Land ins Unermessliche. Maiparaden (wie hier 1960 im slowenischen Ljubljana) finden unter seinem Porträt statt, sein einstiger Kampfname prangt auf Anzeigetafeln, Flugzeugen und Berghängen. Als der »Marschall von Jugoslawien« 1980 stirbt, trauert das ganze Land. Und fällt elf Jahre später zurück in Krieg und Terror



den! Wir haben bereits fünf von ihnen gefangen“, schreibt er kalt an Stalin. „Falls du das nicht verstehst, schicke ich einen sehr effizienten Killer nach Moskau zu dir. Ich muss bestimmt keinen zweiten nachsenden.“

Der Bruch mit Stalin wird, nach dem Partisanenkampf, zum zweiten Gründungsmythos des neuen Jugoslawien. So wie die Bürger stolz auf ihren Sieg über Hitler sind, blicken sie nun voller Respekt auf ihren Staatschef, der dem sowjetischen Diktator die Stirn geboten hat. Mit der zeitweiligen Isolation im Ostblock entgeht das Land auch der politischen und wirtschaftlichen Gleichschaltung mit der UdSSR und kann Handelsbeziehungen mit dem Westen eingehen.

Während des Wiederaufbaus entwickelt Jugoslawien einen Sozialismus eigener Prägung: Statt staatlicher Planwirtschaft verwalten gewählte Arbeiterräte die Betriebe und Industrieanlagen, in Grenzen werden auch Marktwirtschaft und Privatunternehmen erlaubt. Mit Erfolg: In den 1950er Jahren wächst die Wirtschaft kräftig. Tito führt ein zwar autokratisches, aber recht liberales Regime: Maßvolle Kritik ist erlaubt, das Land öffnet sich für Touristen aus dem Westen und gewährt auch seinen Bürgern Reisefreiheit. Es sind die „Goldenen Jahre“: Plötzlich kann sich fast jeder einen Kühlschrank, Fernseher, ein Auto leisten.

Zwar spotten manche über die Eitelkeit ihres auf Lebenszeit eingesetzten Präsidenten, der maßgeschneiderte Fantasie-Uniformen ebenso liebt wie Yachten und Limousinen, dessen Luxusleben den Staat mehr kostet als das des einstigen Königs Alexander und der sich gern mit Filmstars wie Sophia Loren und Richard Burton umgibt. Aber auch seine Gegner müssen anerkennen, dass Tito nun vom grimmigen Guerillakämpfer zu einem international respektierten Staatsmann aufsteigt. 1961 ist er einer der Initiatoren der Bewegung der Blockfreien Staaten, die sich mitten im Kalten Krieg für Frieden und Abrüstung einsetzt. US-Präsident Richard Nixon nennt den Führer des vergleichsweise kleinen Jugoslawien sogar einen „Riesen auf der Weltbühne“. Als er am 4. Mai 1980 wenige Tage vor seinem 88. Geburtstag stirbt, ist das ganze Land von Trauer überwältigt.

DER ZUNEHMENDE WOHLSTAND der Nachkriegsjahrzehnte, vor allem aber Titos persönliche Autorität, sein Charisma, haben die alten Ressentiments lange überdeckt. Der kroatische Bauernsohn, dem als überzeugten Kommunisten alles Nationalistische zutiefst fremd war, schärfte seinem Volk immer wieder die „Brüderlichkeit und Einheit“ der Jugoslawen ein, moderierte bei Konflikten, schlichtete, ermahnte. Griff auch hart durch, etwa als im „Kroatischen Frühling“ 1971 viele Kroaten mehr Selbstbestimmung forderten.

Doch jetzt, nach seinem Tod und im Schatten einer massiven Wirtschaftskrise, brechen von Neuem die ethnischen Gegensätze auf. Besonders schwer lastet die Hypothek des Weltkriegs auf der Republik: Nie wurden die gegenseitigen Massaker aufgearbeitet, stattdessen übertünchte der staatlich verordnete Mythos des gemeinsamen Partisanenkampfs alle Konflikte.

Zur gleichen Zeit, als US-Geheimdienste noch spekulieren, bei Tito handele es sich gar nicht um den Kroaten Josip Broz, prophezeit ein Memorandum der CIA vom September 1979 eine unruhige Epoche nach dem Tod des Präsidenten. Dessen „Rolle bei der Gestaltung des modernen Jugoslawien“ sei so groß gewesen, „dass es fraglich ist, ob es möglich sein wird, den Staat ohne ihn zu erhalten“.

Damit behalten die Amerikaner recht: Elf Jahre nach Titos Tod wird sein Reich zerbrechen. Und Jugoslawen werden wieder auf Jugoslawen schießen. ♦

LITERATURTIPPS

JOŽE PIRJEVEC

»Tito – Die Biografie«

Ausführliche, teilweise sehr wohlwollende Darstellung (Kunstmann).

MARIE-JANINE CALIC

»Geschichte Jugoslawiens«

Detailreicher Blick – von der Vorgeschichte bis zum Zerfall (C. H. Beck).



Lesen Sie auch »Jugoslawien

1945: Marsch in den Tod«

(aus GEOEPOCHE Nr. 77) auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Das nach der Besetzung im Zweiten Weltkrieg als sozialistische, föderative Republik neu gegründete Jugoslawien ruht gänzlich auf dem Wirken seines jahrzehntelangen Staatshaupts: Josip Broz, genannt Tito, gelingt es als Partisanenführer, die Volksgruppen des Landes im Kampf gegen die Besatzer zu vereinen, und formt danach einen autokratisch regierten, aber vergleichsweise liberalen Staat – der jedoch bald nach seinem Tod blutig kollabiert.

1980er Jahre

Albanien

EIN KÄMPFERISCHES VOLK

präsentiert sich auf der Fassade des Nationalen Geschichtsmuseums in Tirana. Ganz rechts: Partisanen des Zweiten Weltkriegs



IM NORDKO



*Enver Hoxha erklärt Albanien zum atheistischen Staat, seine Geheimpolizei, die Sigurimi, verfolgt angebliche Regimegegner mit extremer Brutalität. Unter ihm ist Albanien das isolier-
teste Land Europas und bitterarm.*

»AM ANFANG SAGTE DIE PARTEI: „Bald werdet ihr mit goldenen Löffeln essen“, und wir haben es geglaubt. Dann rief Hoxha zu den Massen: „Auch wenn wir Gras essen werden, dem Druck der fremden Mächte werden wir uns nicht beugen“, und so aßen wir Gras.«

NEIM PASHA

»ICH WUSSTE NICHT, was Wein, Zitronen oder Fleisch sind. Ich weinte vor Hunger. Mutter sah mich und musste selbst weinen. Sie gab mir eine halbe Scheibe Brot, weil sie nicht mehr geben konnte.«

EIN ALBANER

REA EUROPAS

Nach dem Abzug der deutschen Wehrmacht errichteten Albanien's Kommunisten 1944 eine totalitäre Diktatur. An deren Spitze steht mehr als 40 Jahre lang ein ehemaliger Lehrer und Partisan: Enver Hoxha. Der Stalinist überwirft sich erst mit der Sowjetunion, dann auch mit China, als ihm diese nicht mehr radikal genug sind. Stimmen aus einem abgeschotteten Land

FOTOS: Ferdinando Scianna



»AUF DEM LAND KANNTEN man den Hunger viel besser als in der Stadt. In den 1960er Jahren arbeiteten alle Familien vom Dorf in den Kooperativen und sahen täglich Lebensmittel, von denen sie nur träumen konnten. Kartoffeln, Tomaten und Gurken wurden entweder exportiert oder in die Städte geschickt. Die Mutigsten hielten Hühner im Keller, geheime, reaktionäre Hühner, die nie das Sonnenlicht sahen und denen es streng verboten war zu gackern.«

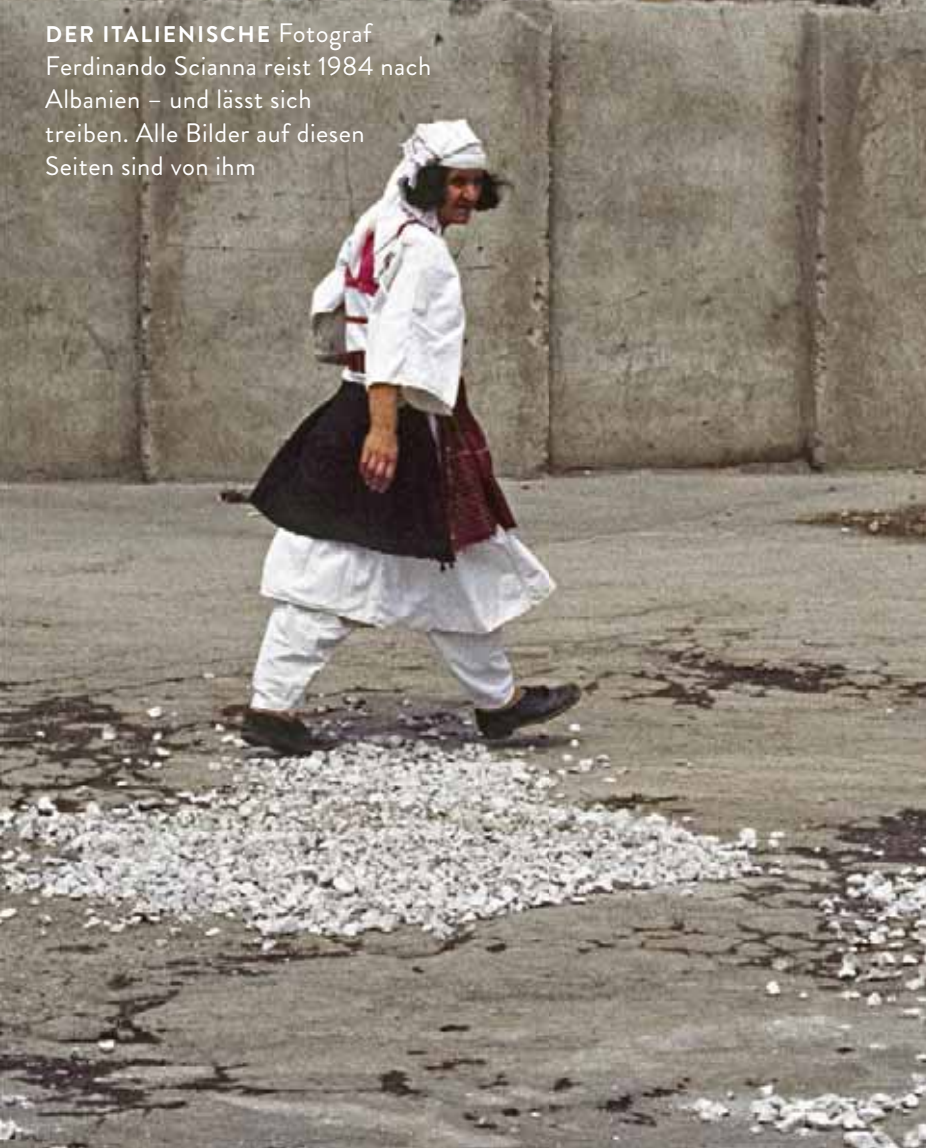
EIN ALBANER

»ENVER HOXHA WAR ein unerschütterlicher Verteidiger, der uns vor allem Übel dieser Welt schützte. Solange Enver über Albanien wachte, konnte uns kein Feind etwas anhaben.«

ALBAN HAJDINAJ



DER ITALIENISCHE Fotograf Ferdinando Scianna reist 1984 nach Albanien – und lässt sich treiben. Alle Bilder auf diesen Seiten sind von ihm



»IRGENDWO AN DER Peripherie Europas entstand ein Nordkorea, ein Bunkerland, ein Festungsland. Im kommunistischen Albanien mischten sich Schmerz und Trauma mit einem Gefühl der Absurdität. Logik bedeutete nichts. Jeden Tag konnte eine Sache, die eine feste Bedeutung hatte, etwas anderes werden.«

GENTIAN SHKURTI

»NICHTS WAR MEIN, nur die Angst gehörte mir. Schöne Frauen mussten mit Sigurimi-Männern schlafen, um nicht ins Gefängnis zu kommen. Die Partei brauchte Kinder, die Arbeiter und Soldaten werden sollten, weshalb Abtreibung und Verhütung verboten waren. Sogar unsere Körper gehörten nicht uns, auch in ihnen lauerte die Partei.«

MARI KITTY-HARAPI

»ALS IN ALBANIEN schwangere Frauen manchmal gefragt wurden: „Wollt ihr lieber einen Jungen oder ein Mädchen?“, antworteten sie: „Was immer die Partei uns gibt!“ Vielleicht antworteten sie nicht immer so, aber es kam vor. Weil die Partei mehr bedeutete als Gott. Gott existierte nicht. Und selbst wenn er existierte, war er nur in der Theorie allmächtig, und in der Praxis war die Partei allmächtig. Gott konnte die Partei nicht zerstören, aber die Partei konnte Gott zerstören.«

STEFAN ARSENI

»DIE KOMMUNISTEN schlossen sofort die katholischen Schulen und machten alles zu Staub. Sie nahmen uns unsere besten Geistlichen weg, vor denen sie sich fürchteten, weil diese Widerstand leisten könnten. Und sie haben sie nicht einfach so getötet. Sie folterten sie vor dem Tod auf schreckliche Weise, als ob das Leiden sie stärken würde.«

SCHWESTER ROSA

»DAS SYSTEM hatte auch seine guten Seiten. Arbeitsplätze für alle, Schulen überall, Krankenschwestern, Hebammen, medizinische Versorgung für Fabrikarbeiter.«

EINE ALBANERIN

»DIE GLEICHHEIT im kommunistischen System war eine Mär, die Gesellschaft war geteilt in Gut und Böse, in Helden der Arbeit und Parasiten, in Städter und Dörfler, in die, die ein wenig besaßen, und jene, die gar nichts hatten. Die Helden der Arbeit brauchten die reaktionären Parasiten, um sie zu verfolgen. Die Guten brauchten die Bösen, um sich überlegen zu fühlen.«

EIN ALBANER

DER DIKTATOR scheint in Albanien allgegenwärtig – als Bild, Büste oder Statue. Der Personenkult wird sogar noch nach seinem Tod weitergehen



MIT KEINEM BLICK würdigen die Kinder die Propagandaparole an einer Wand in Tirana. Der Fotograf ist interessanter



DAS 40. JUBILÄUM des kommunistischen Sieges, das dieses Plakat 1984 feiert, ist das letzte, das Hoxha erlebt. Wenige Monate später stirbt er



»TÄGLICH SAHEN WIR Sendungen, aus denen hervorging, dass die Albaner das glücklichste Volk der Welt seien, und ich glaubte daran, obwohl das ganze Land von Stacheldraht umzäunt war. Bewegte sich am Zaun was, so wurde sofort ein Signal an den Wachturm gesendet. Jedem Flüchtenden konnte der Wachmann in den Rücken schießen.«

STEFAN ARSENI

»DER TOD AN DER GRENZE schreckte mich nicht, denn wo wäre der Unterschied zum täglichen Tod inmitten des Lebens? Ich war ein junger Mensch, doch fühlte ich mich alt und leblos. Ich wollte dem Elend des Lebens, der Hoffnungslosigkeit und der Entwürdigung entfliehen. Derjenige, der fliehen konnte, musste mit dem Bewusstsein leben, dass er Leid hinterlassen hat. Familien von Verrätern wurden auf die gleiche Weise bestraft wie die Verräter selbst.«

EIN ALBANER

ENVER HOXHA wähnt
sich von Feinden umzingelt.
Die irrwitzige Zahl von
173 000 Bunkern soll sein
Land vor Invasoren
schützen (Strand im nord-
albanischen Shkodra)



»DIE LEUTE SCHWATZTEN: „Wenn du allein bist, bist du sicher. Wenn ihr zu zweit seid, müsst ihr auf der Hut sein. Erscheint ein dritter, nehmt die Beine in die Hand.“ Es herrschte nämlich die Überzeugung vor, dass jeder Vierte etwas an die Sigurimi weitergab.«
SHPËTIM KELMENDI

»AUCH ICH WURDE jahrelang unter Druck gesetzt, um ein Informant zu werden. Das war das Entsetzliche an dem Regime, wie leicht es die Menschen korrumpierte, wie leicht es sie dazu brachte, das Vertrauen des besten Freundes zu verkaufen. Enver Hoxha hat um jeden Preis versucht, einen neuen albanischen Menschen zu schaffen, aber er schuf ein Monster.«
RIDVAN DIBRA

»WENN JEMAND AUFFIEL, wenn er die Aufmerksamkeit eines Sigurimi-Agenten erregte, begann die Suche nach einem Vorwand, um ihn zu vernichten. Jedes Jahr produzierte das System neue Volksfeinde, denn die Diktatur brauchte sie genauso wie ihre Anhänger.«
EIN ALBANER

»MEIN COUSIN musste für zwei Jahre ins Gefängnis, weil er während eines Fußballspiels Albaniens gegen Westdeutschland sagte: „Dieser Beckenbauer ist ein großartiger Spieler!“

Die Strafe, so die Begründung des Richters, sei angemessen hart. Schließlich habe der Verurteilte mit seinem Lob für einen deutschen Fußballspieler albanische Fußballer beleidigt und ihre Würde mit Füßen getreten.«
GENTIAN SHKURTI

»ICH WUSSTE NICHT, dass ich in der Lage war, mehrere Stunden in eiskaltem Wasser und mehrere Wochen der Folter auszuhalten. Erst (im Gefängnis, *d. Red.*) in Spaç habe ich verstanden, wie stark der Mensch ist und wie grausam. Manchmal hielten sie mich im Winter bei minus 15 Grad acht Stunden lang draußen gefesselt. Ab und zu kamen sie und machten die eisigen Handschellen fester, die die Wunden an meinen Handgelenken aufrissten, damit ich noch mehr leiden musste.«
ZENEL DRANGU

»ICH HATTE ANGST, wieder zurück ins Gefängnis zu müssen, und ich hatte Angst, nach draußen zu gehen. Ich zitterte vor der Welt. Mit 19 saß ich ein, mit 40 kam ich raus. Ich kannte das wirkliche Leben nicht und wusste nicht, was mich erwarten wird. Ich wusste, dass Gefangene rauskamen und Selbstmord begingen. Sie ertränkten sich oder hängten sich irgendwo auf.«
NEIM PASHA

»DAMIT DAS SYSTEM bestehen konnte, mussten wir alle Angst haben, denn die, die Angst haben, schweigen. Wenn die Angst nachgelassen hätte, hätten wir angefangen zu sagen, dass das Leben unerträglich ist, und wir hätten versucht, das System zu stürzen, was Hoxha um jeden Preis vermeiden wollte. Die Propaganda klebte an uns wie Scheiße am Schuh.«

SHPËTIM KELMENDI

»SCHLIESSLICH STARB sogar unser unsterblicher Führer, und ich weinte. Hoxha erschien mir wie ein Prophet, Jesus Christus, Gott. Ich erinnere mich, dass mein Vater mich fragte: „Hast du den Verstand verloren?“, aber ich war 16 Jahre alt, und es schien mir, dass Albanien ohne Hoxha am Ende war. Dass die Amerikaner, die Italiener, die Deutschen bald kommen und uns alle umbringen würden.«

EIN ALBANER

»VON ZELLE ZU ZELLE verbreitete sich die Kunde: „Er ist tot!“ Ich empfand große Freude und eine große Angst, diese Freude zu zeigen.«

FATOS LUBONJA

ALBANISCHE BAUERN bei der Heuernte. Sie dürfen weder eigene Schafe, Vieh noch Hühner besitzen



EINE KARGE AUSWAHL

bietet dieses Geschäft seinen Kunden. 1984 ist Albanien das drittärmste Land der Welt, die Essensrationen sind mager





Nach Hoxhas Tod im April 1985, bröckelt die Macht des Regimes – bis es 1991/92 kollabiert. Für Albanien beginnt ein beschwerlicher Weg Richtung Demokratie und Marktwirtschaft.

»DER GLÜCKLICHSTE TAG in meinem Leben war der, an dem das System zusammenbrach, als am 20. Februar 1991 im Zentrum von Tirana die goldene Hoxha-Statue gestürzt wurde. Um mich herum weinten Menschen vor Freude und vor Verzweiflung; es graute vor allem denjenigen, die mit dem Regime verbunden waren, denn sie fürchteten sich vor einer Strafe.«

SHPËTIM KELMENDI

»ICH HABE SCHNELL VERSTANDEN, dass keiner daran interessiert war, irgendjemanden zu bestrafen oder unser Leid wiedergutzumachen. Die Vertreter des alten Systems, die so viel Blut vergossen haben, wurden nie bestraft und nie für ihre Taten zur Verantwortung gezogen.«

NEIM PASHA

»DER ALBANISCHE KOMMUNISMUS war kollektiver Wahnsinn. Um nach einem solchen Trauma weiterzuleben, mussten wir es so schnell wie möglich vergessen. Nur dass die Vergangenheit überall präsent ist, wir schleppen sie in uns mit. Man kann sie vergessen, doch ausradieren kann man sie nicht.«

SHPËTIM KELMENDI

GESPRÄCHE IN DER BAR

können in Enver Hoxhas Albanien gefährlich werden. Das Land ist ein Spitzelstaat – und die Geheimpolizei sucht ständig neue Opfer

DAS BUCH

MALGORZATA REJMER

»Błoto słodsze niż miód. Głosy komunistycznej Albanii«

Die polnische Schriftstellerin und Journalistin hat mit Hunderten Albanerinnen und Albanern gesprochen, die Enver Hoxhas Terrorherrschaft überlebt haben.

Das Buch, in dem sie deren Stimmen verewigt hat, ist in der Originalfassung auf Polnisch erschienen. Die obigen Auszüge drucken wir mit freundlicher

Genehmigung des Czarne-Verlags.

Kürzungen sind nicht kenntlich gemacht. Übersetzt hat die Passagen Jakub K. Sawicki.

1982

Nicolae Gheorghe

ZUNÄCHST erforscht Nicolae Gheorghe (1946–2013) die Roma, denen er selbst angehört, als Soziologe. Nach 1989 wird er zu einem ihrer international bekanntesten Vorstreiter und Bürgerrechtler



Die Worte sind klar und unmissverständlich. Radio Free Europe, der von den USA eingerichtete Sender, der in Zeiten des Kalten Krieges die Länder des Ostblocks mit unzensurierten Nachrichten versorgen soll, lässt im Frühjahr 1982 einen Brief verlesen. Ein gewisser Alexandru Danciu klagt darin an: Die Lage der Roma in seiner kommunistischen Heimat Rumänien sei düster; als Minderheit nicht anerkannt, würden diese Menschen ausgegrenzt, diskriminiert, misshandelt. Die Welt müsse endlich von diesem Unrecht erfahren.

Die Diagnose aus dem Brief stimmt. Nur: Einen Alexandru Danciu gibt es nicht. Die kritischen Sätze stammen von Nicolae Gheorghe, einem Wissenschaftler am soziologischen Forschungsinstitut in Bukarest, selbst ein Rom, der den Brief ausländischen Journalisten zugespielt hat. Damit begibt sich Gheorghe in größte Gefahr. Denn offenbar enttarnt ihn das rumänische Regime wenig später. Der Mann, der bald als eine der wichtigsten Stimmen der Roma in Südosteuropa gilt, gerät in das Visier der berüchtigten Staatssicherheit „Securitate“.

Von Indien aus sind die Roma einst, wohl vom 9. Jahrhundert an, in mehreren Wellen über Persien nach Europa eingewandert. Den Balkan erreichen sie im 14. Jahrhundert, hier lassen sich die meisten von ihnen nieder. Die Ankömmlinge zeigen sich als begabte Handwerker, doch ihrer oft dunkleren Haut, ihrer andersartigen Kluft, ihrem anfangs nomadischen Lebensstil begegnen viele Eingesessene mit bitterer Ablehnung.

In den Fürstentümern des späteren Rumäniens werden die meisten Roma-Gruppen sogar versklavt. Sie sind ihrem Besitzer – dem Herrscher, einzelnen Adligen oder der Kirche – ausgeliefert, werden ausgebeutet, nach Belieben verkauft oder bestraft. Viele Jahrhunderte geht das so. Um 1850 endlich erwirken liberale Politiker das Ende dieser Sklaverei. Aber die Befreiung ist vor allem ein juristischer Akt, immer noch leben danach viele Roma-Gemeinschaften, die sich trotz gemeinsamer Sprache, dem Romanes, mitunter stark voneinander unterscheiden, am Grund und Rand der Gesellschaft.

Während des Zweiten Weltkriegs trifft die von Deutschland entfesselte Tötungsmaschinerie auch die als „Zigeuner“ diffamierten Roma in Südosteuropa. Zehntausende von ihnen sterben bei dem Genozid durch deutsche Besatzungstruppen

und deren Handlanger. In Rumänien lässt das mit Berlin verbündete Militärregime ab 1942 etwa 25 000 Roma in entlegene Gebiete deportieren, fast die Hälfte, so Schätzungen, verhungert, erfriert oder geht an Krankheiten zugrunde.

Knapp nur entkommt die Mutter von Nicolae Gheorghe den Verschleppungen. Vielleicht deshalb verleugnet sie später nach außen ihre ethnische Herkunft. Ihr Sohn, geboren 1946, soll keinen Kontakt zu anderen Roma-Kindern haben; die Familie zieht bald nach Bukarest und führt dort bewusst das

Leben einer durchschnittlichen rumänischen Familie.

Doch Nicolae, der bei seinem Soziologiestudium den feinen Blick auf die Gesellschaft trainiert, entdeckt seine eigene kulturelle Identität neu. Begreift sich im Laufe der 1970er Jahre immer entschiedener als Angehöriger einer Minderheit, pflegt deren Sprache – und beginnt als Wissenschaftler möglichst unauffällig die Situation der Roma in Rumänien zu erforschen. Viele von ihnen sind inzwischen assimiliert, einige mit Erfolg ein wenig aufgestiegen, aber die große Mehrheit der weit über 500 000 Menschen leidet, arm und missachtet, nach wie vor unter der Diskriminierung.

Nachdem Gheorghe 1982 das Leid im Radio angeprangert hat –

eine Aktion, die das Regime in Bukarest für staatszersetzend hält –, spionieren ihn die Agenten der Securitate systematisch aus, gewinnen Personen in seinem Umfeld, die ihn aushorchen und beeinflussen sollen. Der Druck belastet seine Ehe, die bald scheitert, treibt ihn letztlich in die politische Tatenlosigkeit. Erst mit dem Ende der kommunistischen Herrschaft 1989 kann er seinen beispiellosen Aktivismus für die Sache der Roma entfalten. Er gründet die wichtigste rumänische Bürgerrechtsbewegung, wird einer der bekanntesten internationalen Fürsprecher seiner Minderheit.

Das Engagement wird bitter gebraucht, denn alte Vorurteile flammen auf, Pogrome gegen Roma erschüttern in den 1990er Jahren Rumänien. Gheorghes durchaus umstrittener Ansatz: Die Roma dürfen sich nicht nur als Opfer begreifen, müssen zugleich ihren eigenen, historisch begründeten Anteil an den Problemen reflektieren – mit dem Ziel, endlich ein echter, akzeptierter Teil der Gesellschaft zu werden. Ein Ziel, das nirgendwo in Europa erreicht ist, als Nicolae Gheorghe 2013 stirbt. Auch nicht auf dem Balkan. ♦

WIDER DAS UNRECHT

Nirgendwo in Europa leben mehr
Roma als auf dem Balkan, doch ihr
Dasein ist von früh an geprägt durch
Ausbeutung und Diskriminierung.
In Rumänien kämpft Nicolae Gheorghe
dagegen an – und riskiert den Konflikt
mit den Spionen der »Securitate«

TEXT: Jens-Rainer Berg

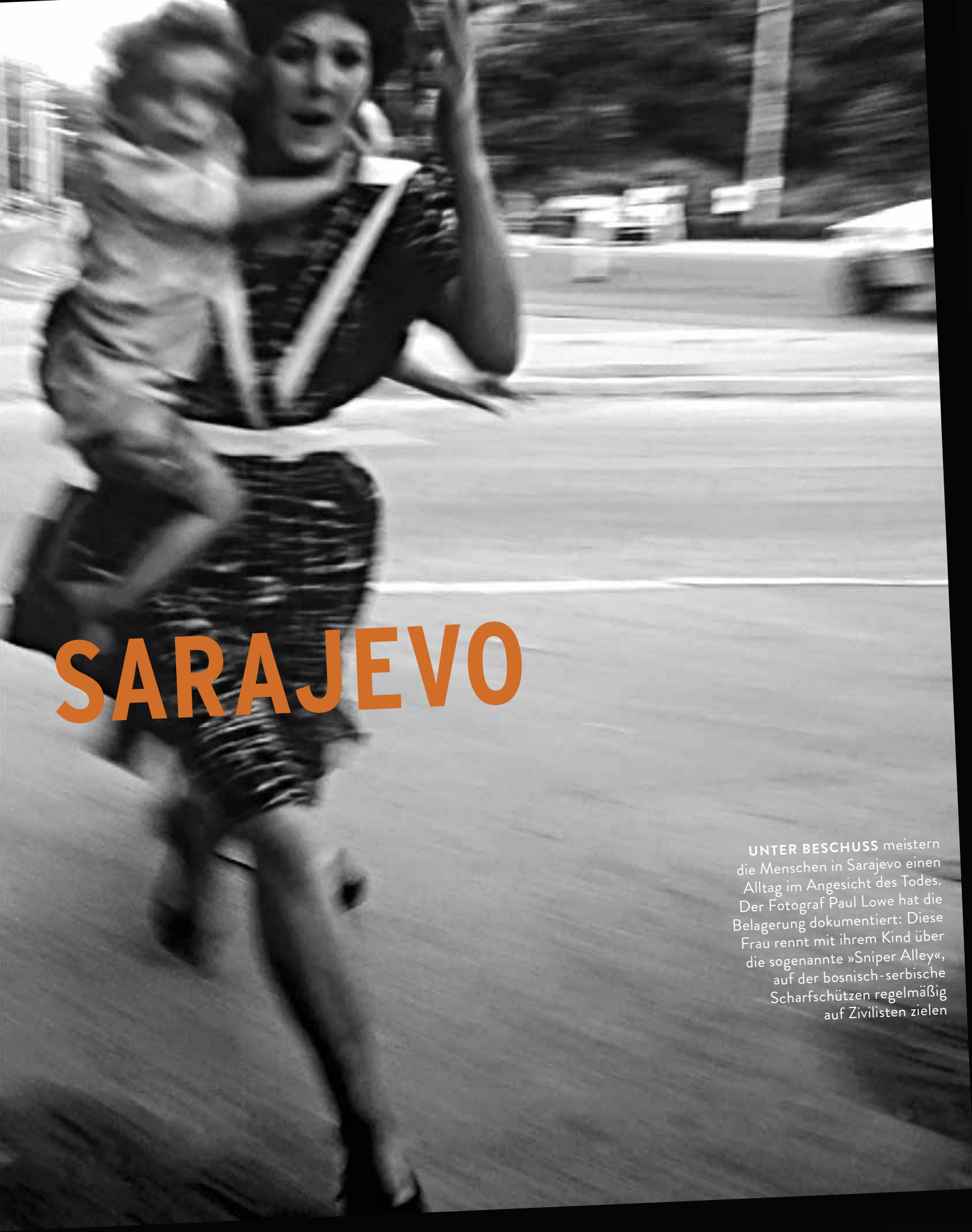


1991–1995

Jugoslawienkriege

DIE 1425 TAGE VON

Anfang der 1990er Jahre zerbricht der Vielvölkerstaat Jugoslawien; Teilrepublik um Teilrepublik erklärt ihre Unabhängigkeit. Die aufbrechenden ethnischen Spannungen und das Hegemoniestreben der Serben befeuern erneut blutige Kriege auf dem Balkan. Besonders opferreich ist der Jugoslawienkonflikt in Bosnien-Herzegowina. Dessen weltoffene Hauptstadt Sarajevo muss die längste Belagerung des 20. Jahrhunderts durchleben



SARAJEVO

UNTER BESCHUSS meistern die Menschen in Sarajevo einen Alltag im Angesicht des Todes. Der Fotograf Paul Lowe hat die Belagerung dokumentiert: Diese Frau rennt mit ihrem Kind über die sogenannte »Sniper Alley«, auf der bosnisch-serbische Scharfschützen regelmäßig auf Zivilisten zielen

Der 5. Februar 1994 ist ein wunderschöner Tag in Sarajevo. Das erinnern alle ganz genau. Zumindest all jene in der Stadt, die ihn und den Bürgerkrieg in Bosnien-Herzegowina überlebt haben. Sonnenstrahlen wärmen die Luft, über allem liegt eine Ahnung von Frühling, von ein bisschen Hoffnung. Tausende sind an diesem Morgen unterwegs, haben die Wintermäntel aufgeknöpft, die Schals gelockert. Sonst wagen sich viele erst im Schutz der Dunkelheit auf die Straßen der belagerten Stadt, die einst ein Inbegriff multikultureller Lebensfreude war. Über Jahrhunderte hinweg lebten hier muslimische Bosnier, katholische Kroaten, Juden und orthodoxe Serben friedlich zusammen, ragten Minarette, Kirchtürme und Kuppeln orthodoxer Gotteshäuser einträchtig nebeneinander in den Himmel.

Doch das scheint lange her. Seit fast zwei Jahren schießen Soldaten des serbischen Lagers von umliegenden Berghängen auf die vieltürmige Stadt an der Miljacka. Mit Mörsern und sogar Flugabwehrkanonen feuern sie Granaten ab, Scharfschützen nehmen jede und jeden ins Visier, Alte, Kranke, Frauen, Kinder, Männer. Tag und Nacht. Die Momente, in denen wie an diesem Morgen das Geschützfeuer fast verstummt, sind selten.

Serbische Nationalisten träumen schon lange von einem serbischen Großreich. Nun, nachdem das alte Jugoslawien auseinandergebrochen ist, erst recht. Seit fast zwei Jahren schon führen sie deshalb Krieg in Bosnien-Herzegowina. Sarajevo ist dabei ihr Faustpfand, und die Menschen dort, fast eine halbe Million Bewohner, haben sie als Geiseln genommen, um ihr Ziel zu erreichen: Mindestens die Hälfte der bosnischen Gebiete beanspruchen die Serben für sich.

Sarajevo ist abgeriegelt. Gas, Strom, Wasser, Telefon – alle Leitungen sind bis auf seltene Augenblicke unterbrochen. Nichts soll in die Stadt hinein, nichts aus ihr heraus, nicht einmal Briefe. Nur der Flughafen ist noch für Hilfsflüge offen, von UN-Friedenstruppen bewacht, um die Eingeschlossenen wenigstens mit dem Nötigsten versorgen zu können. Viele Menschen hungern trotzdem, weil die Bohnen, der Reis und die Hartkekse, die die Vereinten Nationen einfliegen, nicht ausreichen oder weil den Belagerten die Devisen fehlen, auf dem Schwarzmarkt jene begehrten Waren zu kaufen, die auf verschlungenen Wegen doch noch zu ihnen gelangen. Ein Ei kostet fünf D-Mark.

Und so wagen sich viele an diesem lichtdurchfluteten Samstag-

NACH DEN SCHÜSSEN in Sarajevo, mit denen am 5. April 1992 der Bosnienkrieg beginnt, riegeln Einheiten der bosnischen Serben den Großteil der Stadt ab. Und nehmen diesen Tag und Nacht unter Feuer: Diese Frau balanciert über eine zerstörte Brücke im Zentrum. Viele verlassen die belagerte Metropole – etwa im Rahmen einer Evakuierungsaktion für bosnische Jüdinnen und Juden (rechts)



morgen hinaus, getrieben von der Not, verführt von den Sonnenstrahlen. Vielleicht lässt sich an den Ständen des Markale-Marktes im Zentrum mit ein bisschen Glück etwas Essbares finden. Vielleicht kann man auch etwas eintauschen, die alten Kinderkleider gegen ein wenig Zucker oder etwas Kaffee.

Mittags geht es auf dem alten Basar zu fast wie in Friedenszeiten. Dicht drängen sich die Menschen in den Gängen zwischen den Buden. Dann, um kurz nach zwölf Uhr, bricht das Inferno los. Eine Granate schlägt zwischen den Ständen ein. Aus der Entfernung, so werden Zeugen später berichten, hört sich die Explosion seltsam gedämpft an – weil das Geschoss nicht auf offener Straße detoniert, sondern inmitten einer Menschenmenge. Unzählige Metallsplitter zischen durch die Luft. Als sich der Rauch verzogen hat, offenbart sich ein Bild des Grauens: Körperteile, Stoffetzen und Einkaufstaschen überall, zwischen Blutlachen auf dem Pflaster und verstümmelten Leichen liegen stöhnende und wimmernde Menschen. Fernsehbilder zeigen später einen Kopf in der Auslage eines Marktstandes, ein abgetrenntes Bein, den Winterstiefel noch fest um den Fuß geschnürt, liegt auf dem Boden.

Die Granate, Kaliber 120 Millimeter, wie UN-Ermittler feststellen, fordert 68 Tote, mehr als 200 Menschen überleben verletzt, manche schwer gezeichnet. Es ist die höchste Zahl an Opfern, die ein einzelnes Geschoss in Sarajevo gefordert hat. Und es ist diese Dimension des Terrors, die die Welt aufrüttelt – und die Lage grundsätzlich verändern wird. In der eingekesselten Stadt selbst, aber auch im Rest der bedrängten Republik.

5. Februar 1994, kurz nach zwölf Uhr mittags: Der Moment wird zu einer Zäsur im Kampf

um Sarajevo, der 1425 Tage währenden Leidenszeit, die wie wohl kaum eine andere für die brutale Sinnlosigkeit des Bosnienkrieges steht – und die als längste Belagerung einer Stadt des 20. Jahrhunderts in die Geschichte eingehen wird.

FAST AUF DEN TAG GENAU zehn Jahre zuvor, am 8. Februar 1984, hatte Sarajevo die Welt zu Gast – als Austragungsort der XIV. Olympischen Winterspiele. Das Koševo-Stadion ist bis zu den obersten Rängen gefüllt: 50 000 Zuschauer verfolgen begeistert die Eröffnungsfeier, Sarajevos neue Hochhäuser und die Baukräne der prosperierenden Stadt als Kulisse, im Hintergrund die schneebedeckten Berge der Umgebung mit den Austragungsstätten der Wettbewerbe.

Die Spiele sind ein Riesenerfolg, ein gelungenes PR-Spektakel. Zwölf Tage lang lockt das Maskottchen Vučko, „das Wölflchen“, Millionen in aller Welt vor die Fernseher mit einem eigentümlichen Singsang, der dem Ruf des Muezzins nachempfunden zu sein scheint: „Sarajevooooo“. Die Menschen in der Stadt genießen ihre Gastgeberrolle, Sarajevo präsentiert sich als ausgelassene Metropole der Toleranz – und Jugoslawien als Land von „Brüderlichkeit und Einheit“, wie die kommunistische Staatsdoktrin genannt wird, die den Vielvölkerstaat über Jahrzehnte zusammengehalten hat.

Doch die olympische Euphorie kann die Probleme, die das Land im vierten Jahr nach dem Tod des übermächtigen Staatspräsidenten Josip Broz, genannt „Tito“, belasten, nur für kurze Zeit verdrängen. Längst klaffen tiefe Risse zwischen den sechs Teilrepubliken Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Serbien, Montenegro und Mazedonien. Auch das fein austarierte Ausgleichssystem, mit dem die öffentlichen Gelder auf die Regionen verteilt und Konflikte entschärft werden, funktioniert nicht mehr richtig. Denn Jugoslawien steuert dem wirtschaftlichen Abgrund entgegen. Auf die „goldenen Jahre“ folgt in den 1970er Jahren ein bitterer Abschwung, der Staat muss sich immer mehr verschulden, um die steigenden Ausgaben zu finanzieren. Am Ende des nächsten Jahrzehnts steht Jugoslawien vor dem Bankrott.

Je knapper das Geld, desto heftiger die Verteilungskämpfe. Das schon immer latente Gefühl der Benachteiligung in jedem der Landesteile bricht nun offen auf: Die wohlhabenderen Slowenen und Kroaten glauben, zu viel abgeben zu müssen. Die Politiker aus Bosnien-Herzegowina, das mit Mazedonien und Montenegro zu den ärmeren Teil-



EINER DER URHEBER DES LEIDS: EIN **PSYCHIATER**

republiken gehört, wiederum beklagen sich, nicht den Anteil zu bekommen, der ihnen zustünde.

Auch politisch droht der Vielvölkerstaat zu zerbersten. Schon früher hatten Dissidenten sich den Vorwurf zugezogen, gegen die Staatsdoktrin zu verstoßen, etwa der muslimische Bosnier Alija Izetbegović oder der Kroat Franjo Tuđman, der mehr Autonomie für Kroatien gefordert hatte. Beide kamen ins Gefängnis. Doch in der zweiten Hälfte der 1980er lässt sich die Tabuisierung nationaler Bestrebungen nicht mehr durchhalten. In Serbien wandelt sich der zum Chef der serbischen Kommunisten aufgestiegene Bankmanager Slobodan Milošević zum Wortführer der Nationalisten. Immer wieder prangert er die angebliche Benachteiligung seiner Volksgruppe im Kosovo an. Im Juni 1989 spricht Milošević vor mehr als einer Million Zuhörern auf dem Amselfeld – wo ein serbischer Fürst 600 Jahre zuvor einem osmanischen Heer unterlegen sein soll (siehe Seite 44). „Tragische Uneinigkeit“ sei ein Grund der Schwäche Serbiens gewesen, erklärt Milošević und verspricht neue nationale Größe.

Geschickt nutzt Milošević in seinen Reden auch die nicht aufgearbeiteten Traumata des Zweiten Weltkriegs, um seine Landsleute als Opfer darzustellen, die sich nun endlich selbst verteidigen müssten. Die Strategie geht auf: Gegen Ende des Jahrzehnts kontrolliert der Nationalist einen starken Machtblock. Slowenen und Kroaten fürchten eine serbische Hegemonie und halten dagegen. Ein Patt lähmt den Staat.

So stellt das Wendejahr 1989/90 in Jugoslawien die Weichen nicht auf Frieden und Freiheit, wie in Polen, Ungarn oder Ostdeutschland – sondern auf Krieg. Als der „Bund der Kommunisten Jugoslawiens“ im Januar 1990 zu seinem 14. Parteikongress zusammentritt, ist Titos Schöpfung nur noch eine leere Hülle, ausgehöhlt vom Nationalismus der Teilrepubliken. Unfähig, sich über irgendetwas zu einigen, geht er auseinander. Letztlich für immer.

Wie anderswo in Osteuropa müssen die Kommunisten zwar auch in Jugoslawien ihr Machtmonopol aufgeben. Doch da sich die Vertreter der Teilrepubliken nicht auf ein einheitliches Bundeswahlgesetz einigen können, finden die ersten freien Urnengänge 1990 nur auf regionaler Ebene statt. In Kroatien und Slowenien siegen nationalbewegte Parteien. Lediglich in Serbien und Montenegro bleiben die

Kommunisten an der Regierung – dort sind sie selbst die treibende nationalistische Kraft. Mit diesen Wahlausgängen ist das Ende der jugoslawischen Föderation besiegelt.

Am 25. Juni 1991 erklärt Slowenien seine Unabhängigkeit. Die von Serben dominierte Jugoslawische Volksarmee versucht noch, die Abspaltung gewaltsam zu verhindern, muss aber schon nach zehn Tagen wieder abziehen. In Kroatien, das sich am selben Tag wie Slowenien losgesagt hatte, ist die Lage anders: Dort gibt es, anders als in der nördlichen Nachbarrepublik, eine große serbische Minderheit, und die will keineswegs in einem unabhängigen kroatischen Nationalstaat leben. Beide Seiten haben sich in den Monaten zuvor bewaffnet, die kroatischen Serben können zudem auf die Unterstützung der Volksarmee zählen. Jahrelange, brutale Kämpfe, Tausende Tote und Hunderttausende Vertriebene sind die Folge. Einzig in Mazedonien rücken die Truppen der Volksarmee friedlich ab, nachdem sich die Teilrepublik im September 1991 für eine Abspaltung entschieden hatte. Auch hier gibt es nur eine kleine serbische Minderheit.

Ganz anders ist das in Bosnien-Herzegowina. Die Probleme des Vielvölkerstaates Jugoslawien finden sich dort wie durch ein Brennglas gebündelt wieder. In einer Volkszählung 1991 bezeichnen sich 43,7 Prozent der knapp 4,5 Millionen Einwohner als Muslime, 31,3 Prozent rechnen sich der serbischen Volksgruppe zu, 17,3 Prozent den Kroaten. Die Regierungsmacht zwischen den einzelnen Gruppen ist fein ausbalanciert. Aber anders als etwa in Kroatien, wo die Serben vor allem in der sogenannten Krajina an der Grenze zu Bosnien-Herzegowina wohnen, kann keine der Bevölkerungsgruppen klar abgegrenzte Siedlungsgebiete für sich beanspruchen. Alle sprechen Varianten derselben Sprache, und wie in der Hauptstadt Sarajevo leben überall im Rest der Republik Muslime, Serben und Kroaten bunt gemischt nebeneinander. Es gibt nicht ein Dorf, dessen Bewohner ausschließlich Serben, Kroaten oder Muslime sind. Jeder zweite Bosnier hat einen Verwandten, der sich einer anderen Bevölkerungsgruppe zugehörig fühlt als der eigenen.

Die Regierung in Sarajevo stellt dies vor ein schier unlösbares Dilemma. Einen Anschluss an Kroatien etwa würden die bosnischen Serben nicht dulden. Einen Fortbestand der Föderation mit Serbien wiederum würden die Kroaten im Land nicht mitmachen; auch die einheimischen Muslime fürchten die Dominanz der Serben. So bleibt nur eine Option: die Unabhängigkeit. Für die serbischen Funda-



AUS SARAJEVO

BALD WERDEN Lebensmittel in der Stadt knapp. Für Brot etwa müssen die Eingeschlossenen lange anstehen – ebenso für Wasser, denn die Belagerer kontrollieren sämtliche Versorgungsleitungen. Im Juni 1992 erreichen die Vereinten Nationen eine zweifelhafte Absprache: Die Aggressoren verschonen fortan den Flughafen, dürfen aber die Stadt weiter beschießen. Die UN, mit Friedenssoldaten vor Ort, kann nun dürftige Rationen einfliegen und Menschen herausbringen (rechts eine Abschiedsszene)

mentalisten in Bosnien-Herzegowina indes ist das der Casus Belli. Sie wollen einen serbischen Nationalstaat schaffen, der sich dem von Milošević beherrschten Rest-Jugoslawien, also Serbien und Montenegro, anschließt. Einen exakten Plan, wo die Grenze verlaufen soll, gibt es zwar nicht, aber den klaren politischen Willen und einen Anführer, der bereit ist, den Traum von Großserbien gegen alle Widerstände mit Waffengewalt durchzusetzen: Radovan Karadžić, ein Psychiater aus Sarajevo.

Karadžić, dessen Vater im Zweiten Weltkrieg in Montenegro aufseiten der Tschetniks gekämpft hatte, ultrakonservativen, nationalistischen Verbänden, will das multikulturelle Wesen der Stadt radikal verändern, sie aufteilen. Der bei Kriegsbeginn 46 Jahre alte Arzt studierte in Sarajevo Medizin und schrieb Gedichte. Erst spät steigt er in die Politik ein und übernimmt 1990 die Führung der neu gegründeten „Serbischen Demokratischen Partei“ (SDS). Ein Zusammenschluss aller von Serben besiedelten Gebiete ist ihr Ziel – die Vermischung der Nationalitäten wie etwa in Sarajevo, wo ein Drittel der Ehen in der Stadt zwischen Angehörigen verschiedener Volksgruppen geschlossen werden, ist das Gegenteil dessen, was Karadžić vorschwebt.

Bereits im September 1991 entsteht die Idee, Sarajevo militärisch zu belagern. Damit wollen die serbischen Nationalisten die bosnische Regierung zwingen, ihre Gebietsansprüche in der Teilrepublik anzuerkennen. Und sie sind vorbereitet. Sie legen Waffenlager an, bauen serbische Polizeieinheiten auf. Männer mit Kampferfahrung im benachbarten Kroatien, in Freiwilligenverbänden organisiert, können jederzeit losschlagen. Und sie dürfen sich der Unterstützung der Jugoslawischen Volksarmee, noch überall im Land stationiert, sicher sein. Das signalisiert ihnen Slobodan Milošević, der inzwischen Staatspräsident in Belgrad geworden ist.

In einem Referendum stimmen am 29. Februar und 1. März 1992 schließlich 99 Prozent der vor allem muslimischen und kroatischen Teilnehmenden für die Abtrennung von Jugoslawien. Die serbische Minderheit hatte die Abstimmung aus Protest weitgehend boykottiert. Nun bleibt dem muslimischen Präsidenten, Alija Izetbegović, dem bosnischen Dissidenten und politischen Häftling von einst, keine Wahl mehr: Er ruft die Unabhängigkeit aus.



DIE WELT NIMMT Anteil am Leiden der Eingeschlossenen. Doch kein Staat ist bereit, Soldaten in den Kampf zu schicken. Und die Friedenstruppe, die die UN auf den Balkan entsenden, immerhin, hat weder Mittel noch Mandat, selbst Gewalt anzuwenden (UN-Soldaten beim Abtransport von Opfern einer Mörserattacke)

WÄHREND GRANATEN einschlagen, bringen ägyptische Blauhelmsoldaten eine verletzte Frau aus der Gefahrenzone im Zentrum von Sarajevo. Erst nach einem verheerenden Angriff am 5. Februar 1994 auf den zentralen Markt der Stadt erzwingt die Nato zeitweilig einen Stopp des Bombardements. Die Belagerung indes geht weiter





5. APRIL 1992, EIN SONNTAG. Eigentlich soll dies ein Tag des Friedens werden. Bürgerrechtsgruppen haben zu einer Kundgebung in Sarajevo aufgerufen, Zehntausende sind auf den Beinen. Sie wollen zum bosnischen Parlament, vor dem serbische Nationalisten Barrikaden errichtet haben. Die Stimmung ist locker. In Sprechchören rufen die Demonstranten: „Wir sind für Frieden.“ Jugendliche halten ein Plakat mit dem Slogan hoch: „Sex, Drugs & Rock 'n' Roll“.

Plötzlich fallen Schüsse. Scharfschützen zielen in die Menschenmenge, die auf einer Brücke die Miljacka überquert. Suada Dilberović, eine Medizinstudentin, ist sofort tot, die Stenotypistin Olga Sučić stirbt auf dem Weg ins Krankenhaus. Kurz darauf wird die Stadt abgeriegelt: Barrikaden und quergestellte Autoanhänger blockieren die Zufahrtsstraßen, dahinter haben sich bosnisch-serbische Kämpfer verschanzt.

Von den Hügeln feuern bald schwere Geschütze aus offenkundig vorbereiteten Stellungen Granaten auf das Stadtzentrum. Fortan wird kein Ort mehr sicher sein. Tag für Tag werden nun im Schnitt mehr als 300 Geschosse niedergehen, an schlimmen Tagen auch das Zehnfache.

Es ist der Beginn des Bosnienkriegs und der Belagerung Sarajevos. Die beiden toten Frauen auf der Brücke sind die ersten Opfer. Einstige Freunde und Arbeitskollegen schießen nun aufeinander, Nachbarn auf Nachbarn, Verwandte auf Verwandte. Es wird der brutalste, der blutigste der Kriege im zerfallenden Jugoslawien.

Die Regierungstruppen in Sarajevo sind im Gegensatz zu den serbischen Nationalisten schlecht gerüstet. Auf drei bis vier Soldaten kommt bei manchen Einheiten gerade mal ein Gewehr. In ihrer Verzweiflung werden die Verteidiger der Stadt bald vier Kanonen von Titos Partisanenarmee aus dem Revolutionsmuseum requirieren. Der selbst gebaute sogenannte bosnische Cocktail – eine mit Sprengstoff gefüllte Coca-Cola-Dose – kann mitunter sogar gepanzerte Fahrzeuge stoppen.

Zwar bilden sich in der abgeriegelten Stadt schnell Selbstverteidigungskomitees. Fast jedes Viertel hat bald einen eigenen Kommandanten. Mitunter sind es auch kriminelle Gangs, die ihre Anhänger zum Kampf verpflichten. Überall werden Kontrollposten errichtet, Panzersperren und Barrikaden. Dennoch herrschen bald teils anarchische Zustände. Vor allem im Sommer 1992 misshandeln etwa irreguläre muslimische und kroatische Milizen serbische Mitbürger und zwingen sie dazu, an der Front ungeschützt Gräben auszuheben.

Nach späteren Schätzungen kommen mindestens 150 serbische Zivilisten in Sarajevo um. Viele Tausend fliehen aus der Stadt. Eine große Zahl der ehemals etwa 80 000 serbischen Bewohner des belagerten Teils Sarajevos aber entschließt sich, genauso wie viele kroatische und jüdische Bürger, zu bleiben, manche kämpfen gemeinsam mit den muslimischen Soldaten für die Verteidigung ihrer Heimat. Sarajevos multikultureller Geist lebt. Noch.

27. MAI 1992. Lebensmittel sind knapp in der eingeschlossenen Stadt. Die Menschen müssen anstehen, für Brot, für Wasser. Die Belagerer wissen das, beobachten alles von ihren Posten in den Bergen oft mit bloßem Auge. An diesem Morgen feuern sie drei Granaten auf Anwohner, die in der Altstadt für Brot

anstehen. 16 Menschen sterben, mehr als 100 werden verwundet. Sogar die Krankenwagen, die Verletzte ins Hospital bringen, werden beschossen. Die Absicht ist klar. Niemand soll sich mehr sicher fühlen in Sarajevo, Ziel ist größtmöglicher Terror.

Der Beschuss geschieht indes keineswegs wahllos. Es gilt, Angst und Schrecken zu verbreiten – und die Infrastruktur der Stadt und des Staates zu zerstören. Immer wieder richten die Kanoniere der bosnischen Serben ihre Geschütze etwa auf den Präsidentenpalast, vom Hauptpostamt mitsamt der Telefonzentrale bleiben nur die verkohlten Außenmauern stehen, der Fernsehturm, selbst Krankenhäuser werden unter Feuer genommen. Bereits im April 1992 zerschießen die serbischen Nationalisten das Olympische Museum, im Mai steht die einzigartige Manuskriptsammlung des Orientalischen Instituts in Flammen, bald auch die Nationalbibliothek mit ihren 1,5 Millionen Bänden. Wind verteilt die Asche der verbrannten Buchseiten in der Stadt. Moscheen werden gezielt attackiert, ebenso wie katholische Kirchen. Es ist auch ein Feldzug gegen Sarajevos multikulturelle Identität: Deren Zeugnisse wollen die Angreifer auslöschen. Egal wie.

Die Welt nimmt Anteil am Leiden der Menschen. Das schon. Fernsehnachrichten bringen immer wieder Aufnahmen von den Granateinschlägen in der Vielvölkerstadt, den Zerstörungen, den Opfern. Der italienische Opernsänger Luciano Pavarotti und der irische Rockstar Bono werden zusammen ein Lied über Sarajevo aufnehmen und ein Benefizkonzert für Kinder in Bosnien-Herzegowina organisieren. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen ruft im Mai 1992 alle Parteien dazu auf, die Kämpfe sofort zu beenden, doch militärisch möchte keiner in den Kampf eingreifen, weder die Nato noch die europäischen Nachbarländer.

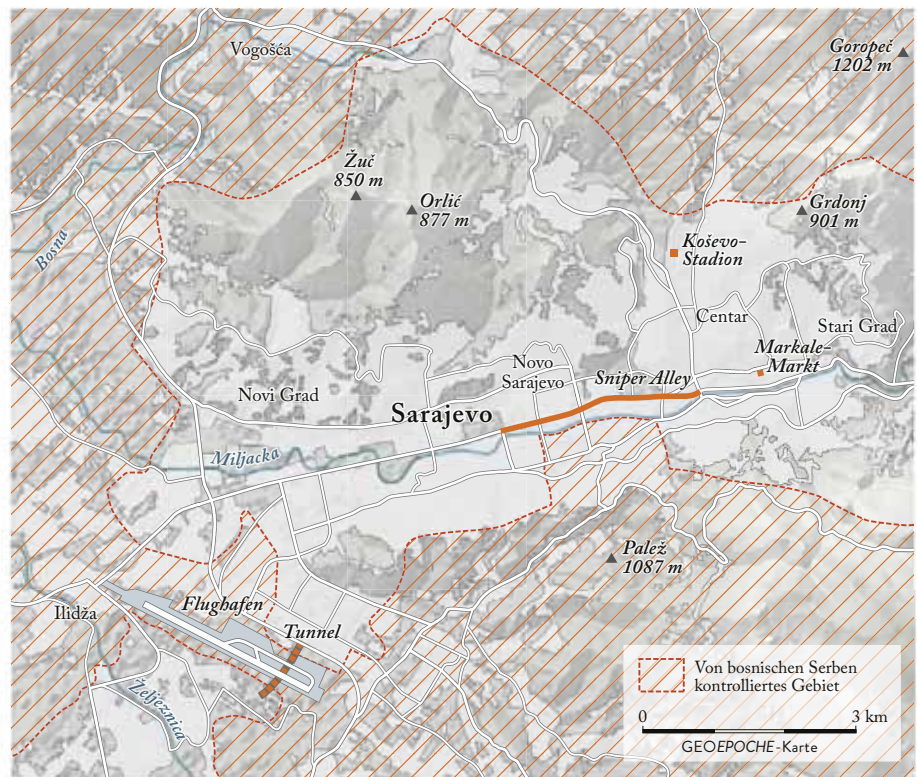
Westliche Militärstrategen halten eine Intervention mit Bodentruppen für zu gefährlich, das Risiko eigener Verluste für zu groß. Und welche staatliche Ordnung sollten sie in Bosnien-Herzegowina auch durchsetzen? Darüber herrscht keine Einigkeit. Im Februar hatte der Sicherheitsrat immerhin eine internationale Friedensstruppe organisiert: UNPROFOR (United Nations Protection Force). Sie soll zunächst in Kroatien als Beobachter fungieren, dann kommt die Aufgabe hinzu, die Zivilbevölkerung zu schützen, auch in Bosnien-Herzegowina. Doch Gewalt anzuwenden, dafür haben die Einheiten weder das Mandat noch die Mittel. Das macht sie schwach – und angreifbar. Später werden UN-Soldaten von bosnischen Serben sogar als Geiseln genommen werden.

AUF DEN HÖHEN über der Stadt haben die bosnischen Serben ihre Artilleriestellungen. Von dort oben aus betrachtet liegt ihnen Sarajevo – wie auf dieser Panorama-Aufnahme – zu Füßen. Jeden Punkt können die Belagerer praktisch ungestraft mit Granaten beschießen. Immer wieder sterben dabei auch Kinder: Diese Familie (unten links) trauert um einen Jungen, der beim Spielen von einer Mörsergranate getötet wurde

5. JUNI 1992. An diesem Tag, zwei Monate nach Beginn der Belagerung, vereinbart der UNPROFOR-Leiter für zivile Angelegenheiten mit beiden Seiten



DIE GEQUÄLTE STADT



EINGESCHNÜRT wie in einen Sack ist die ehemalige Olympiastadt Sarajevo ab April 1992 (der Belagerungsring setzt sich auch im Osten fort). Einziges Tor zur Außenwelt bleibt der Flughafen, über den die UN Hilfsgüter einfliegen. Im Sommer 1993 kommt eine weitere Verbindung hinzu: ein Tunnel, der in von der Regierung gehaltenes Gebiet führt



DER TOD IST ÜBER

eine geradezu kafkaeske Vereinbarung, die von nun an das Schicksal Sarajevos bestimmt: Die bosnischen Serben dürfen die Menschen weiterhin attackieren, unter den Augen der Blauhelme; lediglich der Flughafen und der Korridor in die Stadt müssen verschont bleiben. Die UN-Soldaten wiederum können die Einkesselten jetzt per Flugzeug versorgen, ohne fürchten zu müssen, dass ihre Maschinen beschossen werden. Der Truppe bleibt nur, fortan den tödlichen Geschosshagel auf ihre Schutzbefohlenen um sie herum in Berichten zu protokollieren.

Die Luftbrücke, am Ende länger als jene 1948/49 in das von der Sowjetunion abgeriegelte Westberlin, verhindert eine Hungersnot in der eingekesselten Stadt. Hungrig bleiben die meisten trotzdem, die Hilfslieferungen bringen nur das Nötigste. Doch die Menschen sind erfinderisch. Es gibt Schnitzel aus Brotresten oder Pastete aus Trockenbohnen. Luftkuchen nennen sie einen Kuchen ohne jeden Belag, gebacken in kleinen improvisierten Öfen, abenteuerlichen Konstruktionen, in denen sie alles verfeuern, was zu finden ist. Denn Gas oder Strom (ebenso wie fließend Wasser) gibt es, wenn überhaupt, nur kurz und oft nachts, manchmal lediglich für Minuten. Autobatterien sind kostbar, weil sich mit ihnen eine Glühbirne oder auch mal der Fernseher betreiben lässt. Im serbischen Programm sehen sie dann, wie zum Hohn, die Werbung für Pizza in einer Sendung aus Belgrad, 200 Kilometer Luftlinie entfernt.

Trotz Dauerbeschuss versuchen die Bewohner der Stadt, selbst nach Wochen und bald Monaten der Belagerung, mit enormer Willenskraft den Rest eines Alltagslebens aufrechtzuerhalten. Viele schicken ihre Kinder zur Schule und gehen selbst zur Arbeit in Büros ohne Licht und trotz meist erbärmlicher oder oft monatelang ganz fehlender Entlohnung. Ein Polizist etwa erhält anstatt Geld fünf Zigarettensackungen, die in der staatlichen Fabrik in der Stadt hergestellt werden (auch die Bierbrauerei arbeitet noch). Viele achten penibel auf saubere Kleidung, Frauen tauschen zu groß gewordene Jeans oder Sweatshirts und schminken sich wie vor dem Krieg.

Und das, obwohl sie ständig Gefahr laufen, in Deckung gehen zu müssen. Der Boulevard, der den Flughafen Sarajevos mit der Altstadt verbindet, heißt bald „Sniper Alley“, weil Scharfschützen der serbischen Seite an den großen Kreuzungen freies Schussfeld haben.

ALLEM LEID ZUM TROTZ

halten die Menschen in Sarajevo am Leben fest, gehen zur Arbeit, treffen sich zum Baden in der Miljacka, die die Stadt durchfließt (unten links). Um ausreichend zu essen zu haben, bauen viele Gemüse in Parks und auf Spielplätzen an oder halten Hühner (unten rechts). Und 1993 küren sie eine neue Miss Sarajevo. Diese nimmt die Wahl mit anderen Teilnehmerinnen zum Anlass, per Banner einen Appell an die Weltgemeinschaft zu richten: »Lasst nicht zu, dass sie uns töten«



ALL. UND DOCH LEBT SARAJEVO

Obwohl in der Stadt Container und manchmal auch Planen als Sichtblenden installiert werden, müssen die Menschen vielerorts um ihr Leben rennen.

Nicht wenige setzen der Gewalt kleine Akte der Solidarität entgegen. Ein früherer Olympialäufer holt mehrmals täglich Wasser von öffentlichen Pumpen und versorgt damit ältere Nachbarn in den oberen Stockwerken seines Hochhauses (die Fahrstühle in den Wohntürmen funktionieren schon lange nicht mehr).

Viele Menschen fühlen sich in ihrer Isolation trotz der enormen Hilfslieferungen von der Welt allein gelassen – obwohl Europäer und Amerikaner die Mittel zum Eingreifen hätten und ihrer militärischen Übermacht nach dem Ende der Sowjetunion 1991 niemand ernsthaft etwas entgegenzusetzen hätte. In Sarajevo macht sich eine Art Galgenhumor breit. Das Buchstabenkürzel Nato der westlichen Allianz, so heißt es, stehe nicht

für den Nordatlantikpakt. In Wahrheit habe es eine ganz andere Bedeutung: *No Action, Talk Only*, „nur Reden, kein Handeln“.

Tatsächlich hat sich die Lage in ganz Bosnien-Herzegowina in den ersten Monaten dramatisch zugunsten der Serben verschoben. Bis zum Juli 1992 erobern sie mehr als zwei Drittel des Territoriums

des jungen Staates. Als sich die im Land stationierte jugoslawische Volksarmee offiziell nach Serbien und Montenegro zurückzieht, wechseln Zehntausende aus Bosnien-Herzegowina stammende Soldaten einfach die Uniformen und kämpfen unter der Führung des bosnisch-serbischen Generals Ratko Mladić weiter. Unter seinem Kommando beginnen die „ethnischen Säuberungen“ in den besetzten Gebieten. Eine Umschreibung für Vertreibung und Massenerschießung. So sollen in Bosnien-Herzegowina die erträumten rein serbischen Siedlungsgebiete entstehen.

Muslimische Bewohner werden aus ihren Häusern gejagt. Wer Glück hat, kann fliehen. Etliche Männer aber werden abgeführt und exekutiert, Frauen oft in Lagern festgesetzt, vergewaltigt oder umgebracht. 850 muslimische und kroatische Dörfer werden systematisch ausgelöscht, mehr als 2,2 Millionen Menschen – die Hälfte der Bevölkerung – allein in den ersten vier Monaten des Krieges vertrieben, Zehntausende getötet.

Später wird das auch wegen dieser Gräueltaten 1993 gegründete Internationale Kriegsverbrechertribunal in Den Haag nachweisen, dass die serbischen Nationalisten in Bosnien den Plan für die „ethnischen Säuberungen“ bereits 1991 gefasst hatten.

In der zweiten Jahreshälfte 1992 dringen die serbischen Truppen zwar nicht weiter vor, aber in Sarajevo bleibt es beim Dauerbeschuss. Im Herbst 1992 zerbricht auch die bisherige Koalition zwischen Muslimen und Kroaten. Die bosnischen Kroaten wollen muslimische Gebiete unter die eigene Kontrolle bringen. Alle Volksgruppen bekämpfen sich nun wechselseitig in Bosnien-Herzegowina.

30. JULI 1993. Unter dem Rollfeld des Flughafens von Sarajevo, der weiterhin von der UN-Schutztruppe kontrolliert wird und die Stadt von ebenfalls von der Regierung gehaltenem Territorium auf der anderen Seite trennt, graben bosnische Pioniere seit einiger Zeit von beiden Seiten einen fast einen Kilometer langen Tunnel, nur gut anderthalb Meter hoch. An diesem Tag gelingt der Durchbruch.

Es ist eine prekäre Verbindung zur Außenwelt. Aber sie wird die Lage in Sarajevo grundsätzlich verändern.

Zunächst dürfen nur Soldaten den Tunnel durchqueren, oft durch knöcheltiefen Schlamm, weil Grundwasser eintritt. Doch bald gelangen auch Versorgungsgüter, trans-



portiert auf Loren und in dem schmalen Gang verlegten Schienen, in die Stadt – bis zum Kriegsende neben Munition und Waffen schätzungsweise 20 Millionen Tonnen Nahrungsmittel.

5. FEBRUAR 1994. Die grauenvollen Bilder vom Markale-Markt rütteln, wenn man so will, das Gewissen der Welt wach. Der öffentliche Druck in den Staaten des Westens nimmt zu. Erstmals stellt die Nato daraufhin den bosnischen Serben ein Ultimatum: Entweder ziehen sie ihre Geschütze von den Bergen um Sarajevo ab – oder Kampffjets werden die Stellungen bombardieren. Die Serben fügen sich, und die Lage ändert sich dramatisch zum Positiven. Monatlang schlagen keine Granaten mehr in Sarajevo ein. Zwar feuern weiterhin Scharfschützen, doch die Menschen atmen auf. Erstmals trauen sie sich wieder ohne Angst, von Granaten zerrissen zu werden, ins Freie, sie bauen Gemüse im Garten an, stellen Stühle heraus, um draußen Kaffee zu trinken.

Möglicherweise bewirkt der Schock nach dem Massaker noch eine weitere Veränderung: Seit März 1994 dürfen auch Zivilisten den Tunnel unter dem Flughafen benutzen. Ein Exodus setzt ein. Bis Ende des Jahres werden mehr als 100 000 Menschen die Stadt verlassen. Ein großer Teil der früheren Bewohner Sarajevos ist längst gegangen. Viele muslimische Bosnier sind dagegen zu Beginn des Krieges aus dem Osten des Landes vor der serbischen Soldateska nach Sarajevo geflohen. Nicht wenige Alteingesessene blicken mit Verachtung auf die Neuankömmlinge, *papaks* genannt, „Bauern“, die sehr religiös und traditionellen Werten und Gebräuchen verhaftet sind. Immer mehr muslimische Frauen tragen wieder Kopftuch.

Das Spielfeld im ehemaligen Olympiastadion ist längst zu einem Friedhof geworden, die Särge hat man zum Teil aus den Sitzbänken der Eishalle gezimmert. Hier, wo die Einwohner Sarajevos einst die Weltoffenheit ihrer Stadt gefeiert hatten, bestatten sie nun die Toten des



GEZIelt ZERSTÖREN die Angreifer auch kulturelle Einrichtungen – um die Zeugnisse bosnischer Identität und den multikulturellen Charakter Sarajevos auszulöschen. Im Winter 1993 setzt das Sarajevo String Quartet ein Zeichen dagegen: Es spielt in den Ruinen der Nationalbibliothek



Krieges. Und hier kann es jetzt passieren, dass eine junge Frau, die das Grab ihres gefallenen Mannes besucht, von einem Fremden ermahnt wird, die Haare zu bedecken. Das Klima in der Stadt ändert sich.

1994 wandelt sich auch die strategische Lage im Krieg. Auf US-amerikanische Vermittlung legen Kroaten und Muslime ihren Konflikt bei und kämpfen wieder gemeinsam gegen die serbischen Nationalisten. Allmählich gelingt es ihnen, inzwischen auch besser ausgestattet, ihre Gegner zurückzudrängen.

Die Serben schlagen umso brutaler zurück. So positionieren sie Anfang 1995, ein Jahr nach dem US-Ultimatum, wieder ihre Geschütze in den Bergen oberhalb Sarajevos und beschießen die Stadt heftiger denn je. Amerikaner und Nato schauen zu, zunächst

nicht bereit, früheren Drohungen Taten folgen zu lassen. Die Rückkehr des Granatenterrors zermürbt die Menschen. Lange werden sie nicht mehr durchhalten.

11. JULI 1995. Truppen der bosnischen Serben erobern auf Befehl Ratko Mladićs die Kleinstadt Srebrenica in Ostbosnien und ermorden in den darauffolgenden Tagen systematisch mehr als 8000 Muslime, fast ausschließlich Jungen und Männer. Zwei Jahre zuvor waren Srebrenica, Sarajevo und vier weitere belagerte Städte in Bosnien-Herzegowina von den Vereinten Nationen zu sogenannten *safe areas*, „sicheren Zufluchtsorten“, erklärt worden. Kurz vor dem Massaker sichert



TRAUERENDE IN SARAJEVO:
Mehr als 10 000 Menschen kommen in der einst multikulturellen Stadt während der fast vierjährigen Belagerung um

LITERATURTIPPS

HOLM SUNDHAUSSEN

»Sarajevo. Die Geschichte einer Stadt«

Spannende Reise durch die Jahrhunderte (Böhlau).

MARIE-JANINE CALIC

»Krieg und Frieden in Bosnien-Herzegowina«

Untersucht ausführlich Ursachen und Verlauf des Konflikts (Suhrkamp).



Lesen Sie auch »Das Grauen von Srebrenica«
(aus GEOEPOCHE Nr. 95)
über den Genozid im
Bosnienkrieg auf
www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Als Slowenen und Kroaten im Juni 1991 ihre Unabhängigkeit erklären, beginnt der Kampf um das Erbe des Vielvölkerstaats Jugoslawien. Besonders brutal ist der Konflikt in Bosnien-Herzegowina, das sich im März 1992 von Belgrad lossagt. Ein Brennpunkt des Krieges ist die Hauptstadt Sarajevo, die fast vier Jahre lang von den bosnischen Serben belagert wird.

General Mladić den Menschen in Srebrenica noch persönlich zu, dass ihnen nichts geschehen werde. Die anwesenden niederländischen UN-Soldaten greifen nicht ein. Bis heute ist umstritten, ob die rund 400 Blauhelm-Soldaten das Verbrechen hätten verhindern können.

Bald darauf lassen dann Satellitenbilder von Massengräbern und Zeugnisaussagen überlebender Geflüchteter das Ausmaß der Gräueltat erahnen.

Wie nach dem Anschlag auf die Marktbesucher in Sarajevo ändern die westlichen Regierungen ihre inzwischen wieder weitgehend abwartende Haltung. Großbritannien, Frankreich und die Niederlande entsenden eine Artillerie-Einheit an den Stadtrand von Sarajevo. Deren Geschütze zerstören ab Ende August zahlreiche Stellungen der bosnischen Serben. Gleichzeitig greifen Nato-Bomber serbische Positionen in Bosnien-Herzegowina an.

Erst diese Kampagne bringt die Wende. Die Serben lenken ein. Am 5. Oktober 1995 vereinbaren alle Beteiligten einen Waffenstillstand, bald darauf schließen Izetbegović, der kroatische Staatspräsident Franjo Tudjman und Milošević, der die bosnischen Serben vertritt, nach Verhandlungen bei Dayton, USA, am 21. November 1995 ein Friedensabkommen. Bosnien-Herzegowina bleibt als unabhängiger Staat erhalten, der fortan allerdings aus zwei Teilen besteht: einer sich weitgehend selbstverwaltenden serbischen Republik und einer muslimisch-kroatischen Föderation. Die Hauptstadt bleibt Sarajevo, mehr als ein Drittel des bisherigen Territoriums der Stadt gehört aber fortan zur serbischen Republik.

Deren Belagerung hat nach offiziellen Zahlen der bosnischen Regierung mehr als 10 000 Tote gefordert, kein Mensch in Sarajevo, der nicht Freunde oder Verwandte betrauert. Mehr als 100 000 Wohnungen allein in der Hauptstadt sind beschädigt oder zerstört. In ganz Bosnien dürfte die Zahl der Kriegstoten 100 000 übersteigen, davon viele Opfer von Gräueltaten.

Die aber bleiben meist ungesühnt. Von den Tausenden an Kriegsverbrechen beteiligten Personen muss sich nur ein Bruchteil vor dem internationalen Gerichtshof in Den Haag verantworten. Dazu zählen immerhin ein paar der schlimmsten Kriegetreiber, alle per internationalem Haftbefehl gesucht und schließlich von den serbischen Behörden ausgeliefert: Serbiens Ex-Präsident Milošević, der bosnische Serbenführer Karadžić und sein General Mladić. Milošević stirbt noch vor einem Schuldspruch in der Haft, Karadžić und Mladić verbüßen mittlerweile lange Haftstrafen. Bis zu seiner Auflösung 2017 verurteilt das Tribunal 91 Täter, unter ihnen auch den serbisch-bosnischen General Stanislav Galić, den Kommandeur der Belagerer, die für das Massaker vom Markale-Markt verantwortlich waren.

Der Dayton-Plan hat das Sterben in Bosnien-Herzegowina beendet. Doch eine echte Friedenslösung hat er nicht gebracht. Auch Jahrzehnte später bleibt Bosnien-Herzegowina entlang ethnischer Trennlinien gespalten und politisch gelähmt. Das multikulturelle Sarajevo von einst gibt es ohnehin nicht mehr.

Noch heute sind überall in der Hauptstadt die Spuren der Zerstörungen sichtbar. Am Markale-Markt erinnert eine Gedenkstätte an den schrecklichen Tag im Februar 1994: blutrotes Harz wie zerstreute Blütenblätter in die Löcher im Gehweg gegossen, genau dort, wo das tödliche Geschoss das Pflaster zersplitterte. 200 solcher Einschlagstellen, Rosen von Sarajevo genannt, finden sich noch in der Stadt.

An jedem dieser Orte kamen mindestens drei Menschen durch Granaten ums Leben: als Opfer der längsten Belagerung des 20. Jahrhunderts. ♦

Der Balkan heute FÜR IMMER PULVERFASS?

Die Jugoslawienkriege sind seit mehr als 20 Jahren Geschichte, Nachrichten produziert der Balkan trotzdem noch. Ein Gespräch über den schwelenden Konflikt in Kosovo, die Proteste in Serbien – und den Ursprung unseres von historischen Klischees belasteten Balkanbildes

INTERVIEW: *Mathias Mesenhöller und Joachim Telgenbüscher*

GEOEPOCHE: Seit Kurzem macht der Balkan, genauer gesagt Kosovo, wieder Schlagzeilen. Schuld daran sind Ausbreitungen der serbischen Minderheit, bei denen sogar Nato-Soldaten verletzt worden sind. Warum kommt diese Region auch fast ein Vierteljahrhundert nach dem Ende des Kosovokrieges nicht zur Ruhe?

PROF. MARIE-JANINE CALIC: Zunächst einmal muss man feststellen, dass der Kosovo-Konflikt eine sehr lange Vorgeschichte hat. Dabei geht es schon seit dem 19. Jahrhundert um die Frage, ob alle Albaner in einem unabhängigen albanischen Nationalstaat vereint sein dürfen. Kosovo ist ja nach den Balkankriegen 1912/13 an Serbien angeschlossen worden und später in Jugoslawien aufgegangen, obwohl die Bevölkerung mehrheitlich aus Albanern besteht. Seitdem schwelt der Status-Konflikt. Auch das Eingreifen der Nato im Jahr 1999, nachdem die Gewalt in Kosovo eskaliert war, hat das Problem nicht gelöst, sondern lediglich eingefroren.

Das müssen Sie erklären.

Der Kosovokrieg ist mit einer widersprüchlichen Lösung zu Ende gegangen, weil auch das Völkerrecht an sich widersprüchlich ist. Es garantiert nämlich auf der einen Seite das Selbstbestimmungsrecht der Völker – darauf berufen sich die Albaner in Kosovo –, auf der anderen Seite garantiert es aber auch die territoriale Integrität von Staaten, darauf pochen die Serben. In der Resolution des UN-Sicherheitsrates, die die Nato-Intervention 1999 beendet hat, sind beide Prinzipien verankert. Das macht die

Sache so kompliziert. Beide Seiten – Albaner und Serben – haben legitime Interessen.

Im Jahr 2008 hat Kosovo seine Unabhängigkeit erklärt. Warum hat das den Konflikt nicht entschärft?
Diese unilaterale Unabhängigkeitserklärung war politisch und völkerrechtlich umstritten. Trotzdem haben etliche Staaten Kosovo danach anerkannt. Aber eben auch nicht alle. Bis heute verweigern zum Beispiel Indien, China, Russland, aber auch EU-Mitglieder wie Spanien, Rumänien und Griechenland die Anerkennung. Mittlerweile hat der Konflikt aber einen anderen Fokus. Es geht um die Frage, welche konkreten Rechte die serbische Minderheit haben soll.

Wie viele Serben leben denn noch dort?

Das weiß keiner so ganz genau. Höchstens 120 000, wahrscheinlich aber viel weniger. Diesen Serben, von denen viele im Norden Kosovos wohnen, wurde 2013 auf Drängen von EU und den USA die Autonomie versprochen. Dieses Versprechen ist aber bis heute nicht eingelöst worden. Als Konsequenz hat die serbische Minderheit die Institutionen in Kosovo boykottiert. Die aktuellen Unruhen haben sich daran entzündet, dass die Regierung in mehrheitlich serbischen Gemeinden albanische Bürgermeister eingesetzt hat.

Warum verweigern die Albaner den Serben die Selbstregierung?

Die Albaner befürchten, dass die Serben die Autonomie dazu missbrauchen, um sich langfristig von Kosovo abzuspalten. Außer-

PROF. DR. MARIE-JANINE CALIC
lehrt die Geschichte Ost- und Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Zuletzt veröffentlichte die Historikerin eine »Geschichte des Balkans« (C. H. Beck)





dem könnte Serbien die Selbstverwaltung nutzen, um sich ständig in seinem Nachbarland einzumischen.

Und die lange Vorgeschichte des Konflikts – spielt die nicht auch eine Rolle? Dazu passt, dass wir dieses Interview ausgerechnet an einem 28. Juni führen. Seit einer Kalenderreform ist dies ja der Amselfeldtag.

Natürlich ist Kosovo sehr wichtig für Serbien. Es symbolisiert die serbische Nationalidentität, weil dort 1389 die berühmte Schlacht auf dem Amselfeld gegen die Osmanen stattfand.

Bei der wir gar nicht wissen, wer sie gewonnen hat.

Das stimmt, aber in der serbischen Nationalideologie gilt diese Schlacht als historischer Wendepunkt. Da steht sie für den Untergang des serbischen Großreichs, das ja tatsächlich rund 70 Jahre später vollständig von den Osmanen unterworfen wurde. Trotzdem wäre es unsinnig, zu behaupten, der Ursprung des Kosovo-Konflikts läge im Mittelalter. Der Mythos in seiner heutigen Ausprägung ist sehr viel jüngeren Datums. Er bildete sich erst im 19. Jahrhundert heraus, als die Nationalbewegungen aufkamen, das Osmanische Reich zerfiel und neue Nationalstaaten gegründet wurden.

Wirkmächtig ist der Amselfeld-Mythos trotzdem. Kann der Konflikt nur dann beigelegt werden, wenn die Serben endlich akzeptieren, dass Kosovo nicht ihr heiliger Boden ist, sondern ein souveräner Nachbarstaat?

IM STÄDTCHEN Zvečan

kam es im Mai 2023 zu gewaltsamen Zusammenstößen zwischen Angehörigen der serbischen Minderheit in Kosovo und KFOR-Truppen, nachdem ein albanischer Bürgermeister eingesetzt worden war

Ich würde behaupten, dass die konkreten Probleme der serbischen Minderheit wichtiger sind als die nationalistischen Mythen. In Kosovo geht es nämlich auch um die Nichtdiskriminierung, kommunale Rechte oder auch nur darum, ob man mit dem Auto über die Grenze fahren kann, und solche praktischen Dinge. Das sind legitime Anliegen, und sie haben mit dem Nationalismus nichts zu tun. Ich glaube, wenn man für diese Probleme Lösungen finden würde, dann verschwände auch die mythologische Überhöhung dieses Konflikts.

Das stimmt ja eher hoffnungsfroh.

Ja, wenn es denn dort vernünftige Regierungen gäbe. Die gibt es aber leider nicht. Sowohl in Serbien als auch in Kosovo sind Politiker an der Macht – Aleksandar Vučić in Belgrad und Albin Kurti in Pristina –, die den Konflikt zur populistischen Mobilisierung nutzen und nicht zuletzt dank ihrer nationalistischen Rhetorik gewählt wurden. Wenn Sie mich fragen, könnte man das Kosovo-Problem heute Nachmittag lösen. Leider stehen Vučić und Kurti dem im Wege. Die können ihren Wählern nicht plötzlich sagen: Serbien ist doch nicht der Feind, oder die Albaner sind gar nicht gefährlich. Der Ukrainekrieg hat die Lage noch verschärft.

Weshalb?

Er hat alte Kriegstraumata reaktiviert und politische Spaltungen vertieft. Serbien unterhält enge Beziehungen zu Russland, während Kosovo die Nähe zu den

USA sucht. Das wirkt sich auch auf die Stimmung vor Ort aus. Die Menschen haben Angst. Zumal Russland diese in den sozialen Medien schürt.

Die Angst vor dem Westen?

Vor dem Westen, aber auch vor Übergriffen. Viele Serben quält eine Art Paranoia: Sie fürchten, dass die kosovarischen Sicherheitskräfte sie schon morgen alle vertreiben könnten. Interessanterweise sagen viele Serben und Albaner vor Ort, wenn man sie befragt, dass es menschlich überhaupt kein Problem mit ihren Nachbarn aus der anderen Volksgruppe gibt. Es ist letztlich die Politik, die den Konflikt am Leben erhält. Die politischen und intellektuellen Eliten heizen ihn an, um ihre Macht zu sichern.

Werden wir noch mal einen erneuten Kosovokrieg erleben?

Nein, sicher nicht. Die Situation ist heute eine ganz andere als in den 1990er Jahren. Damals war die Frage der Grenzen und der politischen Neuordnung noch offen. Das ist heute geklärt. Außerdem hat Serbien überhaupt kein Interesse an einer größeren militärischen Konfrontation, das Land verhandelt ja über den EU-Beitritt. Da kann man nicht irgendwo Kriege führen. Es hätte auch gar nicht die militärischen Mittel dafür, das zu tun. Kosovo übrigens auch nicht. Und selbst wenn: Die Nato steht vor Ort und könnte jederzeit Verstärkungen schicken. Niederschwellige Gewaltausbrüche wird es wahrscheinlich immer wieder geben – einen großen Knall nicht.

Ein anderes Thema, das vom Balkan zu uns herübergedrungen ist, sind die Massenproteste in Serbien gegen Präsident Vučić. Ist das die Gegenbewegung zu der nationalistischen serbischen Politik, die Sie eben beschrieben haben? Auf jeden Fall. Vučić hat ja ein quasi autoritäres System geschaffen, das jenem ähnelt, das Viktor Orbán in Ungarn aufgebaut hat. Er kontrolliert einen großen Teil des politischen Geschehens, zum Teil auch informell, und beherrscht weitgehend die Medien. Auf der

anderen Seite gibt es in Serbien traditionell auch ein liberales Spektrum, das westlich orientiert ist. Diese starke Zivilgesellschaft war sehr schockiert, als im Frühjahr 2023 innerhalb kurzer Zeit zwei Amokläufe von Schülern stattgefunden haben.

Wieso hat sich der Schock über die Morde in Wut auf den Präsidenten gewandelt?

Seine Gegner haben Vučić vorgeworfen, diese Gewalttaten zugelassen zu haben. Man muss wissen, dass sich in Serbien 1,5 Millionen Waffen in Privatbesitz befinden. Außerdem sind das Fernsehen und die sozialen Medien voller gewaltverherrlichender Formate. Der Präsident und verschiedene Mitglieder der Regierung fühlten sich wiederum von dieser Kritik provoziert und haben sich daraufhin mehr oder weniger lustig gemacht über die Zeichen der öffentlichen Anteilnahme.

Wie bitte?

Diese Geschichte versteht man nur, wenn man sich bewusst macht, wie extrem polarisiert die serbische Gesellschaft ist: zwischen den nationalen, autoritären Konservativen, für die Vučić steht, und den kosmopolitischen, gebildeten Liberalen. Eine Analystin hat gesagt, die Demonstrationen seien eine Art kollektive

Psychotherapie. Auf der Straße würden die Autokratisierung, die Gewaltdarstellung in den Medien und auch die enger werdenden Spielräume für das demokratische Spektrum aufgearbeitet.

Wie wird der Streit zwischen den beiden Lagern in Serbien ausgehen?

Vučić und die Regierung sind geschwächt durch die Proteste, aber nicht so geschwächt, dass sie zu stürzen drohen. Sie haben

eine recht starke Basis in Serbien. Außerdem fehlt ihren Gegnern eine starke Führungsfigur, die den Protest bündeln und politisch nutzen könnte. In absehbarer Zeit rechne ich daher nicht damit, dass sich viel ändert. Mittelfristig aber schon. Denn in Serbien finden ja auch immer wieder Wahlen statt, und die könnten die Dinge schon auf den Kopf stellen.



DEN PRÄSIDENTEN

als Sträfling wünscht sich dieser Demonstrant auf einer Kundgebung in Belgrad im Juni 2023. Der autoritär regierende Aleksandar Vučić wird von einem Teil der Bevölkerung heftig kritisiert

Sie haben die Verhandlungen mit der EU angesprochen, die sich schon seit Jahren hinziehen.

Wo hakt es denn?

Im serbischen Fall hakt es wegen des Kosovo-Problems. Solange Serbien nicht willens ist, seine

Beziehungen zu seinen Nachbarn zu normalisieren, hat das Land meines Erachtens nichts in der EU zu suchen. Das gilt umgekehrt auch für Kosovo. Aber auch die EU muss etwas tun. Sie muss endlich ihre Institutionen reformieren, damit sie auch in der Erweiterungspolitik wieder handlungsfähiger wird. Solange das Einstimmigkeitsprinzip herrscht, können einzelne Staaten den gesamten Integrationsprozess blockieren. Nach Griechenland hält jetzt Bulgarien alle auf.

Aber wenn der EU-Beitrittsprozess zur Hängepartie wird, läuft Europa dann nicht Gefahr, dass andere internationale Player auf dem Balkan aktiv werden und dass sich die dortigen Staaten Richtung Russland, Türkei oder sogar China orientieren?

Diese Gefahr ist längst Wirklichkeit geworden, sie wurde nur noch nicht richtig wahrgenommen. Nicht nur Russland mischt auf dem Balkan mit, sondern auch Saudi-Arabien, das dort ganz stark seine Version des Islam verbreitet – auch um sein Prestige in der arabischen Welt zu mehren. Und dann ist da natürlich auch China, das mit dem Projekt der „Neuen Seidenstraße“ Kredite vergibt und Infrastruktur in der Region finanziert. Da haben sich in einigen Ländern schon Abhängigkeiten wirtschaftlicher, finanzieller und politischer Natur herausgebildet. Die EU hat nicht wirklich eine Antwort darauf, wie man die Rivalen im Zaum halten kann. Eines ist sicher: Geld allein, wie manche glauben, reicht nicht. Es geht auch um Anerkennung, um das, was man Augenhöhe nennt.

Ist das nicht eine fast schon groteske Wiederholung eines Szenarios, das wir schon mal gesehen haben? Wir haben fünf bis sechs große Mächte, die sich auf diesem doch recht überschaubaren Raum begegnen und dort intensiv konkurrieren?

Meine Antwort ist ein „Ja, aber“. Der Balkan war schon in der Antike eine geopolitische Schlüsselregion, besonders aber später, als die „Orientalische Frage“ aufkam.



MIT NATIONALISMUS

von links hat Albin Kurti (Mitte, mit albanischer Flagge) die Wahlen in Kosovo gewonnen. Seit März 2021 regiert er das kleine Land, das sich 13 Jahre zuvor offiziell von Serbien losgelöst hat

Es gibt aber auch viele Unterschiede zu damals. Im 19. Jahrhundert war der Balkan tatsächlich die Region, in der sich Weltpolitik entschieden hat. Dort hat sich das Gleichgewicht der Mächte ausartiert. Deswegen kam es

zum Ersten Weltkrieg. Heute ist der Balkan eine Schlüsselregion von vielen. Und auch nicht die wichtigste. Das ist der eine Unterschied, und der zweite ist, dass es jetzt eine Multiplikation von Akteuren gibt. Dennoch zeichnet sich auf dem Balkan durchaus wieder eine Rivalität der Mächte ab, ein „Great Game“. In gewisser Weise bildet sich dort auch die viel zitierte multipolare Ordnung mit heraus.

Sie haben eben gesagt, dass sich die Bewohner des Balkans einen Umgang auf Augenhöhe wünschen. Heißt das, wir schauen noch immer auf sie herab? Wie hat sich denn das Balkanbild im Rest Europas im Laufe der Zeit entwickelt?

In der frühen Neuzeit war der Blick auf die Region sehr stark durch das Vordringen der Osmanen und die Türkenkriege geprägt. Damals herrschte die sogenannte Türkenfurcht, also ein sehr negatives Bild. Die Balkanvölker selbst wurden überhaupt nicht als eigenständige Akteure wahrgenommen. Das änderte sich erst Ende des 18. Jahrhunderts mit der Aufklärung und mit den beginnenden Nationalbewegungen, vor allem mit den Aufständen der Serben und der Griechen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Nun entdeckte man im Westen plötzlich diese tapferen christlichen Völker, die sich gegen die vermeintlich bösen, rückständigen und despotischen Türken auflehnten. So entstand zeitweilig ein sehr positives Bild, das auch Johann Wolfgang von Goethe, die Gebrüder Grimm oder der Historiker Leopold von Ranke pflegten. Und natürlich auch die Philhellenen – die Griechenfreunde – in Bayern.

Wie muss man sich dieses Bild vorstellen? Der Balkan als Heimat edler Wilder?

Das ist nur ein Aspekt. Leopold von Ranke hielt die Serben, über deren Aufstand er ein Buch geschrieben hatte, für bemerkenswert fortschrittlich. Sie hatten sich nämlich bereits 1835 eine Verfassung gegeben, die

die Macht des Fürsten mittels der Gewaltenteilung einschränkte, damals eine ungeheuer moderne Idee. Voll umgesetzt wurde sie allerdings nicht. In dieser Zeit, der Romantik, haben wir es mit einem idealisierten Bild von freiheitsliebenden Völkern zu tun. Man hat nach der Volkskultur und den Ursprüngen der europäischen Zivilisation gesucht. Und sie zum Teil auf dem Balkan entdeckt. Die Philhellenen betonten, dass in Griechenland die Demokratie entstanden sei. Dieses Bild wandelte sich dann im 19. Jahrhundert, als das Osmanische Reich auseinanderfiel und sich die Freiheitskriege als ziemlich grausame Sache erwiesen.

Das war die Zeit, in der das berühmte Pulverfass-Klischee entstand.

Ja, das war in den letzten drei oder vier Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende, in denen die Nationalbewegungen in blutigen Freiheitskämpfen gipfelten, gegen die die Osmanen mit großer Gewalt vorgingen. Über die schrecklichen Folgen, die Vertreibungen, den Massenmord, haben europäische Journalisten ausführlich berichtet. Erstmals auch begleitet von Fotografien. Zugleich hatte das Bild vom Pulverfass – ganz im Geist der Zeit – immer auch einen imperialistischen Unterton. Nach dem Motto: Die da unten, die können sich nicht selbst regieren, die brauchen Mächte, die Ordnung schaffen.

Mit dem Pulverfass-Bild wurde also auch die Einflussnahme legitimiert?

Absolut. Zugleich gab es in der europäischen Gesellschaft eine voyeuristische Lust auf die Nachrichten vom Balkan. Aber nicht nur darauf: auch auf Abenteuergeschichten, die in der Region spielten, wie etwa jene von Karl May. Die Balkan-Reiseliteratur war ein eigenes Genre, das einerseits ein Informationsbedürfnis, aber auch ein Unterhaltungsbedürfnis beim Publikum befriedigte. Die fremdartig anmutende Welt des Balkans mit ihrer bunten Ethnografie war die perfekte Projektionsfläche.



IHRE HOFFNUNGEN

setzen viele Menschen in den Balkanländern auch auf Europa. Doch die Beitrittsverhandlungen zwischen der EU und etwa Serbien kommen seit Jahren nicht zum Abschluss (Demonstration in Belgrad, Juni 2023)

Was genau wurde da projiziert?

Vielleicht auch das Wunschbild einer heilen, bäuerlichen Welt. In jener Zeit industrialisierte sich Deutschland ja mit allen Verwerfungen, die das nach sich zog. Zusammen mit der gefährlich-faszinierenden Seite entstand dann ein charakteristisches Balkanbild, das sich in den Kriegen 1912/13 verfestigte. Aus diesem reichhaltigen Schatz, der zum Teil bis in die Epoche der Türkenkriege zurückreicht, bedienen sich unsere heutigen Vorstellungen über den Balkan. Als Jugoslawien 1991 auseinanderfiel und wieder Krieg ausbrach, lebten die alten Klischees noch einmal auf.

Mittlerweile leben in Deutschland viele Menschen, die eine persönliche Verbindung zum Balkan haben. Sei es, weil sie selbst oder ihre Vorfahren von dort stammen. Könnte das dazu führen, dass sich das Balkanbild mittelfristig zum Positiven ändert? Oder ist das Pulverfass-Motiv zu wirkmächtig?

Ich glaube schon, dass sich das ändert, so wie es sich schon früher wellenartig verändert hat. Das passiert

immer in Abhängigkeit von den realen Gegebenheiten. Und die Beziehungen werden ja enger. Sollten tatsächlich irgendwann alle Balkanländer in die EU aufgenommen werden, dann wird man sie sicher nicht mehr als ein „Nicht-Europa“ sehen. Sondern als ein Teil von uns. Nicht zuletzt sind die Fachkräfte vom Balkan überall sehr willkommen. Also, da gibt es schon jetzt ein Gegenarrativ. Ich merke das auch an der Universität.

Inwiefern?

In meinen Lehrveranstaltungen zum Thema stelle ich zu Anfang meinen Studierenden häufig die Frage: Was assoziieren Sie, wenn Sie den Begriff „Balkan“ hören? Früher drehten sich die Antworten oft um den Krieg und andere fürchterliche Dinge. In letzter Zeit sagen manchmal Leute: Cevapcici. Die Generation, die heute studiert, hat die Jugoslawienkriege ja selbst nicht erlebt. Es ist natürlich nur eine Anekdote, aber vielleicht deutet sich da ja wirklich schon der nächste Wechsel des Balkanbildes an. ◇

MENSCHEN DAHINTER



FACHBERATUNG

Dr. Anna Vlachopoulou

Die Familiengeschichte der Forscherin von der Universität München spannt einen geografischen Bogen über den gesamten Balkan: Ihre Vorfahren stammen aus dem damals noch habsburgischen Österreich – und aus den griechischen Siedlungen Kleinasien. Auf Reisen zwischen beiden Regionen wuchs auch ihr akademisches Interesse an der Geschichte Südosteuropas, besonders für jene Zeit vor 1800, als die Nationen mit all ihrem schwierigen Ballast noch nicht „erfunden“ waren.



HEFTKONZEPT

Samuel Rieth

Für das Konzept dieser Ausgabe wertete der studierte Historiker nicht nur etliche Fachbücher aus, er nutzte auch seine Erinnerungen an eine mehrwöchige Balkanreise. Im vergangenen Jahr sah Rieth im noch immer von den Kriegsfolgen gezeichneten Sarajevo, wie geschichtsträchtig die Region ist – unter anderem besuchte er jene Stelle, an der 1914 Gavrilo Princip den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand erschossen hatte. Seit Mai 2023 widmet sich Samuel Rieth einer neuen Aufgabe.



TEXTREDAKTION

Gesa Gottschalk

Als die Autorin vor 20 Jahren in Thessaloniki studierte, traf sie sich mit Freunden am Triumphbogen des Galerius, ging täglich an byzantinischen Kirchen vorbei. Die jüdische Vergangenheit der Stadt aber blieb unsichtbar – obwohl die Universität auf dem zerstörten jüdischen Friedhof steht. Für GEOEPOCHE lässt Gottschalk dieses Kapitel lebendig werden (Seite 60).

GESCHICHTE AUS DEM QUALITY BOARD

60 000 Awaren setzten die Byzantiner im Jahr 578 über die Donau, damit die Reiterkrieger auf dem Nordufer des Stroms die für sie lästigen Slawen bekämpfen konnten. 60 000 Mann mitsamt Pferden – die Zahl, die der spätantike Geschichtsschreiber Menander nennt, ist spektakulär. Nur ist sie leider aller Wahrscheinlichkeit nach falsch, genauer gesagt: viel zu hoch. Generell sind solche Größenangaben in antiken oder mittelalterlichen Werken oft frei erfunden und sagen letztlich nicht mehr aus als „sehr viele“. Doch auch bei der Beschäftigung mit der Neuzeit begegnen dem Verifikationsteam von GEOEPOCHE mitunter Zahlen, deren Höhe sie misstrauisch stimmt. So findet sich häufig die Behauptung, im kommunistischen Albanien habe Diktator Enver Hoxha unglaubliche 750 000 Bunker errichten lassen. Gründliche Recherche zeigt allerdings: Tatsächlich gebaut wurden wohl nur rund 170 000 (auch das eine gewaltige Menge für ein Land von gut drei Millionen Einwohnern) – bei der verdächtig hohen Angabe hingegen handelt es sich nur um die ursprünglich angestrebte Zahl.

Alle Texte in GEOEPOCHE werden vom GEO-eigenen Quality Board einem Faktencheck unterzogen

AUF DEN SPUREN DER VERGANGENHEIT

**1 Jahr GEO EPOCHE für nur 84,- € lesen
oder verschenken und Wunsch-Prämie sichern!**



GEO EPOCHE-Bestseller

- „Der Kalte Krieg – 1947-1991“
- „Das Jahr 1968 – Studentenrevolte, Hippies, Vietnam“

Ohne Zuzahlung

**Prämie
zur Wahl!**



10,- € Amazon.de-Gutschein

- Für Ihre nächste Online-Shopping-Tour
- Einlösbar für Millionen Produkte auf Amazon.de

Ohne Zuzahlung

Gleich Prämie wählen und bestellen:

6 Ausgaben GEO EPOCHE plus 1 Sonderausgabe von GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 84,- € oder 6 Ausgaben GEO EPOCHE mit DVD plus 1 Sonderausgabe von GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 129,- € – ggf. zzgl. einmaliger Zuzahlung für die Prämie. Studierende lesen mit 40% Rabatt (ohne Prämie). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Alle Preisangaben inklusive MwSt. und Versand. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



oder



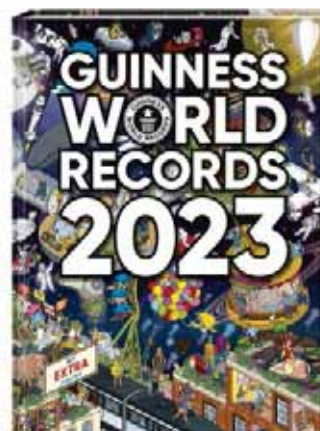
- 6 x GEO EPOCHE + 1 Sonderausgabe von GEO EPOCHE portofrei nach Hause
 - DVD auf Wunsch zu jedem Heft
 - Inkl. digitaler Ausgabe
- Zum Lesen auf Tablet, Smartphone oder PC



Asia-Messerset „Taki“

- 3 Messer im japanischen Stil
- Für Fisch, Fleisch oder Gemüse
- In dekorativer Geschenkbox

Zuzahlung: nur 1,- €



Buch „Guinness World Records 2023“

- Mit den besten neuen Rekorden und den beliebtesten Rekord-Klassikern
- Im Zentrum steht das Thema Weltall

Ohne Zuzahlung

www.geo-epoche.de/abo

+ 49 (0) 40 / 55 55 89 90

Bitte Bestell-Nr. angeben:

ohne DVD selbst lesen
mit DVD selbst lesen

183 3806
183 3845

ohne DVD verschenken
mit DVD verschenken

183 3807
183 3846

ohne DVD als Student lesen
mit DVD als Student lesen

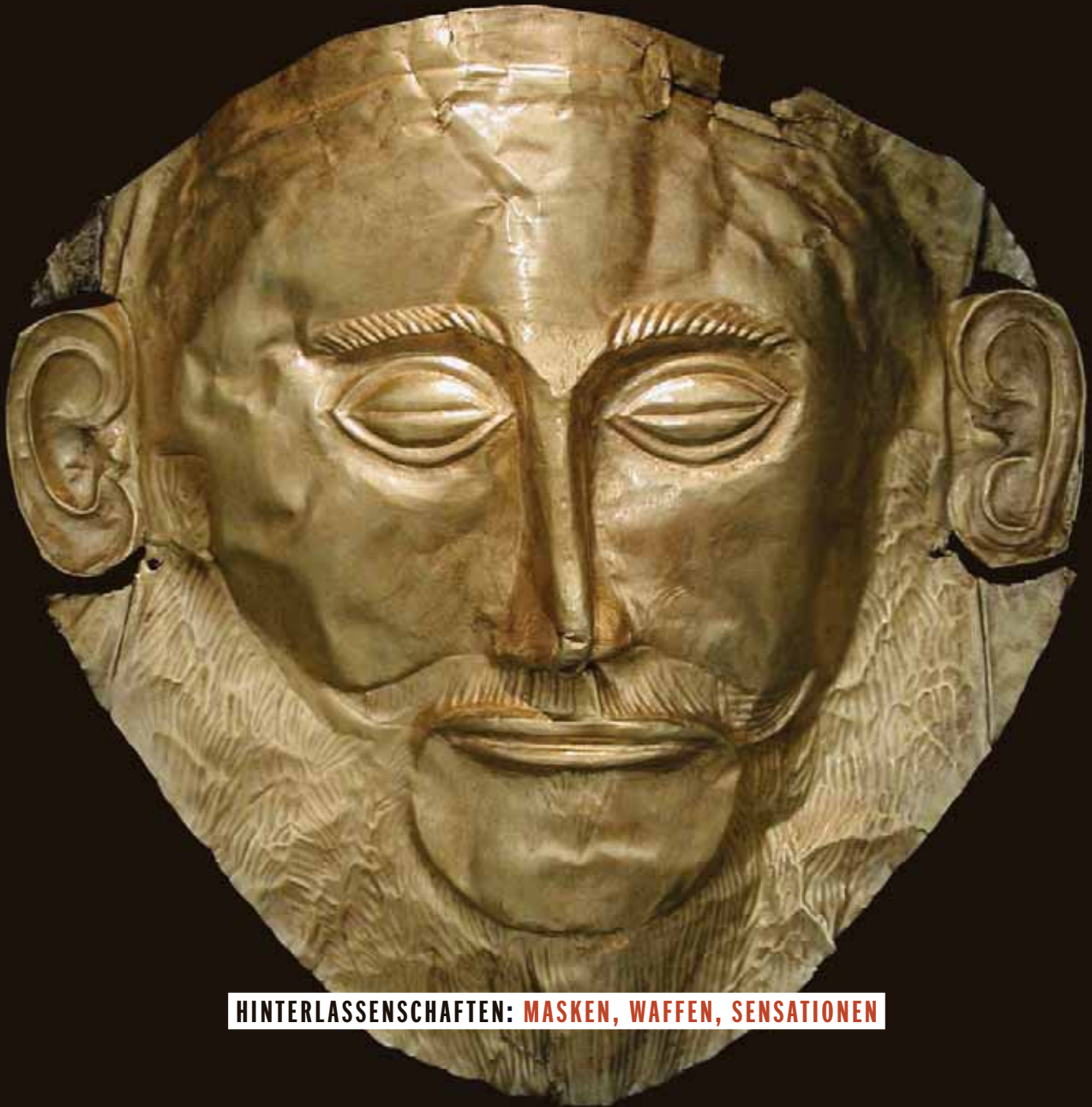
183 3808
183 3847

Vorschau

DIE BRONZEZEIT

EINE ÄRA DER INNOVATIONEN

Im 4. Jahrtausend v. Chr. entdecken findige Metallurgen in Vorderasien einen Stoff, aus dem sich bessere Waffen und Werkzeuge fertigen lassen als je zuvor: Bronze. Die Gier nach der Legierung aus Kupfer und Zinn befeuert den Aufstieg vieler Hochkulturen – trägt aber auch deren Ende schon in sich



HINTERLASSENSCHAFTEN: MASKEN, WAFFEN, SENSATIONEN



**SCHLIEMANN: TROJA UND DER
»SCHATZ DES PRIAMOS«**



KRETA: IM LABYRINTH DES MINOTAURUS

WEITERE THEMEN

ESSAY: Der Siegeszug der Bronze

GROSSBRITANNIEN: Das Goldcape von Mold

SPANIEN: Rätselhafte El-Argar-Kultur

TIRYNS: Alltag hinter Zyklopenmauern

HETHITER: Volk der tausend Götter

Diese Ausgabe von **GEOPÖCHE** erscheint
am 6. Oktober 2023



**DAS WRACK VON ULUBURUN:
EIN SCHIFF AUF BESONDERER MISSION**



KRISE: DER ERSTE UNTERRANG DER ZIVILISATION



MITTELEUROPA: DER FÜRST VON LEUBINGEN

»Diese außergewöhnliche
Halbinsel – von der Natur so
verwöhnt und von der
Geschichte so zugerichtet.«

*Leo Trotzki (1879–1940), russischer
kommunistischer Revolutionär, in einem Artikel
über die verheerenden Balkankriege,
die er 1912/13 als Korrespondent miterlebte*

